

# Heimatkundliche Blätter



# Balingen

Jahrgang 41

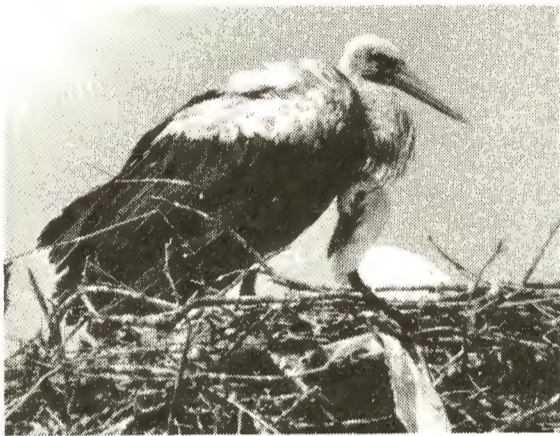
31. Januar 1994

Nr. 1

## Der Weißstorch – erneut „Vogel des Jahres“

Von Dr. Karl Eugen Maulbetsch/Balingen

Das Wappentier des ehemaligen Deutschen Bundes für Vogelschutz, jetzt Naturschutzbund Deutschland, erhielt nach 1984 erneut den Titel „Vogel des Jahres“. Mit dieser Wahl machen zwei naturschutztreibende Organisationen, der Naturschutzbund und der Landesbund für Vogelschutz in Bayern, nicht nur auf die akute Bedrohung ein Vogelart aufmerksam, sondern auch auf die anhaltende Zerstörung von Feuchtwiesen und Auenlandschaften. Mit dem Niedergang dieser Ökosysteme sind zahlreiche andere Tier- und Pflanzenarten ebenfalls vom Aussterben bedroht.



Horst in der Uckermark/Land Brandenburg: Altvogel spendet Schatten.

Foto: Sepp Kriszat, Schwedt/Oder

klimatische und pflanzengeographische Verhältnisse über die Verbreitung in Europa. Die Nordgrenze verläuft entlang der Ostseeküste. Im Osten entspricht die Grenze etwa dem 40. Längengrad. Die Verbreitungsschwerpunkte liegen in Südwest- und Osteuropa; in West- und Nordwesteuropa brüten dagegen nur wenige Paare. Die europäischen Weißstörche fliegen auf relativ engen Zugstraßen (Schmalfrontzieher) im Herbst von ihren Brutarealen in die südlichen Winterquartiere und im Frühjahr wieder zurück.

Dabei gibt es zwei Routen, eine westliche und eine östliche. Diese sind durch eine Zugstrecke getrennt, die am Ijsselmeer in Holland ansetzt und entlang einer Linie Nürnberg – Augsburg nach Süden verläuft. Die westliche Population zieht über Frankreich, Ostspanien, Gibraltar, Marokko in die Savannengebiete Westafrikas. Dort splitten sich die Flugwege auf. Die „Oststörche“ fliegen über den Bosphorus, die Türkei, die Landenge von Suez und das Rote Meer bis nach Ägypten. Von dort setzt sich die Zugstraße bis nach Südafrika fort. (s. Abb.). Die Vögel umfliegen auf beiden Strecken größere Meeresflächen, wie z. B. das Mittelmeer. Der Grund dafür liegt in der Energieeinsparung: Während des Zuges nutzen die Störche nämlich die thermischen Aufwinde über dem Festland aus – diese fehlen in Meeresgebieten.

Die Rückkehr aus dem Winterquartier in die Brutgebiete geschieht von März bis April. Meistens treffen die Männchen, oft am alten Horst, zuerst ein, die Weibchen folgen einige Tage später nach. Bei Anwesenheit von Nebenbuhlern gibt es heftige Kämpfe. Die Nester aus Zweigen und einer spärlichen Polsterung werden aufgelockert und jährlich weiter ausgebaut. Neben Nistplätzen in der Nähe des Menschen (Kulturfolger) auf Häusern, Schornsteinen, Türmen, Ruinen und Masten gibt es, jedoch seltener, Horste auf Bäumen feuchter Wiesenlandschaften oder in der Nähe von Teichgebieten und Flußauen. Diesem Lebensraum entlehnt ist übrigens der Name „Sumpfgänger“, eine oft in Geschichten und Liedern vorkommende volkstümliche Bezeichnung für den Weißstorch.

Das Gelege umfaßt 3 bis 4 weiße Eier, die von beiden Tieren abwechselnd in 30 bis 34 Tagen ausgebrütet werden. Beide Altvögel beteiligen sich an der Jungenaufzucht. Während der ersten 3 bis 4 Lebenswochen bleibt ein Elternteil stets bis zur Ablösung am Nest. Die Begrüßungszeremonie beginnt jeweils damit, daß der ankommende Vogel den Kopf auf den Rücken legt und ihn dann langsam unter ständigem Klappern nach vorne nimmt. Auf diese weithin hörbare Lautäußerung geht die Be-



Die Zugstraßen des europäischen Weißstorchs – Herbstzug



Horst in der Uckermark/Land Brandenburg: Ablösung am Nest.

Foto: Sepp Kriszat, Schwedt/Oder

Vor etwa 150 Jahren war der Weißstorch, auch Klapperstorch oder Adebar genannt, mit 300 Brutpaaren in Württemberg, in vielen Dörfern ein prominenter Dachbewohner. Heute gibt es in Baden-Württemberg nur noch wenige Paare (Stand 1984: 20 Paare). Der Horst in Riedhausen am Rande des Pfrunger Rieds ist z. B. einer der wenigen regelmäßig besetzten. Im Zollernalbkreis können Störche allenfalls auf dem Durchzug beobachtet werden. Die Feuchtwiesen in den Naturschutzgebieten Salenhofweier (Gemarkung Haigerloch) und Gnagen (Gemarkung Ostdorf) dienen gelegentlich als Rastplätze.

Der bis auf die schwarzen Schwungfedern weiße Vogel mit rotem Schnabel und Beinen ist etwa 1 m groß. Die Spannweite, der Wert für den Abstand zwischen den Flügelspitzen, dürfte z. T. 2 m übersteigen. Im Gegensatz zum Meeressegler Albatros mit seinen spitz zulaufenden Flügeln hat der Landsegler Weißstorch mehr rechteckige Flügelformen. Diese sind beim Segelflug an den Seiten aufgefingert. Dadurch wächst der Auftrieb und der Widerstand sinkt. Beim Landeanflug verhindert das Aufspreizen, daß der Vogel bei den notwendigen geringen Geschwindigkeiten nicht zu steil anfliegt oder gar abstürzt.

Eine für das Gleitvermögen weitere wichtige Größe ist die Körpermasse. Bei 5 im Jahre 1992 in das Therapiezentrum in Tailfingen eingelieferten Störchen schwankten die Werte zwischen 2,5 und 4,4 kg.

Die Weißstörche meiden geschlossene Waldbestände. Oft wird der Bestand an Jungstörchen durch langanhaltende naßkalte Witterung stark dezimiert. Auch die Altvögel leiden darunter. Somit bestimmten und bestimmen

zeichnung „Klapperstorch“ zurück. (Der Verfasser konnte dieses faszinierende Verhalten mehrfach an Horsten in Mecklenburg-Vorpommern, Brandenburg und am Neusiedlersee beobachten).

Später beteiligen sich beide Altvögel gleichzeitig an der Nahrungsbeschaffung. Die Nahrung setzt sich aus Insekten, Regenwürmern, Lurchen, Kriechtieren und Nagetieren zusammen. Das Futter wird aus dem Schlund hervorgewürgt. Die Nestlinge nehmen es beim Herunterfallen oder vom Nestboden auf. Nach etwa 65 Tagen sind die Jungvögel flugfähig. Diese werden aber noch weiter gefüttert, maximal bis zu zwei Wochen. Der Abflug in die Winterquartiere erfolgt Ende August. Nach 3 bis 5 Jahren sind die Jungstörche geschlechtsreif.

Der Bestand der europäischen Weißstörche ist im gesamten Verbreitungsgebiet gefährdet. Innerhalb von 50 Jahren haben die „Weißstörche“ um 70% abgenommen, die Rate für die „Oststörche“ beträgt für dieselbe Zeitspanne um 48%. In Holland, Belgien und in der Schweiz ist der Weißstorch als Wildvogel bereits verschwunden. Die durchschnittlichen Werte der jährlichen Bestandänderungen sind z. B. -3,7% für die alten und -1,1% für die neuen Bundesländer, -6,3% für Dänemark und -1,1% für Polen. Oder: 1934 gab es in Deutschland 9000 Brutpaare bzw. in den alten Bundesländern 4400 Paare; 1991 umfaßte der Bestand 3225 bzw. 585 Paare. Die Situation in den neuen Bundesländern ist derzeit nicht ganz so dramatisch. In Brandenburg sind mit ungefähr 120 Brutpaaren positive Tendenzen zu verzeichnen. Dies könnte sich mit der Übernahme der im Westen praktizierten intensiven Landnutzung ändern. Aus den Zahlen geht nämlich hervor, daß die Bestandstrends mit der Intensität der landwirtschaftlichen Nutzung korrelieren. Die Hauptursachen des Rückganges sind:

1. Zerstörung der Nahrungsgrundlagen durch entsprechende Biotopverluste. Dazu gehören die Beseitigung von Kleingewässern, die Trockenlegung von Feuchtwiesen und Flußauen, Grünlandumbrüche und Flächenverluste durch Verbauung.

2. Dezimierung der Nahrungsgrundlagen durch den Einsatz von Bioziden mit zunehmender Vergiftung der Beutetiere

3. Verminderung der Nahrung durch den Einsatz des Kreiselmähers. Untersuchungen zeigen, daß Beutetiere beim Einsatz eines Balkenmähers wesentlich größere Chancen zum Überleben haben.

Diese Faktoren sind auch in Baden-Württemberg hauptsächlich für den Bestandsrückgang verantwortlich. Verluste gibt es außerdem durch Störungen am Horst, durch den Mangel an geeigneten Nistplätzen, durch Verfolgung, durch die Verdrängung der Landschaft, während des Zuges und im Winterquartier.

Mit dem Aussetzen von Zuchtstörchen an ehemaligen Brutplätzen in Baden-Württemberg, insbesondere im Rheintal und in Oberschwaben, und einer Verbesserung der Nahrungsgrundlage sollte der dortige Bestand stabilisiert bzw. verbessert werden. Zur Verwirklichung dieser Idee wurde im Jahre 1984 ein vom Naturschutzbund und dem Land Baden-Württemberg getragenes Weißstorchprojekt initiiert. Die Bestandszahlen nahmen zwar zu, sie täuschten jedoch eine positive Bilanz vor. Die ausgewilderten Horstpaare haben ihr Zugverhalten verloren. Die von ihnen ausgebrüteten Jungstörche zogen zwar nach Süden, einige fortpflanzungsfähige Rückkehrer ließen sich jedoch in Gebieten nieder, die zu wenig Nahrung boten. Ohne Zufütterung war eine erfolgreiche Jungenaufzucht nicht möglich. Ein Storchenpaar braucht nämlich etwa 200 ha feuchtes Grünland, um die Brut ohne fremde Hilfe aufzuziehen. Einige Landschaftsbilanzen aus dem Jahre 1992 zeigen, daß der Weißstorch aus Mangel an ausreichenden Nah-

rungsflächen, bis auf wenige Ausnahmen, in Baden-Württemberg als Wildvogel nicht überleben kann.

Der Mensch schuf z. B. in Mitteleuropa, durch Rodung der Wälder offene Landschaften. In diese konnte der Weißstorch vordringen. Die gegenwärtige intensive Bewirtschaftung feuchter Grünlandgebiete und die Drai-

nage ganzer Landschaften zwingt ihn jedoch wieder zum Rückzug. Nur bei einer ökologischen Landnutzung auf breiter Basis hat der Weißstorch in Deutschland eine Überlebenschance.

Dr. Karl-Eugen Maulbetsch  
Naturschutzbund Deutschland  
OG Balingen

## Prinz Carneval in Ebingen

Zur Einführung der „Fasnet“ im 19. Jahrhundert – von Ingrid Helber

**Hexentanz vor Schloßbergtürmen und wildes Geheul ums Fasnetsfeuer – so präsentierte sich 1992 die erst wenige Jahre alte Ebingener Narrenzunft auf dem Marktplatz vor dem Rathaus. Und tatsächlich scheint sich der Narren-Brand ausgebreitet zu haben, denn immer mehr Mitglieder strömen diesem Verein zu. Da fragt sich mancher alte und junge Ebingener: „Wird hier etwas völlig neues präsentiert oder basiert die Fasnet in dieser Stadt auf einer längerer Tradition?“**

Fasnet und Narretei weisen allgemein auf eine lange Tradition hin. Ob sie heidnischen Bräuchen entspringen, sei dahingestellt. Vieles schriftliche und bildliche Hinweise gibt es seit dem Mittelalter. Masken, Strohputzen, Schmalzgebäck und Funkenschlagen am Sonntag nach Fasnacht<sup>1)</sup> bildeten sich im Laufe der Zeit in einzelnen Regionen äußerst individuell heraus, doch ist es immer wieder überraschend, Gemeinsamkeiten über eine Entfernung von mehreren hundert Kilometern festzustellen. Besonders beliebt war die Darstellung des Pferdes, dessen Spur sich von Nürnberg über Rottweil bis nach Pamplona im spanischen Baskenland verfolgen läßt. Martini (11. 11.) als Zins- und Lösetermin für Knechte und Mägde stand am Beginn der närrischen Saison.

Den Höhepunkt der Fastnacht stellte im Jahreslauf der Wechsel von Winter zu Frühjahr dar und war deshalb mit allerlei Fruchtbarkeitsbeschwörungen verbunden. In manchen Orten wurde die Fastnacht vergraben oder verbrannt, sie mußte Frühjahr und Sommer weichen. Für den christlichen Jahreslauf markierte sie den Wendepunkt von der überschwinglichen Lebensfreude mit allerhand leiblichen Genüssen zur Fastenzeit, die mit ihren strengen Regeln bis Ostern andauerte.

Der Begriff „Narr“ war stets mit Sünde und Gottesferne verbunden. Als Kennzeichen dienten ihm Schelle, Narrenkappe, Eselsohren und Spiegel. Bildhafte Darstellungen von Narren erscheinen vermehrt am Übergang von Spätmittelalter zur Neuzeit. Besonders in den großen süddeutschen Städten wie Nürnberg oder Ulm (auch Frankfurt) veranstalteten die Gesellen, das waren damals noch die Patriziersöhne, zur Fasnetszeit bevorzugt Turniere mit Stechen, was sonst nur dem Adel vorbehalten war. Die Bürger schlüpften in die Rolle des Edelmannes, des weiblichen Geschlechts, des dummen Bauern oder furchterregenden Teufels sowie wilder Tiere, um auf diese Weise sich selbst, Bekannten oder der Obrigkeit den Narrenspiegel vorzuhalten. Die Zünfte beteiligten sich ebenfalls stark an diesem Treiben. Es ermöglichte ein Heraustreten aus dem Alltag und die Inszenierung einer „verkehrten Welt“. Als Ventil für soziale und politische Kritik konnten auch die Umzüge, meist unter Mitführung eines Narrenschiffes, dienen. Die Räte der großen Städte hatten Probleme, den Fasnetsablauf zu reglementieren. Nicht wenige Klagen wurden niedergeschrieben über rohes und unflätiges Verhalten, losen Umgang mit dem anderen Geschlecht.

### Messerstechereien oder Aufruhr<sup>2)</sup>

Aus diesem Grunde verbot auch die württembergische Landesordnung von 1620 jegliche Vermummung bzw. das Tragen von Butzenkleidern. Herzog Ulrich hatte sich 1534 mit seinem Territorium der Reformation angeschlossen. Die unter Herzog Christoph erlassene Württembergische Große Kirchenordnung

von 1555 lehnte die Fastenzeit ab, da die Menschen grundsätzlich das ganze Jahr über ein genügsames, bescheidenes Leben führen sollten und deshalb das Fasten nicht für nötig gehalten wurde. Kirchensimulationen sorgten dann über mehrere Jahrhunderte hinweg dafür, daß diese Grundsätze eingehalten wurden, und so gingen im evangelischen Württemberg die Fasnetsbräuche nach und nach verloren.

Im 19. Jahrhundert kamen viele Veränderungen auf die Menschen zu. Die napoleonische Flurbereinigung sprach 1803 mit dem Reichsdeputationshauptschluß Württemberg die Kurwürde sowie erhebliche territoriale Erweiterung zu. Von den neuen Untertanen waren mehr als die Hälfte Katholiken. Der Ausbau des Eisenbahn- und Straßennetzes um 1850 unterstützte das Einsetzen der Industrialisierung. Die verstärkten Besuche einheimischer Unternehmer in den schon bestehenden Industriezentren bewirkten neue Impulse. Die Möglichkeit, in einer der vielen Fabriken einen Arbeitsplatz zu finden, führte bei der katholischen Landbevölkerung der Region zu einer Einwanderung nach Ebingen und in den Talgang.

Nachdem zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Zünfte aufgelöst worden waren, die ihren Mitgliedern auch gesellige Zusammenkünfte in den Zunftstuben geboten hatten, übernahmen die Vereine als eine Art Nachfolgeorganisationen diese Aufgaben. Sie pflegten vor allem Geselligkeit und Unterhaltung.

Der Frage nach der Tradition der Fasnet in Ebingen soll nun nachgegangen werden. Doch wo findet man noch Informationen über das Fasnetstreiben der Vorfahren? Augenzeugen, die über das ausgehende 19. Jahrhundert berichten könnten, leben heute nicht mehr. Was jedoch von allgemeinem Interesse war oder etwas Außerordentliches darstellte, spiegelte sich auch schon früher in den Zeitungen wider. Ab 1870 finden sich in dem in Ebingen erscheinenden „Albboten“ Informationen über Fasnetsaktivitäten in und um Ebingen<sup>3)</sup>. Fasnetsveranstaltungen nahmen ab 1880 zu, und detaillierte Berichte über die Feiern der einzelnen Vereinigungen erschienen ab 1884.

Die Organisation der Fasnetsveranstaltungen lag nach den Zeitungsberichten ab dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts bei den Vereinen. Später setzten sich die Arbeiter der Hutfabriken Daiber und Lieb fürs Fasnetstreiben ein. Immer wieder boten verschiedene Vereine ihren Mitgliedern in der närrischen Jahreszeit Bälle und Feste an, so das „Fastnachts-Comité“ 1870 im Gasthof „Post“, 1876 das „Ball-Comité“ im gleichen Lokal und 1879 der Sängerbund im „Schwarzen Adler“. Der „Männergesangverein“ hielt seine Fasnetsfeiern ab 1881 traditionell auf der Gastwirtschaft „Unoth“ ab. Ab 1886 feierte der „Hutmacher-Gesangverein Liederkrantz“ am Rosenmontag im Gasthof zum „Stern“, von Zeit zu Zeit auch im Saalbau. Dieser Verein stellte erstmals 1886 einen organisierten Fasnetsumzug auf, der 1887, 1890 und 1900 eine Wiederholung fand.

Der seit 1839 bestehende Gesangsverein Harmonie lud seine Mitglieder stets in den „Saalbau“ ein, ebenso wie ab 1883 der Musikverein. Der Gesangsverein Eintracht veranstaltete seine Fasnetsbälle ab 1883 ebenfalls im „Saalbau“, ab 1887 in der damaligen Turnhalle. Im Jahr 1890 führte der 1884 gegründete „Kaufmännische Verein“ einen Herrenabend und eine maskierte Kneipe im Gasthaus „Post“ durch. Der Turnverein annoncierte 1897 erstmals für eine Fasnetsfeier im „Saalbau“.

Von den genannten Vereinen war der Männergesangsverein der traditionsreichste. Denn 1887 urteilte der Lokalredakteur, daß „der Verein, ohne Reklame zu machen, diesen Ball seinen 28 Vorgängern würdig an die Seite stellen“ konnte. Rechnet man zurück, so stellt sich heraus, daß der Männergesangsverein erstmals im Jahr 1859 mit Fasnetsfesten begonnen hatte. Doch widersprechen diese Angaben einer Aussage der Redaktion im Jahr 1899, als von 29 Vorgängerbällen gesprochen wurde.

Von Beginn an gehörten Theateraufführungen, Gesangsdarbietungen und Tanzvergnügen zum Programm. Somit bot die Fasnet für die Vereine die Möglichkeit, sich auf humoristische Weise darzustellen bzw. monatelang Geprobtes vorzuführen. Der erste Fasnetsball, der in den Zeitungen nachgewiesen werden kann, fand am 26. Februar 1870 im Gasthof zur Post statt. Auf Einladung des Fastnachts-Comités hatte im „Schwarzen Adler“ ein Treffen stattgefunden, bei dem die Übernahme der Theaterrollen besprochen wurde. Das Jahresmotto lautete: „Die Ostermesse in der „Seestadt Leipzig“. Zur Unterhaltung sollten Seiltänzer, Akrobaten, eine Abordnung aus Hongkong, ein Bär und ein türkischer Tanz beitragen. Zutritt hatten nur „anständige“ Masken. Den Schluß bildete eine Posse „Der unermüdliche Schuster, ausgeführt von Kippacholensky aus Petersburg“<sup>(4)</sup>. Sicherlich bezog sich das Stück auf eine wahre Begebenheit mit einem „Ebinger Original“, dem schalkhaften Schuster Kipp, genannt „Baron Kipp von Kippilinsky“, aus dem unteren Stadtgraben. Böse über die Darstellung seiner Person als Hauptfigur in einem Theaterstück war dieser gewiß nicht, vielmehr könnte es ihn zur Ausführung neuer Streiche bewogen haben, von denen zwei Possen im „Stumpeholz“ nachzulesen sind<sup>(5)</sup>. Der von Kipp Geschädigte war allerdings dem Spott der ganzen Stadt ausgesetzt. Stücke dieser Art gab es auch in nächsten Jahren, und wem ein Mißgeschick widerfahren war, konnte sich des Hohngelächters seiner Mitbürger sicher sein.

Zur Einstimmung auf die Fasnet des Jahres 1870 wurde folgendes Gedicht abgedruckt:

**Fastnachts-Vorspiel aus Jungnau**

In Jungnau bei dem Wirth Bachmann,  
Da kehrte jüngst ein Metzger an.  
Ein Vieh das in den Stall er band,  
Gelegenheit zu fliehen fand.  
Doch als es sich verfolget sah,  
Nur aufgepaßt was jetzt geschah:  
Es stellte sich und machte kehrt,  
Für Freiheit es sich tapfer wehrt.  
Fast einem hat's den Garaus g'macht,  
Dafür wird er jetzt ausgelacht.  
Schnell rief man nun die Jäger her,  
Zu bringen ihre Mordgewehr.  
Darunter war auch Jäger Weck,  
Der manchen Hasen schon erschreckt.  
Elf Schüsse taten sie vergeblich,  
der Zwölfte traf, das tat der Fröhlich.

Nicht nur in Ebingen wurde gefeiert, denn die benachbarten katholischen Dörfer des hohenzollerischen Umlandes warben für ihre eigenen Fasnetsveranstaltungen. 1873 wurde in Stetten a. k. M. zum Schauspiel „Wilhelm Tell“ durch die dortige Narrengesellschaft eingeladen. Das Straßberger Narren-Comité lockte am Rosenmontag 1881 mit einer „Schwurge-

Ebingen.

**Gesang-Verein Eintracht.**

Am Samstag den 24. ds. Mt.,  
von abends 8 Uhr an findet in der Turnhalle unter

**Fastnachts-Ball**

statt und laden wir unsere verehrt. Mitglieder zu gütlichem Besuche ergebenst ein. Masken sind erwünscht. Jedes Mitglied hat Zutritt auf

1 Herren- und 2 Damenkarten. Zum Eintritt in den Saal berechnen nur diese Karten, welche von Freitag ab bis Samstag Nachmittags 4 Uhr bei dem Vorstand Hrn. Kneipeler & Söhne zu lösen sind. Nichtmitglieder haben gegen ein Eintrittsgeld von 2 Mt. pro Person Zutritt. Dieselben haben sich ebenfalls mit Karten zu versehen, welche bei Hrn. Ball oder abends am Saal-Eingang zu haben sind. Die Masken sammeln sich längstens bis 8 Uhr im Gasthof „Seestadt“, von wo aus sie in geschlossener Zug in die Turnhalle marschieren. Maskenabgeben sind abends in der Turnhalle erhältlich. Den 19. Februar 1900.

Der Ausschuß.

Ebingen.

**Männer-Gesangsverein.**

Am Samstag den 24. ds. Mt.,  
von abends 8 Uhr an, findet in der „Lucht“ unter

**Fastnachts-Ball**

mit theatr. Aufführungen statt, zu welchem unsere verehrtlichen Mitglieder zur regen Teilnahme eingeladen werden. Masken willkommen, dieselben haben sich mit Eintrittskarten zu versehen, welche Freitag und Samstag beim Vorstand Hübner & Sauer zu haben sind. Nichtmitglieder bezahlen 1 Mark Eintritt.

Der Ausschuß.

**Hutmacher-Gesang-Verein**

**„Liederkranz“.**

Bringt Carneval ein über die Festungsbelt gern geliebter Freund wird dieses Jahr auch in Ebingen unter aufzuleben und mit keinem Gefolge einen närrischen Umzug halten. Im Auftrag des närrischen Comité hat sich obige Gesellschaft entschlossen, denselben am Freitag den 24. ds. Mt., Nachmittags 3 Uhr in feierlicher Weise zu empfangen und durch unsere Stadt zu geleiten, wozu wir ein hochwohlwollendes närrisches Publikum von Nah und Fern zur Beteiligung einladen um dem Einzug dieses seltenen Gastes ein würdiges närrisches Gebräuge zu verleihen und sind deshalb anständige Masken willkommen.

Abends 7 Uhr

**Ball und Gelage**

im Gasthof zum Stern wozu wir mit Karten verlebene Masken Zutritt haben.

**Das närrische Comité**

*Inserate aus dem vorigen Jahrhundert.*

richtverhandlung“, der Freisprechung, Verurteilung & Hinrichtung des Vagabunden Strohmänn<sup>(6)</sup>. In diesem Ort war sicher das traditionelle Narrengericht gepflegt worden. Im Jahr 1882 lud eine kleine Anzeige mit einem „großartigen Ausflug“ zu einer Tanzveranstaltung in die Sonne nach Straßberg ein. Gastwirt Fauler führte 1883 einen Maskenball mit Metzelsuppe in seinem Lokal in Kaiseringen durch. Storzingen gehörte auch zu den Zielen der Ausfahrten. Durch Besuche dieser Art konnten sich die Ebinger Narren in der Umgebung Ideen für die eigenen Aktivitäten holen. Fanden Fasnetstanzvergnügen in Ebingen am Samstagabend statt, gab es meist am Sonntag noch Ausflüge oder Schlittenpartien, bei denen die Narren teilweise Feste in Balingen ansteuerten. Annoncen warben für die Umzüge in Rottweil und Hechingen. Über das berühmte „Grosselfinger Narrengericht“ erschien im Jahr 1889 sogar im überregionalen Teil ein großer Bericht. 1892 wies der Lokalredakteur auf die am Fastnachtsdienstag stattfindende „Bräutlingsfeier mit historischem Festzug“ in Sigmaringen hin, deren Besuch sich lohnen würde.

Erstmals wurde im Jahr 1880 von der Firma Carl Robert aus Stuttgart Reklame gemacht für Masken und Garderobe zum billigsten Mietpreis. Annoncen dieser Art nahmen in den folgenden Jahren zu. Weitere Kostümverleiher und -verkäufer waren Firma August Wissmann aus Stuttgart, Firma Bertsch am Markt in

Stuttgart, Firma Matthäus Paulus aus Ulm, Firma Gelbke und Benedictus aus Dresden, die Bonner Fahnenfabrik, Witwe Stroppel aus Sigmaringen und Firma Pfeiffer aus Ebingen. Von den auswärtigen Firmen konnten zum Ausschuchen Kataloge angefordert werden.

Einen Höhepunkt der Ebinger Fasnetsgeschichte brachte das Jahr 1886. Alle Vereine schienen sich besonders anzustrengen. Zur Unterhaltung der Ebinger Fasnetsbesucher engagierte das Gasthaus Adler ein Konzert mit der „rühmlichst bekannten Heinstetter Blechmusik“. Der Vorstand des Musikvereins, Apotheker Edelmann, hatte gleichzeitig sechs Mann der Tübinger Militärkapelle verpflichtet. Die Berichterstattung in der Zeitung lobte die große Anzahl der Masken und die guten Kostüme, welche die Ausstattung des Vorjahres überboten. Der Zeitungsredakteur berichtete: „Die heitere, ungezwungene Stimmung, die am Samstagabend herrschte, sah man noch selten bei einem Anlasse, und wir können dem Ausschuß und besonders dem jetzigen Vereinsvorstand nur ans Herz legen, so fortzufahren; es wird dem Verein nur von Nutzen sein.“ Die Eintracht sorgte mit der Herausgabe ihrer „Narren Glocke“ für viel Stoff zum Lachen und Ärgern.

Der Männergesangsverein hatte ebenfalls eine kleine Schrift, den „Narrenboten“, zusammengestellt. Doch hatte sich in jenem Jahr ein anderer Verein etwas noch Außergewöhnlicheres einfallen lassen. Der Redakteur berichtete: „Zum ersten Mal hat Ebingen einen wirklich organisierten Maskenzug in seinen Mauern gesehen; dem Hutmacher-Gesangsverein „Liederkranz“ war es beschieden, den noch vor wenigen Jahren hier kaum anders als vom Hörensagen gekannten Fasching gleichsam offiziell einzuführen.“ Es folgte darauf eine genaue Beschreibung des *ersten organisierten Festzuges* und seiner Motivfiguren. Dieser stellte sich in der Sonnenstraße auf. Schon frühzeitig fanden sich alte und junge Schaulustige ein. Die Fenster zu den Straßen, an denen der Zug passieren sollte, waren geöffnet. Vorneweg marschierte die Stadtmusik mit roten Turbanen. Sechs Pferde- und ein Eselreiter flankierten den Festwagen, auf welchem Prinz Carneval als schlafender Philister lag. Etwa 100 maskierte Männer und Frauen folgten demselben als urkomische Figuren und bewegten sich hüpfend, tanzend, ernst oder gravitätisch. Zum Schluß kam eine originelle Zigeunerbande. Etwa eine Stunde lang zogen die Maskierten durch verschiedene Straßen. Selbst der „widerwärtigste Griesgram“ ließ sich zu Lachen und Beifall mitreißen, so urteilte der Redakteur. Nachdem sich der Zug aufgelöst hatte, trafen sich die Teilnehmer im Gasthaus „Stern“ zum Ball der Hutmacher.

Der Festzug schien allgemein guten Anklang gefunden zu haben, denn bereits ein Jahr später, 1887, berichtete die Zeitungsredaktion: „Wenn sich auch in der hiesigen Stadt der Fasching nicht zu denjenigen hochnärrischen Umtrieben und Aufzügen, wie in manch anderen Städten und Gegenden, aufzuschwingen vermag, so kann doch nicht geleugnet werden, daß es keineswegs an Veranstaltungen fehlt, bei denen man nach Herzenslust dem Humor die Zügel schießen lassen kann. Fast jeder hiesige Verein, der sich Geselligkeit und Unterhaltung zur Aufgabe gemacht hat, bietet seinen Mitgliedern eine Fastnachtsunterhaltung durch Tanz und erheiternde Aufführungen.“ Dazu zählte der Gesangsverein Eintracht, der die „tragikomische Oper Jaromir“ eingeübt hatte und diese in der damaligen Turnhalle unter großem Beifall aufführte.

Das Narren-Comité unter der Leitung des Hutmacher-Liederkranzes hatte schon Ende Januar zu einer großen Narren-Versammlung eingeladen, wohl eine Art Vorbesprechung des für den Rosenmontag geplanten großen Festzuges. Eine riesige Anzeige mit detaillierten Angaben sollte die Einwohner Ebingens, des Oberamtes und der weiteren Nachbarschaft

auf das bevorstehende Ereignis aufmerksam und neugierig machen. Am Gasthof „Zur Hoffnung“ wurde der Einzug des Prinzen Carneval erwartet. Dreizehn Motivgruppen begleiteten denselben. Dazu gehörten die Leibgarde, die Musikkapelle, der Galawagen des Prinzen, die Würdenträger und Edeldamen, die Hofküche, der Staatsschatz, das Frauen-Parlament, der Michel, die Hofkapelle, der Bierkönig Gambrius, Dr. Eisenbart, die Leibgarde in Trauer und zum Schluß ein großer brauner Bär mit einer Mongolenfamilie aus dem Ural. Im Anschluß an den Festzug sollte auf dem Schweinweiher ein fliegender weißer Elefant vorgeführt werden. Dieser zweite Festzug übertraf anscheinend noch den des Vorjahres.

Im Jahr 1890 nahm der Hutmacher-Liederkranz bei seiner großen „Redoute“ am Rosenmontag eine Maskenprämierung vor, die mit großem „Halloh“ begrüßt wurde. Verliehen wurde ein „Stern in Brillanten zum Orden der Narrheit“. Prinz Carneval war mit einem Blitzzug von seiner Residenz, dem „Schloß Bergfulden“ (= Burgfelden) im Herzogtum Lautlingen, eingetroffen.

Ein gestörtes Fest und große Aufregung gab es für die gleichzeitig stattfindenden Fasnetsveranstaltungen der Eintracht und des Männergesangsvereins im Jahr 1895. Zwischen den Aufführungen „Bauernhochzeit“, „Große Parade“ und das „Apothekerleiden oder der 1. April“ wurde Feueralarm ausgelöst. Man vermutete einen Brand in einer Fabrik in der Nähe des Badhauses, das einst auf dem heutigen Areal der Firma Groz-Beckert stand. Glücklicherweise war jedoch nur ein Lagerschuppen eines Seilers Opfer der Flammen geworden. Die Feuerwehr mußte nicht ausrücken, da innerhalb kurzer Zeit nichts mehr zu retten war. Auf der Nachfeier des Männergesangsvereins am Sonntag im „Hohenzoller“ war dieses Thema wohl Hauptgesprächsstoff.

Ein Jahr später, 1896, wurden fünf Bälle geboten. Der Gesangsverein Eintracht hatte einen Sängerwettbewerb organisiert. Bei den teilnehmenden „Vereinen“ handelte es sich um:

1. Akademischer Liederkranz, Wien
2. Beduinia, Naroco
3. Eintracht, Denkendorf
4. Fidelia, Nilliwinktre
5. Gesangsverein Frohsinn aus Tirol
6. Red Harmonie, Liverpool
7. Singlingsching, Peking
8. Zigeunerkrantz, Savoyen

Als Preise wurden z. B. ein Hefekranz, ein Schwartenmagen und eine Flasche Schnaps verteilt. Beim anschließenden Ball war wegen des großen Andrangs der Platz in der neuen Turnhalle zu klein.

Im Jahr 1898 lud die *Direktion Bayazo Magago* am Rosenmontag ab 12.30 Uhr zu Vorführungen auf allen freien Plätzen der Stadt ein. Am Nachmittag sollten „großartige Produktionen durch eine auswärtige Künstlerbande unter Heranziehung hiesiger Kräfte stattfinden“. Initiator war wohl wieder der Liederkranz, denn Eintrittskarten konnten bei Karl Breuer in der Hutfabrik Daiber sowie bei Fiseur Bühler erstanden werden.

Einigen Ärger verursachte allerdings die von der Eintracht herausgegebene „Narrenzeitung“. Diese hatte nicht allen gefallen. Nach Ende der Fasnetsaison übte im Albboten ein Schreiber, wohl der Chefredakteur persönlich, im „offenen Sprechsaal“ Kritik. Beim Maskenball des Musikvereins hatten die Masken gefehlt, die Narrenzeitung war ohne Witz redigiert worden und beleidigte ehrsame Bürger plump und direkt. Es wurden vor allem Begebenheiten verarbeitet, die gar nicht in das Narrenjahr 1897 gehört hatten, weil sie schon früher passiert waren. Der Verfasser des Artikels gab Ratschläge, wie man auf humoristische Weise Vorgefallenes hätte aufarbeiten können. Post- und Eisenbahnangelegenheiten, Balinger Politik oder Geflügelzucht hätten behandelt werden können.

Trotz einiger Aufrufe des Hutmacher Liederkranzes zu Vorbereitungen bzw. Eintragung neuer Narren ins Narrenbuch im Jahr 1891 fand wohl längere Zeit kein großer organisierter Festzug mehr statt. Die Jahrhundertwende allerdings brachte wieder einmal eine große Anzahl Narren auf die Straße. Rechtzeitig hatte der „Narrevater“ per Annonce den Narrensamen zur Vorbereitung des großen Umzuges am Rosenmontag aufgerufen. Die Begeisterung schien anzustecken. „So wie die Sache heute liegt, werden die Herren Geschäfts- und Fabrikherren nicht umhin können, am Montag nachmittag ihre Betriebe ruhen zu lassen und den Arbeitern freizugeben“, forderte die Zeitungsredaktion.

Das Motto des Festzuges war: „Eine Reise um die Welt.“ Prinz Carneval hatte dazu eines seiner größten Dampfschiffe, genannt „Narro Sibob“ (Narrensieben), zur Verfügung gestellt. Die Narren nahmen an der Wirtschaft zur „Hohen Linde“ in der Sonnenstraße Aufstellung. Auch die Stadtkapelle war mit von der Partie. Zu sehen waren Indianer, Engländer, Spanier, Italiener, eine chinesische Hochzeitsgesellschaft, Eskimos und Mohren, musizierende Zigeuner und eine Savoyardentruppe mit einem Tanzbären. Auf dem Platz bei der „Post“ hatten die „Wilden“ ihren Lagerplatz eingerichtet. Sie griffen das Narrenschiff an, als es sich näherte. Unzählige Leute, auch von auswärts, beobachteten das Treiben. Der Umzug dauerte drei Stunden. Anschließend gab es einen Maskenball in der Festhalle.

Der Festzug im Jahr 1900 war weder der einzige, noch „blieb es bei dem einmaligen Ver-

such“ (Stettner)<sup>7)</sup>. Vielerlei Aktivitäten waren feststellbar. Geselligkeit und Unterhaltung wurde in der Fasnetszeit bei allen Vereinen großgeschrieben. Tanzvergnügen dieser Art fanden nach 1900 bis in die heutige Zeit, von den Kriegsjahren abgesehen, eine Fortsetzung.

#### Fußnoten:

- 1) Beim Funken- oder Scheibenschlagen steckt man Holz-scheiben Scheibe an Stangen, zündet sie am Funkenfeuer an und schleudert sie in die Luft oder läßt sie den Berg hinunterrollen. Dieser Brauch lebte 1602 in Zillhausen wieder auf und wurde in den Kirchenvisitationsprotokollen beanstandet. HStAS A 281 BÜ 47.
- 2) Vgl. Harry Kühnel, Die Städtische Fastnacht im 15. Jahrhundert. Das disziplinierte und öffentlich finanzierte Volksfest, in: Volkskultur des europäischen Spätmittelalters, Böblinger Forum Bd. 1, hrsg. v. Peter Dinzelbacher und Hans-Dieter Mück, Stuttgart 1987, S. 109-128.
- 3) „Wöchentliches Amts- und Intelligenzblatt für das Oberamt Balingen“ von 1835 an, Der „Albbote“ ab 1841 bis 1900.
- 4) Dramatische Aufführungen von Streichen des vergangenen Jahres oder typischer Szenen aus dem Gemeindeleben gab es auch in der Saulgauer Gegend. Die Karikierung körperlicher und geistiger Gebrechen auf öffentlicher Bühne waren besonders im Killertal und in Zimmern u. d. Burg beliebt. Eine Übertragung dieser Bräuche auf die Ebinger Fasnet ist wahrscheinlich. Volkstümliche Überlieferungen in Württemberg, Glaube - Brauch - Heilkunde, bearb. v. Karl Bohnenberger, Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg Bd. 5, 3. Auflage, Stuttgart 1980, S. 36.
- 5) Joseph Halm, Des Vaters Heimat. Besinnlich-heitere Plauderei über die schwäbische Kleinstadt Ebingen, Ebingen 1955, S. 64ff.
- 6) Die gewaltsame Entfernng bzw. Tötung einer Stroh-puppe, auch „Butz“ genannt, kann bei Fastnachtsbräuchen immer wieder festgestellt werden. Vgl. Volkstümliche Überlieferungen, S. 39.
- 7) Walter Stettner, Ebingen - Geschichte einer württembergischen Stadt. Mit einem Beitrag von Jürgen Scheff, Sigmaringen 1986, S. 446.

## Erinnerung an „Bamesius“

Lange Winterabende sind eine Möglichkeit, in denen man gerne schmökert. So fiel mir dieser Tage ein Büchlein mit Gedichten von Carl Bames (geb. 16. August 1806 in Balingen) in die Hände. Es stammt aus dem Nachlaß von Schulmeister Bock. Er war der Vater des den alten Balingern wohlbekannten Kunstmalers und Propheten Emil Bock.

Im Vorwort zu seinem 1857 in Reutlingen erschienenen „Volksgedichtband aus Schwaben“ schreibt Bames: „Die vorliegenden Ge-

dichte waren ursprünglich nicht zum Drucken bestimmt, und nur der wiederholte Wunsch mehrerer Freunde, welche einzelne schon gelesen hatten, veranlaßte mich zur Herausgabe.“

Nach Durchsicht der Gedichte muß man Carl Bames für den damaligen Entschluß heute noch dankbar sein. Aus „aktuellem Anlaß“ hier aus dem Büchlein ein Gedicht, welches Bames im Jahr 1850 schrieb . . .

Waldemar Rehfuss, Balingen

### Das Geld ist so rar (1850)

Daß niemals so traurige Zeiten gewesen,  
Braucht man nicht erst lang in der Zeitung zu lesen,  
Ein Jeder empfindet es deutlich und klar,  
Im eigenen Beutel. - Das Geld ist so rar!

Es stocken Gewerbe im Großen und Kleinen  
Trotz allen Versuchen und allen Vereinen;  
Man kauft Nichts, man braucht Nichts, es ist nur zu wahr:  
Das Geld ist dran schuldig. - Das Geld ist so rar!

Da liegen die Stoffe von Sammet und Seide!  
Baumwollen und Leinen nur wollen die Leute,  
Da heißt es: ich kauf nur inländische Waar',  
Nur billig auf Rechnung. - Das Geld ist so rar!

Der Mann sehnt sich Abends ins Freie zum Schoppen,  
Bald merkt die Hausfrau, dann hört man sie foppen:  
Was hast Du im Sinne? Warum denn nicht gar?  
Bleib lieber zu Hause! - Das Geld ist so rar!

Madam' möcht' sechs Wochen in's Bad sich begeben,  
Um sich zu erholen und länger zu leben;  
Der Gatte erklärt: es hat keine Gefahr,  
Ach, bade zu Hause! - Das Geld ist so rar!

Die Tochter hat Muster von Hüten gesehen,  
Solch Hüthen, das würde ihr wundertert stehen.  
Die Mutter meint: warte noch bis über's Jahr,  
Der alte thut's wohl noch! - Das Geld ist so rar!

Der Stutzer, geplagt von der Menge der Schulden,  
Sucht längst eine Braut sich mit zehntausend Gulden:  
Doch kommen nur Körbe und leere sogar.  
Er seufzt in der Stille: Das Geld ist so rar!

Wenn bittend das Kind kommt zur Mutter gelaufen,  
Sie möchte ihm doch einmal Kirschen auch kaufen,

So geht sie gewiß darauf ein. - Gott bewahr!  
Sie schüttelt den Kopf nur: Das Geld ist so rar!

Will Einer nur wenige Gulden entleihen,  
So sagt ihm der Freund: ich kann leider nicht dienen,  
Es geht mir kein Geld ein, ich habe Nichts baar,  
Ein andermal gerne! Das Geld ist so rar!

Kommt gar von dem Amte gesendet der Presser  
Mit einem Gesicht wie ein Menschenfresser,  
So heißt's: einen Gruß an den Herrn Aktuar,  
Ich bin nicht bei Kasse, das Geld ist so rar!

Schickt Einer zum Schuldner und lasset ihm sagen,  
Er möchte die Zinsen in Bälde abtragen,  
So sagt er: ich kann nicht, so sehr ich auch spar',  
Geduld Euch ist Noth; denn das Geld ist so rar.

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Karl-Eugen Maulbetsch,  
Am Stettberg 9, 72336 Balingen

Ingrid Helber,  
Westerwaldstraße 17,  
72336 Balingen-Frommern

### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter



# Balingen

Jahrgang 41

28. Februar 1994

Nr. 2

## Das Postamt Balingen auf seinem Weg in schweren Zeiten

Von der Königlich Württembergischen Staatspost über die Deutsche Reichspost zur Deutschen Bundespost (1918–1950)  
Von Rudolf Töpfer / Balingen

Unser Autor Rudolf Töpfer stand ein Leben lang im Postdienst. Zuletzt war er (von 1962–1977) Amtsvorsteher des Postamts Balingen. Danach wurde er in den Ruhestand versetzt. In seiner Freizeit hat er insbesondere die Balingen und die württembergische Postgeschichte durchforscht und zahlreiche postgeschichtliche Abhandlungen verfaßt, so auch die beiden Bücher

1. Die Kaiserliche Reichsposthalterei Balingen von 1703 bis 1805 (83 Seiten, 43 Abbildungen)
2. Das Königlich Württembergische Postamt Balingen von 1806 bis 1918/20 (260 Seiten, 108 Abbildungen).

Beide Bücher sind vergriffen. Sie wurden von der „Bezirksgruppe Freiburg der Gesellschaft für deutsche Postgeschichte“ verlegt und an deren Mitglieder verteilt. Ihr wichtigster Inhalt ist aber auch in mehreren Folgen

der HEIMATKUNDLICHEN BLÄTTER BALINGEN veröffentlicht worden, weil die Texte oft mit heimat- und landschaftlichen Vorgängen in Zusammenhang stehen und insofern interessieren.

Der Autor hat nun in chronologischer Fortsetzung ein drittes Buch verfaßt, das die Geschichte des Postamts Balingen in der Zeit von 1918 bis 1950 zum Inhalt hat. Da der Text dieses dritten Buches nicht in Buchform erscheint, sondern in vermutlich 9 Folgen in den „Heimatkundlichen Blättern“ veröffentlicht wird, sollten interessierte Leserinnen und Leser diese Folgen sammeln. Die Geschichte des Postamts Balingen ist damit nun von 1703 an bis zur Schaffung der Deutschen Bundespost komplett.  
Die Redaktion

## (I) Das Postamt Balingen in den Jahren der Weimarer Republik (1918–1932) – 1. Folge

1914 war der *Erste Weltkrieg* ausgebrochen. Am 1. 8. 1914 hatte der deutsche Kaiser die Mobilmachungsorder unterzeichnet. Der Krieg dauerte vier lange Jahre. Immer mehr Männer rückten zum Kriegsdienst ein. Daheim mußten die Lebensmittel rationiert werden. Im Winter 1916/17 sind Steckrüben das Hauptnahrungsmittel gewesen. Man sah sich gezwungen, hamstern zu gehen. Der Schwarzhandel blühte. Die Preise stiegen. Viele Menschen starben an Hunger. Mehr noch fielen im Felde oder wurden verwundet. *Frauen* übernahmen die Arbeit der eingezogenen Männer. Das war auch im Postdienst der Fall, denn hier hatten sich die Reihen ebenfalls gelichtet.

### Wie Württemberg „Freier Volksstaat“ geworden ist

Während der entbehrungsreichen Kriegsjahre war an der Front und in der Heimat das Verlangen nach mehr politischen Rechten für Bürger und Parlament gewachsen. *Anfang November 1918* gaben Matrosen in Kiel das Zeichen zum Aufstand. In München wurde die Republik proklamiert. Vergeblich forderte man den Rücktritt Kaiser Wilhelm II. Schließlich verkündete der amtierende Reichskanzler Prinz Max von Baden am 9. November 1918 die *Abdankung des Kaisers* und übergab *Friedrich Ebert* das Amt des Reichskanzlers. Aus einem Fenster der Reichskanzlei verkündete Philipp Scheidemann die „*Deutsche Republik*“.

Das Chaos war groß. Hunger, Arbeitslosigkeit und Armut hatten Unruhen zur Folge. Millionen ehemaliger Soldaten und Rüstungsarbeiter brauchten Arbeit. Noch bevor die *Verfassungsgebende Nationalversammlung* zustande kam, verabschiedete die Revolutionsregierung im Verordnungswege u. a. das allge-

meine Wahlrecht für Männer und Frauen, den 8-Stunden-Tag, die 48-Stunden-Woche und die Erwerbslosenfürsorge. Wilhelm II. hatte sich am 10. November 1918 nach Holland ins Exil begeben und am 28. November 1918 schriftlich auf seine Rechte als König von Preußen und Kaiser des Deutschen Reiches verzichtet.

Was die *Entwicklung in Württemberg in den Jahren 1918 bis 1920* betrifft, so wäre folgendes festzuhalten: Unter dem Druck der politischen Ereignisse im Reich und in Stuttgart (Arbeitsniederlegungen, Demonstrationen) sind am 6. November 1918 der württembergische Ministerpräsident *Freiherr von Weizsäcker* und zwei Minister zurückgetreten. Am 8. November ernannte König Wilhelm II. das erste württembergische parlamentarische Kabinett unter Ministerpräsident *Theodor Liesching*, das jedoch nur zwei Tage im Amt war. Am 9. November ist auch in Stuttgart der Generalstreik ausgerufen worden.

Wieder kam es zu Versammlungen auf verschiedenen Plätzen mit Ansprachen, in denen die einen zum Umsturz und die anderen zur Besonnenheit aufforderten. Die Menge drang auch in die Kasernen ein und eine kleine radikale Gruppe gar in das Wilhelmspalais, den Sitz des Königs. Dabei blieb der König persönlich unbehelligt. Er und die Regierung riefen zu Wahlen auf, nach denen eine konstituierende Landesversammlung einberufen werden sollte. Dessen ungeachtet bildeten die beiden sozialdemokratischen Parteien eine provisorische Regierung unter *Wilhelm Blos*.

Am Abend des 9. November hat dann König Wilhelm II. seine Residenzstadt Stuttgart verlassen, um nie mehr dorthin zurückzukehren. Er schlug sein Domizil im nahen Schloß Bebenhausen auf, wo er am 2. 10. 1921 verstorben ist. Sein Grab befindet sich auf dem Alten

*Württembergs erster  
Staatspräsident Wil-  
helm Blos (ab 1919).*



Friedhof von Ludwigsburg. Wilhelm Blos erweiterte seine Regierung durch Aufnahme dreier Minister aus anderen Parteien, um dem Radikalismus entgegenzuwirken.

König Wilhelm II. hatte die Krone am 30. November 1918 offiziell niedergelegt und dabei Namen und Titel eines Herzogs von Württemberg angenommen. Er wollte kein Hindernis sein für die freie Entwicklung des Landes, dankte allen, die ihm 27 Jahre lang treu gedient hatten und brachte zum Ausdruck, daß seine Liebe zur teuren Heimat und ihrem Volke erst mit seinem letzten Atemzug erlöschen würde. Die provisorische Regierung dankte ihm für alle seine Handlungen, die „von der Liebe zur Heimat und zum Volke getragen waren“ und hob hervor, daß er „durch seinen freiwilligen Verzicht auf den Thron dazu beigetragen habe, die Bahn für die freiheitliche Entwicklung zu ebnen. Das Volk vergißt nicht, daß der König mit seiner Gemahlin Charlotte in Werken der Nächstenliebe stets edel und hilfreich gehandelt hat“.

Das „Stuttgarter Neue Tagblatt“ bezeugte dem Abgegangenen: „Ihm war Königsamt ein Dienst am Volke. Bis auf die Kleinigkeiten der Lebensführung, ja bis auf die Brot- und Milchkarte hinaus, hat er sich als Bürger unter Bürgern gefühlt.“ Und die sozialdemokratische „Tagwacht“ bestätigte ihm, daß sich die revolutionäre Bewegung nicht im geringsten gegen die Person des Königs, sondern nur gegen das monarchische System gerichtet habe. Bei dem Begräbnis des nunmehrigen toten Herzogs in Ludwigsburg nahm Stuttgarts Oberbürgermeister Lautenschlager nochmals Gelegenheit, dessen natürliche Bescheidenheit und Zurückhaltung hervorzuheben, denn „solche

Menschen sind selten, nicht bloß auf Fürstenthronen“.

Am 12. Januar 1919 war es dann zu Wahlen zu einer aus 150 Abgeordneten bestehenden Verfassungsgebenden Landesversammlung gekommen, wobei 9 Parteien auftraten. Im Wahlkampf kam es zu Zusammenstößen. Die Wahlbeteiligung war mit 88,8 Prozent sehr hoch. Im Ergebnis standen den 56 Mandaten der beiden sozialistischen Parteien 94 „bürgerliche“ Mandate gegenüber. Die *Verfassungsgebende Landesversammlung* ist am 23. Januar 1919 in Stuttgart zusammengetreten. Sie bestätigte die provisorische Regierung Blos. Am 25. September 1919 wurde die neue württembergische Verfassung verkündet. Damit war der Übergang von der Monarchie zum Volksstaat vollzogen.

Was die Postverhältnisse betraf, so hatte die seit 1806 bestehende Königlich Württembergische Staatspost mit dem Thronverzicht König Wilhelm II. am 30. November 1918 ihr Ende gefunden. Ihre Entwicklung und die des *Königlich Württembergischen Postamts Balingen* darzulegen, ist Sinn und Zweck dieser Ausarbeitung. Am 1. Dezember 1918 hat der Freie Volksstaat Württemberg die Württembergische Staatspost übernommen. Der Postbetrieb lief weiter wie zuvor; lediglich sind die bisherigen Hoheitsbezeichnungen wie „Königlich/e/es“ aus den Stempeln, Siegeln, Posthauschildern usw. entfernt worden, was auf alle ehemals königlichen Behörden zutraf. Zudem soll das seine Zeit gedauert haben, insbesondere bei Gebäudeinschriften. Auch das Postamt Balingen nannte sich nun nur noch *Württembergisches Postamt Balingen*.

Da damals die „Generaldirektion der Württ. Posten und Telegraphen“ und die „Generaldirektion der Württ. Staatseisenbahnen“ als Abteilung für die Verkehrsanstalten dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten unterstellt waren und der Württ. Staatspräsident Wilhelm Blos zugleich als Minister der auswärtigen Angelegenheiten fungierte, unterstand ihm auch die Württ. Post- und Telegraphenverwaltung, die seit 1912 von *Präsident Dr. von Metzger* geleitet wurde.

Letztere war im November 1919 wegen Raummangels aus dem Gebäude der Stuttgarter Hauptpost in das vom Staat angekaufte frühere „Hotel Silber“ (vorher „Hotel zum Bahnhof“ genannt) in der Dorotheenstraße verlegt worden. Von Interesse dürfte sein, daß Mitte Dezember 1918 als Revolutionsmaßnahme auch alle *Portofreiheitsrechte* des Württ. Königshauses und des Hauses Thurn und Taxis ausdrücklich aufgehoben worden sind (Regierungsblatt für Württemberg, Jg. 1918, S. 265). Auch war 1919 ein *Beirat der württ. Verkehrsbeamten* zur Vertretung der Interessen in wirtschaftlichen, rechtlichen, sozialen und dienstlichen Angelegenheiten eingerichtet worden, und zwar mit Zubilligung des Mitbestim-

Die „Königlich Württembergische Post“ hatte eigene Briefmarken herausgegeben, wie die anderen deutschen Länder auch. Mit Ende des Königreichs Württemberg durch Thronverzicht König Wilhelm II. am 30. Nov. 1918 war es damit vorbei.

Der „Volksstaat Württemberg“ (Republik) folgte. Kurze Zeit später ist die Württembergische Post am 1. April 1920 in der „Deutschen Reichspost“ aufgegangen. Von da an hat es keine württembergischen Briefmarken mehr gegeben. Einige der letzten sind hier abgebildet.



19. 3. 1920



25. 3. 1920



1919

Eine Besonderheit, die es nur in Württemberg gab, waren eigene Dienstmarken für die Gemeinden sowie für die Staatsbehörden. Die Briefmarken für die Gemeinden erschienen mit dem Beginn der Pfennigzeit 1875 und waren 45 Jahre in Verwendung. Eigene Briefmarken für die Staatsbehörden erschienen 1881.

Unter Wahrung ihrer Posthoheit verzichtete die Königlich Württembergische Regierung am 1. April 1902 auf die Ausgabe eigener Freimarken und benutzte die des Deutschen Reiches. Eigene Dienstmarken wurden noch bis zum 31. März 1920 verwendet.

Nur wenige Tage war die Abschiedsausgabe für die Gemeindebehörden mit der Abbildung des Wappentieres Hirsch und für die Staatsbehörden mit Abbildungen von Stadtansichten in Verwendung. Zu sehen ist die Ansicht von Ulm.

Württembergs letzter König, Wilhelm II., regierte von 1891 bis 1918.

Das Ende des 1. Weltkrieges brachte Württemberg die Republik. 1919 wurden die vorhandenen Marken mit dem Aufdruck „Volksstaat Württemberg“ versehen.

### 1919 trat die Weimarer Reichsverfassung in Kraft

Am 19. 1. 1919 sind in Deutschland die Wahlen zur Verfassungsgebenden Nationalversammlung durchgeführt worden, wobei erstmals auch die Frauen wählen durften. Erstes demokratisch gewähltes deutsches Staatsoberhaupt wurde *Friedrich Ebert*. Er unterzeichnete am 11. 8. 1919 die demokratische Verfassung des Deutschen Reichs (Weimarer Verfassung), die erstmals in der deutschen Geschichte die parlamentarische Demokratie als Staatsform begründete.



Da bei dieser Betrachtung die postgeschichtlichen Aspekte im Vordergrund stehen, sei auf folgendes verwiesen:

Nach der Verfassung des Deutschen Reichs vom 16. 4. 1871 war das Post- und Telegraphenwesen samt dem Fernsprechwesen ausschließlich Sache des Reichs.

Die Reichsgewalt wurde neu gestaltet nach dem „Gesetz über die vorläufige Reichsgewalt“ vom 10. 2. 1919 und dem „Erlaß, betreffend die Errichtung und Bezeichnung der obersten Reichsbehörden“ vom 21. 3. 1919 (Reichs-Gesetzblatt Nr. 65/1919). Danach wurden die Geschäfte des Reichs nunmehr durch Reichsministerien wahrgenommen, an deren Spitzen Reichsminister standen. Das Reichspostamt erhielt die Bezeichnung „Reichspostministerium“; aus dem Staatssekretär für das Reichspostamt wurde der „Reichspostminister“. Er leitete, wie die anderen Reichsminister auch, das ihm anvertraute Ressort innerhalb der vom Reichskanzler bestimmten Richtlinien der Politik selbständig und unter eigener Verantwortung gegenüber dem Reichstag. Erster Reichspostminister war *Johann Giesberts*, und zwar von 1919 bis 1922.

Der Übergang von der Kaiserlichen Reichs-, Post- und Telegraphenverwaltung zu einer Postverwaltung mit einem Reichspostministerium und einem Reichspostminister an der Spitze verlief reibungslos. Die Postverwaltung führte ihren Dienst ungeachtet der politischen Ereignisse weiter. Es konnten *Betriebsräte* gebildet werden (Betriebsrätegesetz von 1920), ab 1922 auch *Beamtenausschüsse*. Die durch Artikel 118 der Weimarer Reichsverfassung festgelegten individuellen Grundrechte des Brief-, Post-, Telegraphen- und Fernsprecheheimnisses waren ebenfalls neu und wurden eingehalten.

## Abstammung der Hohenberger

Ein Rückblick auf Enthüllungen im 11.-13. Jahrhundert – Von A. G. Grözingen/Schömburg

Die früheste Hohenberg betreffende Urkunde kennen wir aus dem Jahre 1158. Es handelt sich um ein fehlerhaftes Schriftstück und stammt als Kopie aus dem Archiv der Stadt Marseille. Sie weist eine Anzahl hoher Zeugen Barbarossas aus, deren Namen verstümmelt, aber doch noch deutbar sind. Am 25. Oktober 1158 wurde diese Urkunde von Kaiser Friedrich I. für den Johanniterorden in der Grafschaft Verona ausgestellt. Unter anderem wird ein *Fredericus comes (Graf) de Hohenburg*, anstelle von Hohenberg genannt.

Wenn wir davon Kenntnis besitzen, daß sich bereits 1158 ein Graf „von Hohenberg“ nannte, kann mit Sicherheit angenommen werden, daß zu dieser Zeit auf dem Hohenberg ein Wohnturm oder ein Bergfried neben kleineren Holzbauten für Vorräte, Küche und Stallungen mit Wallgraben stand.

Schon im 11. Jahrhundert flüchtete der wehrhafte, kampferfahrene Adel auf die nahen Berge und überläßt die Leibeigenen, Hörigen,

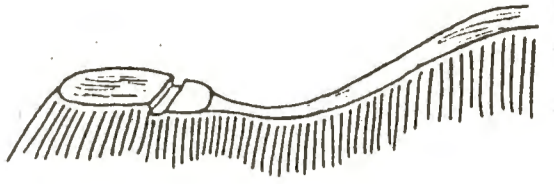
Bauern und Bürger allen anstehenden Gefahren. Dieser Vorgang führte sicher zu Unruhen in der Bevölkerung.

Die Burgenordnung Heinrich I. verlangte als Ort der Befestigungen nicht die bestehenden Siedlungen, sondern die bei diesen gelegenen Versammlungsstätten – nicht selten Kultstätten unserer frühen Vorfahren – zu wählen, weil diese meist an strategisch günstigen Plätzen lagen.

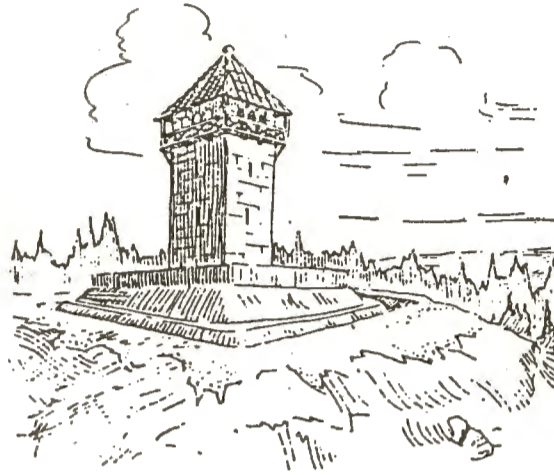
Die zahlreichen Namen auf -berg, -stein, -fels und -eck geben Zeugnis davon. Ein Hinweis auf die frühe Vergangenheit auch der Stadt Schömburg!

Diese Anhöhen wurden rundum kahlgeschlagen um Angreifern keine Deckungsmöglichkeiten zu bieten. Der urkundlich genannte „Graf Friedrich“ ist noch bis 1195 nachweisbar. Wenn in dieser Urkunde das Wort „Hohenburg“ anstelle von Hohenberg genannt wurde, so ist eben der Wohnsitz des Grafen genannt. Etwa ab 1050 ist es bezeichnend, daß eine Nennung des Adels nach seinen Burgen einsetzt.

Das Wort Burg entstammt dem Wort „burug“ (althochdeutsch) sowie dem Wort „burc“ aus dem Mittelhochdeutschen. Ursprünglich



Spornkuppe talabgewandt – zum Tal gewandt



Rekonstruktion eines römischen burgus.

steht das Wort „burgus“ für einen steinernen, römischen Wehrturm (zumeist eine quadratische Wall- oder Palisadenbefestigung); oder der Standort einer kleinen römischen Grenzschutzabteilung wurde so genannt.

Daß sich im frühen 12. Jahrhundert die Linie der Hohenberger von der Familie der Zollern trennte, gilt als sehr wahrscheinlich. Ausgangspunkt dürfte eine Herrschaftsbildung in der Landschaft um den Hohenberg, das Gebiet zwischen Schömberg und Spaichingen, gewesen sein.

Theodor Schön berichtet in dem Mitteilungsblatt (Nr. 34–1900/1901) des Vereins für Geschichte und Altertumskunde in Hohenzollern, daß ein Graf Burkhard von Zollern (1125–1150) schon um 1125 die Linie der Hohenberger stiftete.

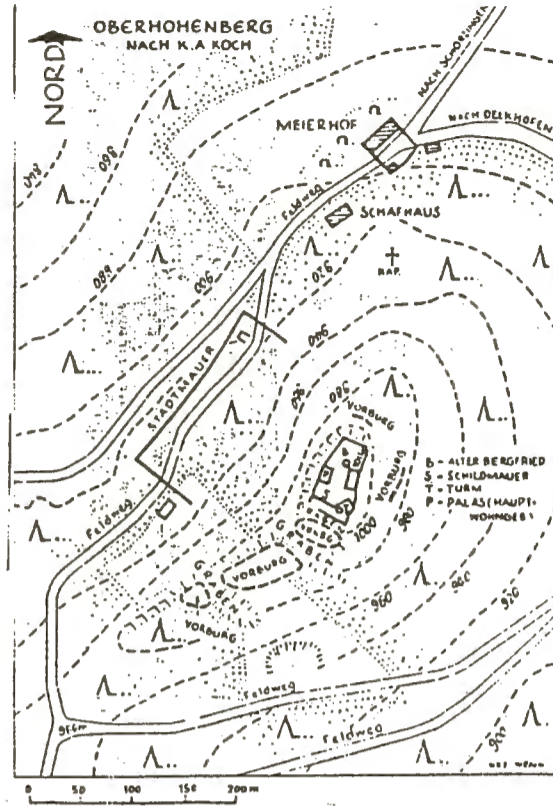
Graf Burkhard hat angeblich eine Gräfin-tochter von Haigerloch geheiratet und deren beiden Söhne Burkhard und Friedrich „bauten eine Burg“ in ihrem Stammland, dem Scherragau, nämlich auf dem Hohenberg bei Schörzingen, und nannten sich fortan „von Hohenberg“.

Der silber-rot geteilte Wappenschild muß durch diese Verheiratung in das Geschlecht der Hohenberger gelangt sein.

Die Chronik der Grafen von Zimmern erwähnt: Vom Wappen aber behaupten sie (die Hohenberger), es hätte „Kaiser Julius herren Gedeon von Oettingen, ein Römer . . . mit dem weissen Schragen im roten Feld . . . begabt.“ Ein silber-rotes Wappenschild findet sich auch bei den deutschen Kaisern aus dem Hause Luxemburg und bei den Herzögen von Burgund.

Nach dem Aussterben der Grafen von Haigerloch (als letzten finden wir einen Grafen Wezel, d. h. Wezilo-Werner im Jahre 1162) ging ihr ganzer Besitz um Haigerloch und im Dreisamtal samt ihrem Wappen an die weiblicherseits nahe Verwandten Grafen von Hohenberg über. Aus diesem Grunde hielt man die Hohenberger später irrtümlich für die Gründer des ehemaligen Klosters St. Märgen. (Joh. Adam Kraus – Hohenzollerische Heimat Nr. 3, Sept. 1978).

Um 1115 kamen auf Initiative des Straßburger Domprobstes Bruno aus dem Grafengeschlecht Haigerloch-Wiesneck, das im Dreis-



Topographische Lage der Burg Hohenberg.

amtal begütert war, und durch Vermittlung Bischof Richwins von Toul aus dessen Bistum regulierte Augustiner-Chorherren auf die Schwarzwaldhöhen und erbauten in „cella s. Mariae“, die Marienzelle – heute St. Märgen.

Die Grafen von Hohenberg haben bis zum Jahre 1293 den Schutz St. Märgens und der Herrschaft Wiesneck inne gehabt. Graf Albrecht II. veräußerte diese Besitzungen und Rechte an den Freiburger Ritter Burkhard Turner.

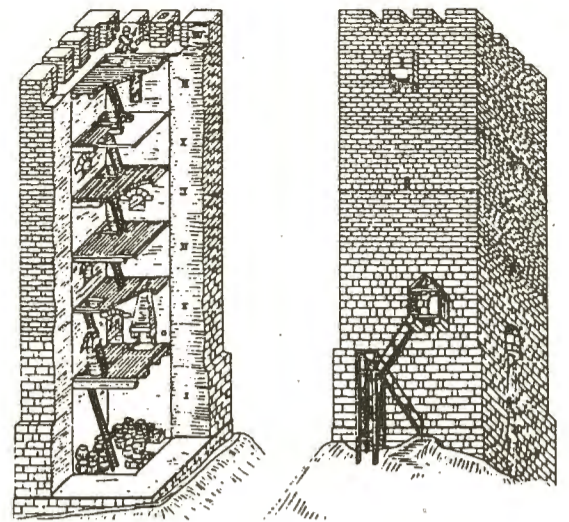
Die beiden Söhne „Burkhard von Zollern“, Friedrich und Burkhard I., werden in Urkunden im Jahre 1179 und am 20. Juni 1183 gemeinsam aufgeführt, als sie in Konstanz bei Verhandlungen mit Kaiser Friedrich I. (Barbarossa) anwesend waren. In einem Urteilspruch des jungen Herzogs Friedrich von Schwaben 1185 werden Burkhard I. und Friedrich wiederum gemeinsam erwähnt.

Wenn in Urkunden Zollern und Hohenberger genannt sind, stehen überwiegend die Grafen von Hohenberg vor den Grafen von Zollern. Baumann und Witte nehmen an, die Hohenberger seien das ältere Geschlecht. Es wäre denkbar, daß auch der alte Herrnsitz in Schörzingen (herrschaftseigene Einheit in der Bertholdsbaar: pagus Purichdinga, d. h. die Herrschaft der Purichdinger mit wahrscheinlicher Herrschaftssitz in Schörzingen) der Vorläufer der dem Geschlecht Namen gebenden Burg Hohenberg war.

Eine gegenseitige Verwandtschaft zwischen Hohenberg und Zollern ist schon deshalb anzunehmen, weil die Taufnamen Burkhard und Friedrich in beiden Familien heimisch sind. Evtl. ergibt sich durch den Taufnamen Burkhard auch ein Hinweis auf das Geschlecht der rätischen Burkhardinger.

In der Zeit von 1170–1193 erscheint Burkhard I. öfters als Zeuge in kaiserlichen und herzoglichen Urkunden, bald als Graf von Zollern, bald als Graf von Hohenberg. Sein Bruder Friedrich nennt sich in denselben Urkunden nur Graf von Hohenberg.

Burkhard I. hat sich am dritten Kreuzzuge unter Friedrich I. beteiligt. Dieser Kreuzzug begann am 11. Mai 1189 in Regensburg und endete bei Akkon im Jahre 1191. Das Unternehmen war grausam und bestialisch. Richard Löwenherz von England und der Herzog von



„Idealer“ (Wohn-)Bergfried, Südwestdeutscher Raum, 13. Jh.

Burgund lassen bei der Eroberung von Akkon 2000–3000 muslimische Gefangene töten.

Burkhard I. trug in der Schlacht bei Iconium am 18. Mai 1190 die Reichsfahne, wobei er sich durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet hat. Johannes von Würzburg singt von diesem Ereignis:

„Der den Vanen führt,  
kein Laster ihn berührt.  
Von Rotenburg Graf Zoller. –  
Noch ist er unbenemet.  
Sein Geschlecht man nennet,  
Von Hohenberg von Heygerloch. –“

Den Mittelpunkt einer Heersaufstellung bildete in dieser Zeit die Reichsfahne. Zu ihrem Schutze wurde bei einer Feldschlacht eine Abteilung erlesener Ritter abkommandiert. Ist während eines Kampfes die Fahne nicht mehr sichtbar, steht das Heer vor dem Untergang. Zur Fahne wurden die Verwundeten und die in der Schlacht Gefallenen gebracht.

Burkhard I. starb, nachdem er von 1170–1193 die Geschicke des Hauses Zollern-Hohenberg geleitet hatte, um 1193. Wir wissen, daß er und sein Bruder Friedrich treue Anhänger der Stauer waren. Friedrich, dessen Rechte innerhalb der Grafschaft Hohenberg nicht geklärt sind und der mit Hohenberg selbst nicht allzuviel zu tun hatte, starb um das Jahr 1195.

Die Grafen von Hohenberg genießen von 1170 an den erblichen Besitz der Grafenrechte „Scherra“. Zu genannter Zeit bestand die „Scherra-Grafschaft“ nicht mehr in ihrem ursprünglichen Umfange. Sie entstand um das Jahr 790 durch die Aufteilung der „Baar“.

Die Grafschaft Hohenberg umfaßte, mit Ausnahme der im 13. Jahrhundert zu den Zollern gehörenden Herrschaften Schalksburg und Mühlheim, die meisten Burgen und Orte die innerhalb des Forstes „off der Scheer“ lagen.

Hohenberg besaß auf der „Scheer“ den großen Forst, der bis über die Donau und im Osten bis zum Lauchertal reichte. Der Forst verschaffte immerhin Rechte, die später zur Gebietshoheit führen konnten. (Vgl. D.–W. Mayer, Die Grafschaft und ihre Grenzen im 16. Jh., Heft 4, Sigmaringen 1959). Der gesamte Beuronische Besitz (Irrendorf, Königsheim, Böttingen, Aggenhausen, Mahlstetten) kam erst 1253 unter die zollerische Schutzvogtei.

Graf Burkhard I. hatte zwei Söhne: Burkhard II. und Albrecht I. Über Burkhard II. ist wenig bekannt. Graf Albrecht I. ist durch einen Rechtsstreit mit dem Kloster Kreuzlingen wegen Besitzungen in Wurmlingen bekannt. Deshalb mußte er am 17. August 1226 in Ulm vor dem Richterstuhl König Heinrich VII. erscheinen.

Im Jahre 1237 ist Albrecht I. „ohne Zweifel tot“, (O. Amtsbeschreibung Spaichingen). Unter Burkhard II. und Albrecht I. soll eine Teilung des damaligen Hohenberger Besitzes in den südlichen (den Hohenberger) und den nördlichen (den Rottenburger) Teil eingetreten sein. Denn Albrecht I. nannte sich meist nach Rottenburg.

Da aber der ältere Bruder, Burkhard II., früher starb und Albrecht I. Vormund der minderjährigen Söhne seines Bruders wurde, vereinte er bald wieder die ganze Grafschaft in seiner Hand. Graf Burkhard II. († 1225) hatte wahrscheinlich sechs Kinder. Der älteste Sohn war Burkhard III., Er erscheint urkundlich von 1237 an.

Graf Burkhard III. werden wir in der Folge als den Vater der beiden zu besonderem Ansehen emporgestiegenen Kinder, Gertrude und Albrecht II. von Hohenberg, kennenlernen. – Nach 1220 kommen die Zollern und die Hohenberger nicht mehr gemeinsam vor.

Im Jahre 1225 beurkundete ein „Albertus dominus de Rotinburc“ für das Kloster Kreuzlingen. Albrecht nennt sich darin Sohn des verstorbenen Grafen „Burkhard von Zollern“. In der Siegelankündigung wurde vermerkt, daß Albrecht mit dem Siegel seines verstorbenen Bruders Burkhard siegeln werde. Dieses Siegel trägt aber die Umschrift: Burkardus come de Hohenberc. Auffallend: Albrecht nennt sich von Rottenburg, stammt von den Zollern, während sein Bruder, der ja auch ein Zoller war, sich von Hohenberg nannte.

Um 1214 findet die Teilung in eine fränkische und eine schwäbische Linie der Zollern statt. Von der fränkischen (burggräflichen) Linie stammen die Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg (seit 1415) und das spätere preußische Königs- und Kaiserhaus ab.

Unter Kaiser Friedrich II. trat Graf Burkhard III. von Hohenberg auf die Seite des Papstes, als dieser um das erste Drittel des 13. Jahrhunderts seinen Kampf gegen Papst Gregor IX. begann.

Es ist nicht vorgesehen, alle bekannten Urkunden, die Hohenberg betreffen, in dieser kurzen Abhandlung zu nennen. Eine gute Aufarbeitung von Urkunden, in denen die Hohenberger genannt sind, findet sich u. a. auch in der Beschreibung des Oberamtes Spaichingen von 1876 (Verlag Bissinger KG, Magstadt) und in der Kreisbeschreibung Landkreis Balingen 1991.

Das umfangreichste Werk ist wohl die „Geschichte der Grafen von Zollern und Hohenberg und ihrer Grafschaft“. Stuttgart 1862. (Monumenta Hohenbergica).

### Frühe territoriale Entwicklungen

Bei der Schenkung von Gütern durch König Heinrich II. an das Kloster Stein a. Rh. im Jahre 1005 sind gewisse „Hoheitsrechte“ von den „Gütern“ abgetrennt worden; diese Hoheitsrechte wurden dem von ihm gegründeten Hochstift Bamberg überlassen. Es ist auch erwiesen, daß später vielfach die Grafen von Hohenberg mit diesen Rechten belehnt sind (Rottenburg war z. B. solches Bamberger Lehen). Die Hohenberger müssen diese Rechte durch die Vogtei über den Besitz des Hochstifts in Schwaben erworben haben.

Bis um 1080 waren die Zähringer Bezirksvögte in Bamberg, danach aber ein Graf Adelbert von Haigerloch, der Mitstifter des Klosters Alpirsbach, der Bruder des Reichskanzlers Brun von Wiesebeck, ein Zoller. Bei den Anverwandten Zollern weist die Vielfalt verschiedener Lehensherren darauf hin, daß das zollerische Adelsterritorium des Mittelalters kein Zufallsprodukt einer einst größeren Einheit war, sondern eine Neubildung des 12. und 13. Jahrhunderts darstellt.

Die Zollern, so ist es historisch rekonstruiert, haben sich an einer Verschwörung der Welfen gegen König Friedrich I. (Barbarossa) beteiligt. Damals ging Donaueschingen verloren. Die Verwicklung in den Sturz Heinrich des Löwen kostete sogar die Einheit des Grafenhauses, denn der enttäuschte König stattete nun nicht mehr die Hauptlinie der Zollern mit verfügbaren Gütern aus, sondern deren Zweig, die Grafen von Hohenberg (Wilfried Schöntag).



Ritterschlag. Aus einer Handschrift über das Leben des Königs Offa, Schule von Saint Alban, um 1230. In einer religiösen Zeremonie wurde der junge Adelige in den Ritterstand aufgenommen. Er wurde mit dem Schwert umgürtet (links), erhielt die Sporen und das Ritterhemd.



Gefangener.

### Ritterwürde im 13. Jahrhundert

Das Rittertum ist wesentlicher Bestandteil des adligen Lebens im 13. Jahrhundert. Das Wort „Ritter“ bezeichnet ursprünglich einen Reiter. Schon früh hat sich die Bedeutung auf einen bewaffnet zu Pferde Kriegsdienst leistenden Mannes von vornehmen Rang gelegt. Ritterlichkeit, Rittertum und Ritterstand entwickelten sich aus dem Wort „Ritter“.

In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ist der alte Brauch der Vergebung der Ritterwürde, das Umgürten mit dem Ritterschwert durch den Herrn, ein umfangreiches Zeremoniell, schon weitgehend abgelöst.

Um 1200 durfte das Ritterschwert erteilen, wer selbst Ritter war und das Recht besaß Lehengüter zu verteilen, also ein adliger Herr war. Aber es wurde die Verleihung der Ritterwürde nicht mehr so genau genommen. Die Würde ward schon im 13. Jahrhundert an Bauernsöhne um Geld gegeben – und weil der Herr sich einmal mit „großem Gefolge“ am Fürstenhof zeigen wollte.

Die Prüfung der Wappen wird jedoch noch unter Rudolf von Habsburg sehr genau genommen. Bei einer österreichischen Vermählung im Jahre 1222 erhielten 225 Knappen diese Würde.

Aber noch rühmlicher war die Erteilung vor einer Schlacht. Die neuen Ritter kämpften dann in einer Schlachtreihe. So wissen wir auch, daß Rudolf von Habsburg vor der Schlacht auf dem Marchfeld unter anderem auch hundert Zürcher Bürgersöhne das Ritterschwert gab und die Zürcher für seine besten Kämpfer erklärte.

Daß die Ritter Turniere abhielten, ist längst bekannt. Das größte Ritterfest war der Turney, ein Massenkampf in abgestecktem Gebiet, die Teilnehmer immer in zwei Gruppen geteilt, dieser wieder in verschiedenen Haufen.

Aufgabe der Haufen war es, die Schar der Gegner zu durchreiten und die einzelnen daraus zu entwaffnen und gefangenzunehmen. Die Turniere wurden um 1200 nicht nur bei großen Hoffesten angestellt, sondern auch von Rittern einer Landschaft. Es waren Spielkämpfe, welche das Rittertum in seinem höchsten Glanz zeigten.

### Quellennachweis 1. Teil

Hohenzollerische Heimat Nr. 2/Juni 1983.  
Johann Adam Kraus  
Graf Rudolf von Pfullendorf.

Deutsche Burgen  
Werner Meyer  
Verlag Weidlich, Ffm. 1977

Hohenzollerische Heimatblätter Nr. 14 vom 14. 8. 1925

Mitt. des Vereins für Geschichts- und Altertumskunde in Hohenzollern Nr. 34 1900/1901

Graf Froben Christoph von Zimmern  
Beat Rudolf Jenny  
Thorbecke Verlag, Konstanz 1959

Eine Geschichte der Grafschaft Hohenberg  
Karl Heinz Weber

St. Märgen im Schwarzwald  
Verlag Schnell & Steine, München 1993

Zollern und Hohenberg  
Dr. Stemmler, Sigmaringen  
Sonderdruck aus den Hohenzollerischen Heimatblättern  
21. Band 1961

Päpste und Konzilien  
Hermes-Handlexikon  
Econ Taschenbuch 1983

Skandalöse Kirche  
Emil-Heinz Schmitz  
Gelka Druck und Verlags GmbH, Ettlingen 1992

Der Besitz des Klosters Stein a. Rhein vom 11. bis zum 16. Jahrhundert.  
Jahrbuch f. Stat. und Landeskunde von B.W. 4 76–78 1958

Bilder aus der deutschen Vergangenheit  
Orbis Verlag GmbH, München 1987

(Wird fortgesetzt)

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Anton Georg Grözinger  
Schillerstraße 17, 72335 Schömberg

Rudolf Töpfer  
Stingstraße 47, 72336 Balingen

### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

**Vorsitzender:** Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

**Geschäftsführung:** Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

**Redaktion:** Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



# Heimatkundliche Blätter



# Balingen

Jahrgang 41

31. März 1994

Nr. 3

## (I) Das Postamt Balingen in den Jahren der Weimarer Republik (1918 – 1932) – 2. Folge

Das Post- und Telegraphenwesen Württembergs wurde 1920 Eigentum des Deutschen Reiches

Da nach Artikel 170 der Verfassung des Deutschen Reiches das Post- und Telegraphenwesen Württembergs samt Fernsprechwesen am 1. April 1920 in das Eigentum des Deutschen Reiches übergehen sollte, um dann mit dem des übrigen Reichsgebiets nach dem Grundsatz der Einheitlichkeit und Gleichmäßigkeit verwaltet zu werden, wurde „zwischen dem Deutschen Reiche und dem Freien Volksstaat Württemberg“ am 29./31. März 1920 ein entsprechender *Staatsvertrag* geschlossen.

Sein Inhalt war geschickt ausgehandelt worden. § 1 besagt, daß „die Verwaltung und das gesamte Eigentum der württembergischen Posten und Telegraphen dem Reiche vom 1. April 1920 an als Ganzes mit allen Rechten und Pflichten öffentlich-rechtlicher und privatrechtlicher Art übertragen wird“, wofür das Reich an den Volksstaat Württemberg den Betrag von 250 Millionen Mark vergütet (§ 2). Gleichzeitig wurde die *Ober-Postdirektion Stuttgart* geschaffen und vom Reichspostminister mit besonderen Befugnissen für den inneren württembergischen Verkehr ausgestattet (§ 4).

Die im Dienst der württembergischen Post- und Telegraphenverwaltung stehenden Beamten, Angestellten und Arbeiter sind in den Dienst des Reiches übernommen worden (§ 9) mit allen durch das bisherige Dienstverhältnis erworbenen Rechten, Anwartschaften und Vorteilen (§ 10). Das Reich hat damals auch die Wohlfahrtseinrichtungen der württembergischen Post- und Telegraphenverwaltung übernommen und zugesichert, diese bestimmungsgemäß weiterzuführen (§ 12).

In einem *Schlußprotokoll* wurden zahlreiche Einzelheiten geregelt, so etwa, daß Einigkeit darüber bestehe, die Betriebsformen und Vorschriften nach und nach unter möglichst Rücksichtnahme auf die bisherige Entwicklung zu vereinheitlichen, oder auch daß ohne Zustimmung der württembergischen Regierung kein Teil des württembergischen Gebiets einer außerhalb Württembergs liegenden Oberpostdirektion zugewiesen werden soll und anderes mehr. – Die Überleitungsarbeiten leitete Präsident Dr. von Metzger. – Wenn auch damals quasi Inventur gemacht werden mußte, so kann der Vergütungsbetrag von 250 Millionen Mark in Anbetracht des eingebrachten Gutes, besonders auch der Grundstücke und der zahlreichen Postgebäude, nur als mäßig bezeichnet werden. Seine letzte Rate ist vom Land Baden-Württemberg am 1. 1. 1954 in Empfang genommen worden.

Auch das bayerische Post- und Telegraphenwesen ist am 1. 4. 1920 in der Reichspost aufgegangen. Damit waren die sogenannten Reservatrechte der süddeutschen Länder Bayern und Württemberg aufgehoben. Die Eisenbahnen der einzelnen deutschen Länder sind ebenfalls ab 1. 4. 1920 „verreichlicht“ und in der Gesellschaft „Deutsche Reichsbahn“ vereinigt worden.

Fortan gab es allein die *Deutsche Reichspost* als Staatsunternehmen, deren Ober-Postdirektion Stuttgart nun Mittelbehörde war und zu deren Bezirk das (Reichs-) *Postamt Balingen*

gehörte, dem damals noch immer Postmeister Günthner vorstand.

### Die Württembergische Staatspost hatte zu bestehen aufgehört.

Sie wies beim Übergang auf das Reich am 1. 4. 1920 sowohl in sachlicher als auch in materieller und personeller Beziehung gut geordnete Verhältnisse auf und hatte jährlich reichliche Überschüsse an den württembergischen Staat abliefern können, dank der hierzulande sprichwörtlichen Sparsamkeit und der allseitig anerkannten Leistungen des Postpersonals, das sich durch Fleiß und Gewissenhaftigkeit ausgezeichnet hatte.

### Folgeprobleme des Ersten Weltkriegs behinderten auch die Reichspost

Der Friedensvertrag zwischen Deutschland und den Alliierten ist am 28. 6. 1919 in Versailles unterzeichnet worden und am 10. 1. 1920 in Kraft getreten. Deutschland mußte Grenzgebiete mit 70 000 km<sup>2</sup> Fläche abtreten (6,5 Millionen Einwohner) sowie alle Kolonien.

Nach Art 231 des Versailler Vertrages wurden „Deutschland und seine Verbündeten als Urheber des Krieges für alle Schäden“ haftbar gemacht, die den Feindmächten und ihren Staatsangehörigen im Kriege entstanden waren, Deutschland entsprechende Wiedergutmachungsleistungen (Reparationen) auferlegt und anderes mehr. In Deutschland klagte man über die Härte der Vertragsbedingungen und bezeichnete den Frieden als „Diktat“. Der Erste Weltkrieg beendete die Vormachtstellung Europas, die Autorität der monarchischen Regierungsform und das bürgerliche Zeitalter.

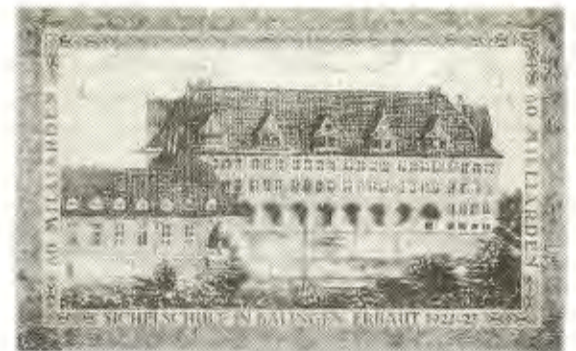
Im Wesentlichen ging es für die Reichspost in den ersten Jahren darum, die Kriegsfolgeprobleme in ihrem Bereich tunlichst zu beheben und selbst wieder finanziellen Spielraum zu erlangen. Zunächst aber konnte sie nur defizitär wirtschaften. Erst die Umstellung auf eine stabile Währung ließ da Besserung erhoffen.

### Nach Kriegsende 1918 herrschte bittere Not in Deutschland.

Es fehlte an allem, an Lebensmitteln, an Industriegütern, auch an Metall. Hinzu kam bald die *Geldentwertung*, weshalb es ohnehin sinnlos war, teures Münzgeld zu prägen. Daher begannen einzelne Städte und Gemeinden lokale Geldscheine herzustellen und auszugeben, die man *Notgeld* nannte (siehe den abgebildeten Stadtkassenschein der „Württembergischen Oberamtsstadt Balingen“ vom 4. Oktober 1923 mit der Unterschrift des Stadtschultheißen Rommel). Auf der Scheinrückseite ist die in der Zeit von 1921 – 23 erbaute Sichelschule abgebildet, ein Bauwerk, auf das die Stadt Balingen wirklich stolz sein kann. Die Einweihung hat am 28. Juli 1923 stattgefunden, also vor 70 Jahren.



Vorderseite des Notgelds



Rückseite des Notgelds



Foto von 1992

### Die Inflationsjahre 1922/23

Die Inflation wurde im August 1923 zu einer furchtbaren Lawine. Der Wert der Mark war auf den Dollar ausgerichtet, dessen Kurs immer rascher stieg. So kostete damals hier ein Kilo Mehl 36 Millionen Mark. Da Löhne und Gehälter im gleichen Tempo anwachsen mußten, ging man bald zu tageweiser Entlohnung über. Doch dafür fehlte es an Zahlungsmitteln. So kam man auf die Ausgabe von Notgeld, das

an sich als Kleingeld gedacht war. Die Noten der Reichsbank liefen bis in die „Billionen“ auf.

Die Geldentwertung in den Jahren 1922/23 bereitete auch der Deutschen Reichspost und ihrem Personal manche Schwierigkeiten. So hatte sie erhebliche Mühe, mit dem Druck neuer Marken nachzukommen. Bevor die Wertzeichen an den Schaltern verkauft werden konnten, war ihr Nennwert oft von der Entwicklung bereits überholt, so daß Überdrucke mit höherer Wertangabe erforderlich wurden. Die Briefmarkenautomaten mußten stillgelegt werden. An den Schaltern bildeten sich Kundenschlangen, weil man zum Geldzählen nun eben mehr Zeit brauchte. 1923 war das Jahr der Hochinflation, der tiefsten Depression, der Verelendung breiter Volksmassen und des wirtschaftlichen Niedergangs. Am 26. 11. 1923 kostete das Porto für einen Brief 80 Milliarden Mark. Vom 26. bis 30. November 1923 blieben die Briefkasteneinwürfe inflationsbedingt geschlossen.

Am 1. Dezember 1923 war schließlich der ganze Spuk vorbei: das Briefporto betrug wieder zehn Pfennige und das für eine Ortspostkarte drei Pfennige. Die Rentenmark hatte der Inflation ein Ende bereitet. Die Gehälter der Postbeamten, die während der Inflation monatlich in neun Abschlägen gezahlt worden waren, betragen nach dem Ende der Inflation kaum noch die Hälfte der Friedensbezüge.

Interessant ist, daß die damalige Mark im Jahre 1923 innerhalb eines Vierteljahres ihren Wert völlig verloren hat. Die höchste Inflationsbriefmarke erschien am 22. November 1923 und lautete auf 50 Milliarden Mark (siehe Abbildung). Ebenfalls 50 Milliarden Mark Wert war der weiter vorn abgebildete Stadtkassenschein der Stadt Balingen vom 4. Oktober 1923. Aber auch die Reichsbank in Berlin hatte am 10. Oktober 1923 eine 50 Milliarden Mark-Banknote in Umlauf gebracht.



Mit der Abbildung einer württembergischen Gebührenmarke der Kasse des Amtsgerichts Tuttingen vom 29. 10. 1923 über 84 100 Mark sollen die Betrachtungen über die Inflationszeit beendet sein. Diese Marke ist halt zu schön. Man muß sie einfach sehen.



Mit der Stabilisierung der Währung und der Einführung der Rentenmark ausgangs 1923 konnte auch die Reichspost auf bessere Zeiten hoffen. Zudem trat am 1. April 1924 das „Reichspostfinanzgesetz“ in Kraft. Es brachte die Ausgliederung der Reichspost aus dem Reichshaushalt und die Überführung ihres Vermögens in ein vom Reichsvermögen getrenntes Postsondervermögen. Sie war fortan als selbständiges Unternehmen unter der Bezeichnung „Deutsche Reichspost“ zu führen (Amtsblatt des Reichspostministeriums Nr. 26/1924, „Reichspostfinanzgesetz“). Dadurch sollte es der Reichspost ermöglicht werden, Überschüsse zu erzielen, um ihren Betrieb fortzuentwickeln sowie auch Abgaben an die Reichskasse zu leisten, was ihr dann schon ab 1926 möglich war.

Die Reichspost hatte ihre Ausgaben allein aus ihren Einnahmen zu erwirtschaften, ohne Zuschüsse aus der Reichskasse zu erhalten. Daher war sowohl auf Wirtschaftlichkeit und Sparsamkeit als auch auf Anpassung der Posteinrichtungen an die Bedürfnisse der allgemeinen Wirtschaft und des Verkehrs zu achten. So führte die Post nach Möglichkeit Rationalisierungen mit Personaleinsparungen durch. Hier wäre als gutes Beispiel die Einführung des Selbstanschlußbetriebs in den Ortsfernprech-

netzen zu nennen, wobei die Fernsprechteilnehmer ihre Gesprächspartner im eigenen Ortsnetz selbst anwählen konnten, wodurch viele Handvermittlungen in Wegfall kamen („Fräulein vom Amt“).

Selbstverständlich war die „Deutsche Reichspost“ damals nach wie vor knapp bei Kasse. So kann man heute noch im „Amtsblatt des Reichspostministeriums“ Nr. 108/1923 nachlesen, daß die Reichsregierung im Hinblick auf die Not von Volk und Reich die Dienstzeit der Reichsbeamten bis Ende 1925 auf wöchentlich mindestens 54 Stunden festlegen mußte. Aus einer Verfügung der Oberpostdirektion Stuttgart vom 9. Juni 1923 geht hervor, daß erledigte Briefträger-, Landpostboten- und Postbotenstellen nicht einfach neu besetzt werden durften; die Arbeit sei vielmehr anderen Bediensteten mit zu übertragen usw. Im übrigen folgte der Personalabbau des Jahres 1923, dem alle Beamten zum Opfer fielen, die mindestens 60 Jahre alt waren. Am 2. April 1925 wurde die wöchentliche Arbeitszeit bei Tätigkeiten, die besonders anstrengend waren, auf 51 Stunden wöchentlich herabgesetzt, so im Bahnpostdienst auf großen und wichtigen Strecken u. ä.

Auf Grund der bestehenden Finanznot sind in den Jahren 1931 und 1932 drei Gehaltskürzungsverordnungen erlassen und umgesetzt worden. Die monatlichen Gehälter wurden, gestaffelt nach dem Einkommen, um 19 bis 23 Prozent vermindert. Die dadurch erzielten Einsparungen mußten als Sonderabgabe an das Reich abgeliefert werden. Dabei handelte es sich bei der Reichspost in den Jahren 1931 und 1932 um insgesamt 371,8 Millionen Reichsmark. Zudem nahm der Staat die Reichspost zusätzlich in die Pflicht, um die Bewältigung der Wirtschaftskrise in Form von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen bei der Post selbst und durch zusätzliche Aufträge an die Industrie beizutragen. Andererseits hat die Deutsche Reichspost auch viel für ihre Bediensteten unternommen (1926 Gründung einer Versorgungsanstalt der DRP sowie vielfältige Maßnahmen zur Linderung der Wohnungsnot).

### Der deutsche Luftpostdienst entstand ab 1919

Nach dem ersten Weltkrieg ging es mit der Fliegerei erst richtig vorwärts. So ist am 6. Februar 1919 in Berlin-Johannisthal der deutsche Luftpostdienst planmäßig aufgenommen worden und zwar auf der Strecke Berlin-Leipzig-Weimar, wo die verfassungsgebende Nationalversammlung tagte. Die genannte Linie wurde von der „Deutsche Luftreederei GmbH“ betrieben. Den umgebauten einstigen Kriegsflugzeugen wurden Postbeutel, Zeitungsbündel, kleinere Koffer, Pakete und vereinzelt auch Fluggäste anvertraut. Obwohl der Anfang bescheiden war, so ist die 250 km lange Flugstrecke allein im Februar 1919 doch 120 mal befliegen worden. Zudem hatte man positive Erfahrungen sammeln können.

Tagesstem-  
pelabdruck  
Weimar 6. 2.  
1919 (Eröff-  
nungstag)



In Stuttgart war in den Kriegsjahren 1916/18 der Heeresflugplatz Stuttgart-Böblingen angelegt worden. Nach Kriegsende mußte das Gelände unter Aufsicht der interalliierten Kontrollkommission zerstört werden. Im Frühjahr 1925 begann man, dort einen Verkehrsflughafen anzulegen. Bereits am 3. Januar 1921 war der junge Ingenieur und Flieger Paul Strähle vom behelfsmäßig hergerichteten „Flugplatz Cannstatter Wasen“ zu einem ersten Postflug von Stuttgart nach Konstanz gestartet. Der Ingenieur Eutig hatte ebenfalls im



Verladen von Postsendungen in einen Albatros-Doppeldecker am 6. 2. 1919 auf dem Flugplatz Berlin-Johannisthal zum ersten amtlichen Postflug in Deutschland (Linie: Berlin-Weimar-Berlin)

Flugzeug Platz genommen. Ohne Funkeinrichtung, ohne Blindfliegergerät und in offener Maschine war ein regelmäßiger Flug über die Schwäbische Alb gar nicht so einfach.

So begann hierzulande die Luftpostbeförderung. – Heute startet und landet man in Echterdingen.



Aufnahmejahr 1937

Die deutsche Luftverkehrsgeschichte konnte am 6. Januar 1926 ein neues Kapitel aufschlagen: die „Deutsche Lufthansa AG“ wurde gegründet. Mit Wasserflugzeugen wagte man bald Transatlantikflüge nach den USA. Nach und Vorausflüge mit Katapultstarts brachten Zeitersparnisse und damit auch kürzere Postlaufzeiten. Dabei spielten die Schnelldampfer „Bremen“ und „Europa“ sowie als schwimmender Flugstützpunkt mit Schlepptrossen der Dampfer „Westfalen“ eine wichtige Rolle.

Am 2. Juli 1900 gelang bei Manzell am Bodensee von einer schwimmenden Halle aus der erste Flug eines Zeppelin-Luftschiffs, des LZ 1. Auch Graf Zeppelin befand sich in der Gondel. Die Luftschiffe waren nummeriert.



50 Jahre Deutscher  
Luftpostverkehr



10 Jahre Lufthansa  
(1926-1936)

Einige Jahre später landete wie vorgesehen LZ 4 am 5. August 1908 bei Echterdingen, wo es von einer Sturmböe erfaßt und zerstört wurde. Das löste eine Welle von Hilfsbereitschaft aus, die binnen kurzer Zeit über sechs Millionen Mark erbrachte, so daß man weiterbauen konnte.

Die Unglücksstelle bei Rehrdingen  
9. August 1928

Der Bau des „LZ 127“ erfolgte in den schweren Jahren nach dem ersten Weltkrieg. Damals traten fast unüberwindliche finanzielle Schwierigkeiten auf. Das Luftschiff wurde am 8. 7. 1928, dem 90. Geburtstag des Grafen Zeppelin, auf den Namen „Graf Zeppelin“ getauft. Am 18. 9. 1928 trat es seine Jungfernfahrt an und absolvierte im September noch einige andere Flüge.

Am 11. Oktober 1928 beförderte das Luftschiff „Graf Zeppelin“ LZ 127 erstmals Luftpostsendungen nach den USA. Ein knappes

Jahr später hob sich am 12. Juli 1929 das legendäre Großraum-Flugschiff Do X, von 12 Motoren angetrieben, erstmals vom Bodensee in die Luft. Auch dieses hatte bei späteren Flügen Luftpostsendungen an Bord.



(Fortsetzung folgt)

## Rosenfelder Müller überfallen

Am Samstag, dem 26. April, wurde der 42jährige Rosenfelder Müller Andreas Storz auf dem Witthoh südlich von Tuttlingen von zwei Arbeitslosen überfallen, durch zahlreiche Messerstiche schwer verletzt und seiner ganzen Barschaft beraubt.

So könnte es heute in einem Polizeibericht im Zollern-Alb-Kurier stehen. Wenn der Leser aber weiter erfährt, daß die Barschaft ungefähr 400 Gulden betrug, so muß er stutzig werden und sich fragen, ob die Tat nicht schon einige Jahre zurückliegt.

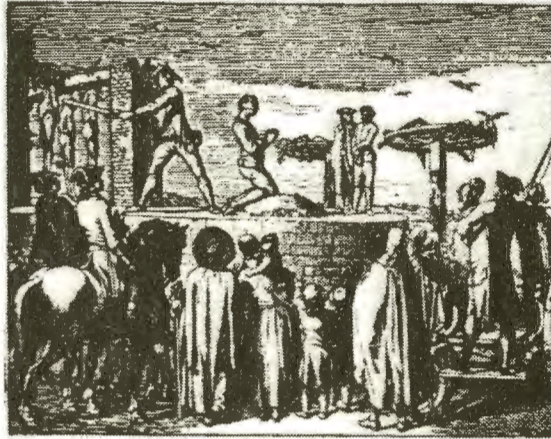
Dies trifft auch zu, denn der Überfall ereignete sich vor 200 Jahren, nämlich im Jahre 1794. Der in Tuttlingen geborene Andreas Storz hatte ungefähr zwei Jahrzehnte zuvor in Rosenfeld „im Tal“ eine Mühle gekauft. Daneben handelte er mit Kernen\*). Eine Wagenladung dieser Frucht hatte er soeben in die nahe Schweiz geliefert. Da er dort weitere Geschäfte hatte abschließen müssen, hatte er sich von seinem Fuhrmann getrennt und den Rückweg allein zu Fuß angetreten.

Drei Jahre zuvor war der Zögling der Stuttgarter Hohen Karlsschule der spätere „Meister der heroischen Landschaft“, Joseph Anton Koch, zusammen mit seinem Mitschüler Roos denselben Weg gewandert. In seinem Reise-skizzenbuch schrieb er: „Die Gegend ist sehr unsicher. Ehemals sollen sich besonders viele „Taugenichtse und Räubergesindel“ hier aufgehalten haben.

Von hier aus (gemeint war wohl das zwischen Engen und Tuttlingen an der Schweizer Straße liegende Biesendorf) „kamen wir auf die nach Tuttlingen führende Landstraße durch eine mit wallendem Grün unterbrochene Ebene bis auf die Tuttlinger Heide. Hier ist der Weg steinig und geht bergauf. Alles Wachstum scheint hier aufzuhören. Kein Baum, keine Wohnung, kümmerlich auf der Erde kriechendes dürres Gras, rötlichgelbe Steine und Fels-trümmer sind alles, was den hier von der brennenden Sonne durchsängten oft auseinandergerissenen Boden deckt. Kein murmelndes Bächlein oder sanft herniederwallendes Grün oder sanfte Erdenbewohner machen diese Region zu einem angenehmen Aufenthalt. Dies ist kein Ort für innig sich Liebende, welche nur die gastfreundliche Natur erquicken kann.

Kein singender Vogel oder sonst ein belebtes Geschöpf wählt diese Gegend zum Wirkungskreis ihrer Tätigkeit, selbst die Insekten scheinen dieses Bild des Todes zu fürchten, denn ich sah hier keines. Die kurze Zeit, bis wir die Höhe des ziemlich erhabenen aber nur allmählich aufsteigenden Bergs erreichten, wurde uns wegen der Uniformität der Eindrücke sehr langwierig.

Nach dieser düsteren Schilderung wollen wir uns wieder unserem Müller zuwenden. Ein ungutes Gefühl überkam ihn, als nach Biesendorf zwei heruntergekommene Männer sich ihm anschlossen. Sie gaben sich als Tuttlinger Bürger aus mit Namen Schönle, des Ludes Sohn, und Koßmann, des Hansjörgen Sohn, beide von Beruf Messerschmiede. Der Müller war ja schon lange von Tuttlingen weggegangen, weshalb er nicht um den schlechten Ruf dieser Leute wußte. Andererseits brachten es die beiden schnell heraus, mit wem sie es zu tun hatten, wenn sie es nicht schon früher von seinem Fuhrmann erfahren hatten.



Hinrichtung Ende des 18. Jahrhunderts

Die drei Reisenden erreichten bald die menschenleere Hochfläche beim Witthoh. Die wenigen Äcker, die zwischen Wiesen und Weiden lagen, waren übersät mit runden, rötlichgelben Steinen, die Koch in seinem Reisebericht erwähnt hatte. Drei Jahre später fielen auch Goethe bei seiner Reise in die Schweiz diese Steine der Juranagelfluh auf.

In der Nähe des „lachenden Steins“ ergriff einer der Männer einen dieser Steine und schlug den Müller damit von hinten nieder. Der Ort war geschickt gewählt, denn hier verlief die sehr alte Grenze (=Lache) zwischen den Territorien von Württemberg, Nellenburg und Fürstenberg. Für ein Verbrechen auf Nellenburger Gebiet wäre Württemberg nicht zuständig gewesen, denn ins württembergische Tuttlingen wollten die beiden Räuber entkommen.

Ein ungleicher Kampf auf Leben und Tod begann. Die Schmerzensschreie des Müllers hörte niemand. Sie gingen bald in ein schwaches Röcheln über, nachdem die Messerschmiede ihrem Opfer mit dem Messer sehr schwere Wunden, besonders am Hals, zugefügt hatten. Als sich der Müller nicht mehr regte, banden sie ihm die Geldkatze ab und eilten nach Tuttlingen, wo sie zwischen 5 und 6 Uhr nachmittags ankamen. Die Untat hatte also etwa eine Stunde vorher stattgefunden. Das geraubte Geld versteckten sie zunächst in einem Wasserbehälter hinter einem Haus.

Und nun kommt der unglaubliche Wendepunkt in diesem Drama: Das von den Verbrechern für tot liegengelassene Opfer kommt wieder zu sich: Blut an den Händen, Blut auf dem Boden, Blut an den Kleidern! . . . Allmählich dämmert ihm, was geschehen ist. Der Schwerverletzte rafft sich mühsam auf. Langsam kommt er auf die Beine. Mit ungeheurer Willensanstrengung schleppt er sich Schritt für Schritt, Meile um Meile nach Tuttlingen. Wie oft muß er sich an einen Baum lehnen ausruhen, wie oft wird es ihm schwarz vor den Augen? Wir können es nur ahnen! Gegen 8 Uhr abends erreicht Storz das Haus seines Vaters, die Stadtmühle. Das Entsetzen der Angehörigen ist groß . . .

Der schnell herbeigerufene Arzt konnte dem Müller nicht mehr helfen. Die Wunden am Hals waren so stark, daß die aufgenommene Nahrung wieder herauskam. Der Todkranke mußte unter großen Schmerzen verhungern. Von Natur aus muß Andreas Storz äußerst robust gewesen sein, denn der Todeskampf dauerte noch neun Tage. Er starb am 5. Mai 1794. Zuvor konnte er noch seine Frau und seine sechs Kinder in die Arme schließen. Sie waren von Rosenfeld herbeigeeilt. Der Tote wurde in seiner Heimatstadt Tuttlingen begraben.

Die beiden Mörder kamen nicht in den Genuß des geraubten Geldes. Noch am Abend nach der Tat wurden sie verhaftet. Anschließend wurde ihnen der Prozeß gemacht. Die Richter verurteilten sie für dieses abscheuliche Verbrechen zum Tode. Das Urteil wurde am 19. Dezember 1794 am Tuttlinger Hochgericht „vor dem oberen Tor“ vollstreckt: Beide wurden enthauptet, die Körper auf das Rad geflochten und die Köpfe auf dem Galgen aufgespießt. Dies war die letzte Hinrichtung, die in Tuttlingen stattfand. Sicher hat sich kaum einer dieses Schauspiel entgehen lassen, war doch die Schreckensherrschaft in Frankreich mit den großen Hinrichtungen erst wenige Monate zuvor zu Ende gegangen.



An die grausame Tat erinnert heute noch ein Kalkstein in Mahlsteinform neben dem alten Grenzstein. An dem Stein sind eine bronzene Gedenktafel und ein Bronzekreuz angebracht (siehe Bild). Beide Steine befinden sich wenige Schritte abseits der Witthohstraße in der Nähe des Lohhofes, den es zur Zeit der Tat noch nicht gab. Ursprünglich stand an Stelle des heutigen Gedenksteines ein Sühnekreuz, denn in alten Karten ist diese Stelle mit „steinernes Kreuz“ bezeichnet.

Rudolf Linder, Albstadt

#### Anmerkung:

\*Der Dinkel (auch Schwabekorn oder bis um 1800 vorherrschend Vesen genannt) war damals die Hauptfrucht der Schwäbischen Alb. Im Gegensatz zum Weizen bleibt beim Dreschen des Dinkels eine Hülse, der Spelz, erhalten. Dieser Spelz wird in einem besonderen Mahlgang - dem Gerbgang - von dem eigentlichen Korn getrennt. Der geschälte oder abgerbte Dinkel heißt Kernen. Im Jahre 1795 zahlte man in Onstmettingen für einen Scheffel (rund 177 Liter) Dinkel 9 Gulden; ein etwa achtpfundiger Laib Brot kostete 30 Kreuzer (= ½ Gulden).

#### Quellen:

Hermann Streng, „Rosenfelder Müller“, in Tuttlinger Heimatblätter 1961  
Reiseskizzenbuch des Joseph Anton Koch von 1791 im Jahrbuch der Preußischen Kunstsammlungen, 56. Band, Jahrgang 1935.  
Amtliche Kreisbeschreibung von 1960

# Wie schützten sich die Heselwanger gegen den „roten Hahn“?

Von Dr. Wilhelm Foth, Balingen

Von Stadtbränden wird in der Balingen Geschichte oft berichtet; so vernichtete der von 1809 fast die gesamte Stadt, wobei fast alle Einwohner ihre Häuser und ihr gesamtes Hab und Gut verloren.

Aber auch die Dörfer waren vom „roten Hahn“ bedroht, selbst wenn darüber wenig berichtet wird. Die Bauweise war zwar lockerer als in der eng bebauten Stadt, so daß sich ein Brand nicht so schnell ausbreiten konnte; zudem waren bei einem Brand weniger Einwohner betroffen als in der Stadt. Aber doch war jeder Brand auch auf dem Dorf ein großes Unglück für die Betroffenen selbst und oft auch für die Nachbarn.

Warum war die Brandgefahr so groß, viel größer als heute? Die ausgetrockneten Balken des Fachwerk, das Holz der Fußböden, der Stiegen, der Türen und mitunter auch der Wände bot einer Feuersbrunst reiche Nahrung. Noch 1732 war in Heselwangen mehr als die Hälfte aller Häuser mit Stroh (und nicht mit Ziegeln!) gedeckt, und noch 1768 waren die „Rauchkuchen“, d. h. die Küchen, die keinen Kamin hatten und bei denen der Rauch durchs Dach abziehen mußte, weit verbreitet, „wegen der Armut der Einwohner“, wie es lakonisch in den Vogtruggerichtsprotokollen heißt. Und gesteigert wurde die Feuersgefahr noch durch den Ofen in der Stube, durch die offenen Stall-Laternen – stolperte ein Bauer mit einer im Halbdunkel der Scheuer, so standen sofort Stroh und Heu in Flammen –, aber auch durch Selbstentzündung von Heu und aus vielen anderen Gründen.

Schon im Heselwanger Fleckenbuch von 1599 wird angeordnet: Zwei Männer, von Vogt und Gericht ernannt, sollen monatlich in alle Häuser gehen und sehen, wie es „mit dem Feuer und sonst mit den Häusern beschaffen sei.“ Wenn sie dort kein Wasser finden (in einem Kessel oder sonstwo, denn Wasserleitungen gab es natürlich noch nicht) oder wenn sie „ungebührende Sachen“ finden, so sollen sie es sofort dem Vogt zur Abstrafung melden. Ferner wird angeordnet, daß jedes Haus einen Satz Leitern hat. Der „gemeine Flecken“ war ausgerüstet mit zwei Feuerhaken und mit 24 Feuerkübeln.

In den Vogtruggerichtsprotokollen, die von 1677 bis 1867 erhalten sind, wird die Feuerschau, die nach Öfen, Herden und Kaminen, aber auch nach der feuersicheren Aufbewahrung von Asche, Holz, später aber auch Kohle und „Reibhölzchen“ (Zündhölzer) immer erneut angemahnt, mitunter mit der Bemerkung „mit mehr Sorgfalt und Fleiß“. 1857 wurde angeordnet, daß sie von einem Meister des Maurer- und Steinhauerhandwerks vorzunehmen sei, d. h. es wurde eine fachliche Vorbildung vorgeschrieben.

Im Protokoll von 1752 taucht erstmalig die „freiwillige Feuerwehr“ auf:

- „zur 1. Feuerrott soll bestellt sein Eberhard Jetter als Rottmeister“, dessen Rotte aus 16 Mann „von den jüngsten Bürgern“ besteht.
- zur 2. Rott Alt Christian Seegis mit 20 Mann
- zur 3. Rott Johannes Müller mit 14 Mann.

Es gibt zwei „gute“ Feuerhaken und zwei „gute“ Feuerleitern, die später, um besser geschützt zu sein, eiserne Schuhe erhielten. Eine Feuerspritze ist nicht vorhanden, aber es gab zwei hölzerne Brandspritzen.

Feuereimer des „gemeinen Fleckens“ gab es 20; sie wurden zusammen mit denen, die die Bürger haben müssen, in der Kirche verwahrt. Im Laufe der Jahre und Jahrzehnte wurde ihre Gesamtzahl auf 80 gesteigert, vor allem auch dadurch, daß jeder, der ins Bürgerrecht aufgenommen wurde, einen Feuereimer beschaffen mußte. Im Jahr 1772, als die Zahl der Feuerei-

mer für genügend hoch erachtet wurde, wurde für „Neubürger“ festgesetzt, anstatt eines Feuereimers einen Gulden ans Bürgermeisteramt zu bezahlen und zwei „fruchtbare Bäume“ (Obstbäume) auf der Allmand, dem Gemeindefeld, zu setzen.

Ein besonderes Problem war eine „moderne“ Fahrfeuerspritze, deren Fehlen bei jedem Ruggericht getadelt wurde. Im Jahr 1776 wurden die „Communvorsteher“, d. h. Vogt und Gericht, angewiesen, ein Allmandstück mit Frucht zu bebauen, um aus deren Erlös die Spritze anschaffen zu können. Es sollte noch Jahrzehnte dauern, bis sie tatsächlich angeschafft werden konnte; wann das genau war, wissen wir nicht. Für diese Spritze gab es dann eine besondere „Spritzenremise“, wo aber auch der Bahnschlitten stand und Baumaterial und Baugeräte lagerten. Im Jahr 1867 jedenfalls wurden die Heselwanger ermahnt, dort eine bessere Ordnung zu halten und die Spritze mehr als zweimal jährlich auszuprobieren.

Brach ein Brand aus, so war, wie 1762 berichtet wird, jeder, der ein Pferd hat, verpflichtet, so schnell wie möglich sich vor des Vogts Haus einzufinden, um gegebenenfalls in gestrecktem Galopp nach Balingen zu reiten, um dort Hilfe zu holen. Wer am schnellsten beim Vogt war, sollte eine Prämie von 30 Kreuzern erhalten!

## „Alarmplan“ bitterer Ernst

Umgekehrt hatten sich bei einer „Brunst“ (einem Großbrand) in Balingen, wie 1785 berichtet wird, unverzüglich drei Fuhrwerke auf den Weg zu machen: Adam Mautte und jung Balthas Jetter mit zwei bespannten Leiterwagen nebst 12 vom Gericht benannten und der Bürgerschaft bekannten Männern zum „Helferhaus“, d. h. zum 2. Pfarramt neben der Kirche, und Martin Scherle mit einem vierspännigen Leiterwagen und zwölf Mann zur Stadtschreiberei. Man darf annehmen, daß die Bewohner der anderen Amtsorte ähnliche Verpflichtungen hatten. Im Jahr 1809 sollte dieser „Alarmplan“ bitterer Ernst werden, wenn auch alle Hilfe bei dieser Brandkatastrophe weithin vergeblich war.

Ein besonderes Sicherheitsproblem, übrigens nicht nur in Heselwangen, waren die sogenannten „Waschstätten“ oder „Waschöfen“, wo die Wäsche gekocht wurde. Sie gehörte teils Privaten, teils der „Commun“, standen teils mitten im Dorf bei den Häusern, teils auf der Allmand. Da sie meist nicht „beschlossen“, d. h. offen nach allen Seiten, waren, waren sie durch den Funkenflug besonders gefährlich; außerdem war die „Holzkonsumention“, der Holzverbrauch, besonders hoch, besonders schwerwiegend in einer Gemeinde mit einem so kleinen Wald wie Heselwangen. Schon 1753 wurde angeordnet, „von Gemeinds wegen unten bei der Wetten“, die als Viehtränke und „zum Gebrauch in Feuersnot“ diente, eine „dreifache Waschstatt zu drei Kößeln (Kesseln) zu machen.“

Aber dazu fehlte das Geld. So wurden beim Ruggericht 1772 diese Öfen erneut verboten, und es wurde angeordnet, die Privaten sollten „ihre Waschöfen mit einem Mauerle versehen, daß das Feuer und die Hitze beisammenbleiben“. Für die anderen wird der Dorfvogt beauftragt, daß „auf ihre Kosten ein beschlossener Waschofen zu zwei oder drei Kesseln auf-

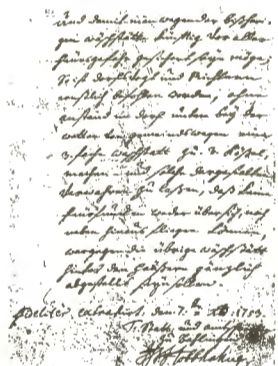
gerichtet, gemauert und oben mit einem steinernen Blatt versehen“ werde, da bei einem solchen Ofen viel Holz „menagiert“ (gespart) wird, weil das Feuer zwei Kessel zugleich heiß macht, besonders aber, da so der Feuersgefahr vorgebeugt wird.

Aber auch in den nächsten Jahren fehlte das Geld; bei jedem Ruggericht wird der Bau wieder angemahnt. 1788, also 16 Jahre später, wird bei 14 Gulden Strafe befohlen, „sobald als möglich“ den Waschofen zu bauen. Die Bürger, die keinen eigenen Waschofen haben, sollen die Kosten tragen, oder es soll von ihnen ein „Waschgeld“ eingezogen werden. Leider brechen die Berichte ab, ohne daß wir erfahren, ob und gegebenenfalls wann dieser Gemeinde-Waschhofen gebaut wurde.

Aus denselben Gründen, nämlich einerseits Vorbeugung gegen Feuersgefahr und andererseits der Holzersparnis halber, wurde von der herzoglichen bzw. später der königlichen Regierung Stuttgart der Bau von Gemeindebackhäusern angeordnet.

In Heselwangen allerdings taucht die „Erbauung eines Gemeinde-Back- und Waschhauses“ erst im Vogtruggerichtsprotokoll von 1862 auf, wo es aber am Rand, mit späterer Schrift, lakonisch heißt: „Wegen der mangelnden Geldmittel und des Fehlschlagens der Kirchen- und Obsternte im Jahr 1862 konnte zur Ausführung dieses Baus nicht geschritten werden, und es müssen daher bessere Zeiten abgewartet werden.“

Nun, die scheinen in Heselwangen aber nie gekommen zu sein, denn dieses Backhaus wurde bis zum heutigen Tag nicht gebaut . . .



Ausschnitt aus dem Vogtruggerichtsprotokoll von 1753

## Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Wilhelm Foth  
Lisztstraße 35, 72336 Balingen

Rudolf Linder  
Heilig-Brünnle-Str. 55, 72461 A-Tailfingen

Rudolf Töpfer  
Stingstraße 47, 72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter

# Balingen



Jahrgang 41

30. April 1994

Nr. 4

## (I) Das Postamt Balingen in den Jahren der Weimarer Republik (1918 – 1932) – 3. Folge

1923 hat in Deutschland das Rundfunkzeitalter begonnen. Auch der Kraftpostbetrieb bekam damals Aufwind. – Der mit Roß und Wagen fahrende Lochenbot' Steidle mußte 1925 dem Postkraftfahrzeug weichen.

Am 23. Oktober 1923 begann in Deutschland das *Rundfunkzeitalter*, als der allgemeine Rundfunkbetrieb eröffnet wurde. Bereits am 11. Mai 1924 ging in Stuttgart der Süddeutsche Rundfunk auf Sendung. Dem Vernehmen nach soll in Balingen 1926 beim damaligen *Falkenwirt Flatt* der erste Radioapparat aufgestellt worden sein. Seit 1925 mußten Empfangsgenehmigungen beantragt und erteilt werden.

Auch der *Kraftpostbetrieb* bekam beim Postamt Balingen langsam wieder Auftrieb. So konnten zwei neue Linien eröffnet werden: am 1. Oktober 1925 Balingen-Nusplingen und am 20. Oktober 1928 Balingen-Haigerloch.

Im übrigen hat das Postamt Balingen 1925 hier an der Ostdorfer Straße eine kleine Kraftwagenhalle eingerichtet.

Im Zusammenhang mit der genannten neuen Kraftpostlinie Balingen-Nusplingen ist folgendes interessant: Als hier 1864 die Landpost eingerichtet wurde, sind die Orte hinter dem Lochen von Landpostboten versorgt worden. Einer von ihnen kam täglich (ausgenommen sonntags) von Unterdisheim-Oberdisheim-Tieringen über die Lochen nach Balingen. Dabei brachte dieser abgehende Postsendungen mit und beförderte in entgegengesetzter Richtung angekommene Postsendungen, um sie unterwegs zuzustellen oder zustellen zu lassen. Seit dem 10. März 1886 ist dieses Geschäft von dem Bauern Leopold Steidle aus Unterdisheim besorgt worden und zwar von dort aus werktäglich mit zwei Roß vor seinem Fuhrwerk.

Amtlich wurde Leopold Steidle als „*fahrender Landpostbote*“ bezeichnet. Auf seinem Fuhrwerk, das er auf Rechnung der beteiligten Gemeinden benutzte, konnte man auch mit in die Oberamtsstadt Balingen fahren. Zudem brachte Steidle von dort manches mit, wie Arznei u. ä. Im Volksmund nannte man Leopold Steidle den „Lochenbot“.

Am 30. September 1925 führte Leopold Steidle seine letzte Botenfahrt aus. Unser Bild zeigt die Abfahrt im Hof des Balingener Postamts. Das Fuhrwerk war festlich geschmückt. Das angebrachte Schild lautete „Die letzte Fahrt nach 40 Jahren“. Das seinerzeitige Postamtspersonal hatte sich zur Verabschiedung eingefunden.

Vom nächsten Tage an, dem 1. Oktober 1925, ging die *Kraftpostlinie Balingen-Nusplingen* in Betrieb, also auf der Steidle-Strecke, nur noch etwas weiter, bis Nusplingen. Nun besorgten deren Fahrer den Postan- und -abtransport. Dem Steidle und seinen Rössern wird das wohl recht gewesen sein.

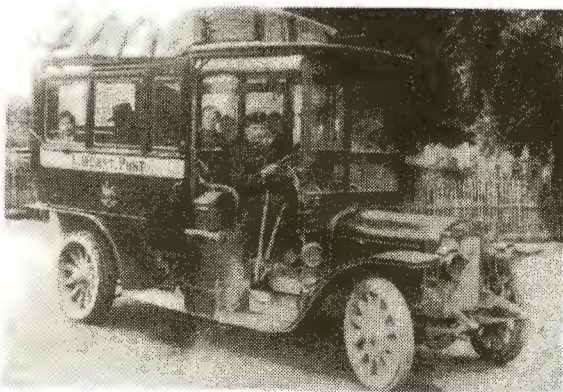
Wer sich gern zurückerinnern möchte, dem sei gesagt, daß hier am 4. Oktober 1909 erstmals (und darum versuchsweise) im Königreich Württemberg eine staatliche Kraftwa-



Auf dem Bock sitzend: Leopold Steidle und seine Frau. Vorn (von links): Oberpostmeister Hosch, dann die Postinspektoren Ebert, Luz und Ammann; Frl. Hosch, Geller, Häfele, Hofmann und Neidinger (alles Fernsprechkräfte); Postschaffner Marquardt, Gust. Widmann, Koch, Haasis, Benzing, Friedrich Widmann, Boss.

genverbindung zur Personenbeförderung eingerichtet worden ist und zwar auf der Linie Balingen-Binsdorf-Rosenfeld-Oberndorf (Neckar) mit der Abzweigung Rosenfeld-Sulz (Neckar): 47,4 km.

Dafür fielen dort gleichzeitig die pferdebepannten Personenposten (Postkutschen) weg. Zunächst wurden drei Kraftwagen angeschafft. Die 14-sitzigen Omnibusse mit 35pferdigen Motoren stammten aus der Automobilfabrik Gaggenau. Die Wagen hatten einen hellbraunen Anstrich und waren mit dem württembergischen Wappen geschmückt. Sie hatten Längs- und Quersitze und konnten einen Anhänger mitführen. Der Vordersitz war gedeckt und durch eine Glasscheibe sowie Seitenvorhänge gegen die Unbilden der Witterung geschützt. Zur Außenbeleuchtung dienten zwei Azetylen- und zwei Petroleumlampen. Der Fahrpreis betrug sieben Pf./km.



Das Foto zeigt einen der ersten Postkraftwagen zur Personenbeförderung. Es ist 1913 in Rosenfeld aufgenommen worden, also vier Jahre nach der Linienöffnung. Am Steuer saß Kraftwagenführer Schneiderhan.



20 Jahre später haben die Postbusse schon so ausgesehen. Es ist ein Postbus auf der Lochenstraße, etwa 1934/35. Auf der Fotorückseite ist vermerkt, daß dieses Kraftfahrzeug „in Rußland geblieben ist“.

Beim Postamt Balingen ist ausgangs 1929 das Landpostwesens auf Kraftfahrbetrieb umgestellt worden.

Ab 1. November 1929 verkehrte vom Postamt Balingen aus täglich zweimal ein Postauto über Land, die sogenannte Landkraftpost. Es fuhr eine Art Rundkurs. Damit es in jedem Landort einen festen Halteplatz hatte, mußten überall Poststellen eingerichtet werden. Dort wurde dann die angekommene Post ausgeladen und die abgehende Post mitgenommen. Von da an kam der fußgehende Landpostbote nicht mehr durchs Dorf. Er wurde nicht mehr benötigt. Den Zustelldienst in den einzelnen Landorten besorgte nun in der Regel der örtliche Poststellen-Inhaber.

Die neuen Poststellen waren mit dem erforderlichen Gerät auszustatten, etwa einem Stuhl, einem Arbeitstisch, einer Wanduhr, einem Telefon, einem Briefkasten, mit Formularen, Klebezetteln, Stempelzeug usw.

Um die „Umstellung des Landpostwesens auf Kraftfahrbetrieb“, wie es amtlich hieß, zu ermöglichen, mußten damals vom sogenannten Leitpostamt Balingen zwölf Poststellen in den vorgesehenen Landorten neu eingerichtet werden. Sie erhielten am 1. November 1929 erstmals je einen eigenen Poststempel mit Ortsangabe. Dieser war neben der Briefmarke abzu drucken, weil er keine Tagesangabe und auch keine Uhrzeitangabe enthielt. Es waren kastenförmige Hand-Gummi-Nebenstempel.

Der von Streichen hat so ausgesehen:



Im Stempeltext konnte es damals statt „über Balingen“ auch „Balingen Land“ heißen.

Die Poststellen standen mit der Dienststelle „Landabfertigung“ beim Postamt Balingen im Abrechnungsverhältnis. Diese stempelte auch die Briefmarken auf den abgehenden Briefen mit einem eigenen Tagesstempel (siehe Abbildungen).



Tagesstempel der Landabfertigung beim Postamt Balingen (1932)

Einschreibnummernzettel der Landabfertigung beim Postamt Balingen (1931)

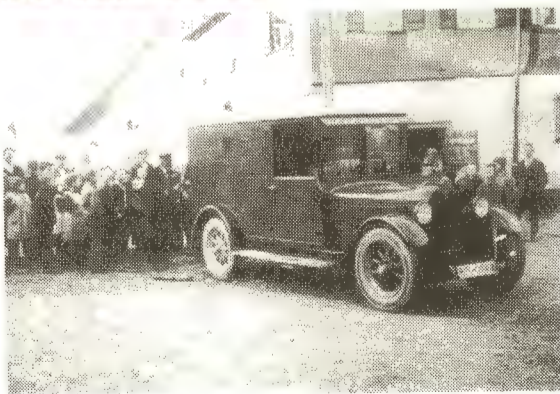


Im übrigen ist das Landkraftpost-Gebiet des Postamts Balingen ständig erweitert worden, von anfangs 12 (1929) auf schließlich 23 Poststellen (1963). Es standen dann auch drei Landkraftpostwagen zur Verfügung. Ansonsten sind die Gummistempeltexte aus jeweils guten Gründen hier insgesamt siebenmal geändert worden, bis sie schließlich ab Ausgangs 1963 durch runde Stahlstempel mit vierstelligen Postleitzahlen ersetzt wurden. Von da an durften die Poststellen die Freimarken auf bei ihnen eingeliferten Briefsendungen selbst entwerfen. Damit hatten die kastenförmigen Hand-Gummi-Nebenstempel nach fast 35jährigem Gebrauch ausgedient.

In den Landkraftwagen konnten, wenn Platz war, gegen Bezahlung bis vier Personen mitbefördert werden, die dann in der Nähe des Fahrers saßen. Hinter ihnen befand sich eine verstellbare Wand, die den Zugang zum Laderaum mit den Postsendungen versperrte (Postgeheimnis, Entwendung). Da der Postverkehr in jenen Jahren stark zunahm, ist die Straßenpostart „Landkraftpost“ im Sommer 1973 generell eingestellt worden. Davon waren insbesondere diejenigen Personen betroffen, die sich ans Mitfahren gewöhnt hatten.



Stahlstempel der Poststelle „Weilstetten über Balingen (Württ)“ von 1948



Ankunft der ersten Rottweiler Landkraftpost vor der Poststelle II Täbingen am 1. 3. 1930, was eine kleine Sensation gewesen zu sein schien. Von nun an kam jeden Tag das Postauto. Links hinter dem Kraftfahrzeug der damalige Täbinger Posthalter II Martin Schatz, der vorher fast zwei Jahrzehnte lang Landpostbote gewesen war.

Fahrzeugmäßig haperte es beim Balingen Postamt eher beim sogenannten Ortskraftfahrzeugbetrieb. Dafür hatte man ab 16. Februar 1932 einen Krafthandwagen, womit zwei Mann die Paketzustellung in der Stadt besorgten (seit 1927 geschah das mit einem Pferdepaketwagen, davor mit Handkarren). Im übrigen waren bei der Post um 1930 kaum noch Pferde vorhanden, da sich das Kraftfahrzeug mehr und mehr durchgesetzt hatte.

**Zwischen Balingen und Rottweil wurden Postkutsche und Postbus zunächst schrittweise und ab 1928 endgültig von der Eisenbahn verdrängt.**

Es konnte aber auch anders kommen, nämlich, daß ein Postkraftfahrzeug von der Bahn verdrängt wurde, was hier 1928 der Fall war. Das hatte sich so abgespielt: Balingen ist am 1. August 1874 erstmals Bahnstation geworden (Tag der Inbetriebnahme). Eine Nebenbahn von Balingen über Schömberg nach Rottweil am Neckar war beabsichtigt. Doch bis es soweit war, verging einige Zeit. Zunächst wurde am 25. Oktober 1911 das Teilstück Balingen – Schömberg in Betrieb genommen und damals auch der am Schömberger Gleis gelegene Südbahnhof eröffnet. Durch den Ersten Weltkrieg und die Nachkriegsjahre verzögert, konnte das Verlängerungsstück Schömberg – Rottweil erst am 26. Oktober 1928 in Betrieb genommen werden.

Wer also von Balingen nach Rottweil reisen wollte, der mußte bis 1911 die Postkutsche benutzen. Von 1911 bis 1928 konnte er von Balingen bis Schömberg mit der Bahn fahren, von wo er mit der Postkutsche bzw. ab 1912 dann mit einem Postbus nach Rottweil kam. Erst ab 1928 war eine durchgehende Reise per Bahn von Balingen über Schömberg nach Rottweil möglich. Die genannten Beförderungsarten wurden für Personen und auch für Postsachen benutzt. Der Hafermotor hatte ausgedient. Aus den Pferdeställen wurden Kraftfahrzeug-Garagen, bis dann die Bahn ganz an die Stelle der Kraftfahrzeuge trat. Man reiste nun bequemer, rascher, pünktlicher und auch billiger.

Es wurde in Schömberg vor dem Gasthof „Lamm“ aufgenommen, in dem sich auch die Postamts-Räume befanden. Im Vordergrund hatten sich zwischen zwei Reichspost-Bussen an die 30 Personen aufgestellt, viele in Postuniformen, dabei auch einige Kraftfahrer, Werkmeister und andere, die zum Postamt Rottweil gehörten, das damals für die genannte Postbuslinie zuständig war. Vom folgenden Tag an, also ab 26. Oktober 1918, verkehrte dann die Bahn durchgehend von Balingen über Schömberg bis Rottweil.

Was Büromaschinen anbetrifft, so ist bei der württembergischen Postverwaltung 1888 in Stuttgart die erste Schreibmaschine eingesetzt worden. Das Postamt Balingen hat erst am 24. Juni 1924 eine Kleinschreibmaschine samt Tisch erhalten. 1926 und 1928 kamen je eine Addiermaschine mit Handbetrieb hinzu. Erst

1948 wurde eine elektrische Schreibmaschine geliefert, eine gebrauchte. 1933 ist das Postamt Balingen mit einem Briefmarkengeber und einem Postkartengeber ausgestattet worden, die vor dem Postamt angebracht werden mußten.

1928 sind in unserer Gegend die ersten Fernschreiber in Stuttgart und Reutlingen aufgestellt worden. Diese Geräte vereinigen in sich die Vorteile von Telegraph, Telefon und Brief.

Eine wesentliche Erweiterung seiner Betriebsfläche kam auf das Postamt Balingen zu, als in den Jahren 1927 bis 1929 dicht neben dem sogenannten alten Postamt der im bisherigen Postgarten erstellte Postamts-Erweiterungsbau fertiggestellt wurde, der einen guten Abschluß zur Bahnhofseite bildet. In ihn wurde ein sogenanntes „Selbstanschlußamt“ eingebaut, d. h. ab Inbetriebnahme dieses Amtes konnten sich die Teilnehmer hier im Ort selbst anwählen. Inbetriebnahmetag war der 27. April 1928.

Wer zurückblicken möchte: am 15. Februar 1898 konnte die erste Telephonanstalt Balingen mit anfangs 12 Teilnehmern im Kgl. Postamt Balingen im Rathaus in Betrieb genommen werden. Sogenannte „Fräulein vom Amt“ stellten die gewünschten Verbindungen durch lose Leitungsschnüre her. Die Gesprächsdauer wurde anfangs durch Sanduhren, später durch Gesprächsuhren überwacht. Nach und nach sind auch Teilnehmer aus den umliegenden Gemeinden angeschlossen worden. Und nun, 1928, also 30 Jahre später, kam in Balingen der Selbstwählbetrieb.

**Am Ende der Balingen Bahnhofstraße entstand ein posteigener Gebäudekomplex.**

Am 1. Dezember 1899 konnte endlich in Bahnhofsnähe in einem Postamtsneubau der Postbetrieb aufgenommen werden. Es handelte sich um „ein posteigenes Dienstgebäude“. Vorher war man in Mieträumen untergebracht gewesen, zuletzt im Balingen Rathaus. Auch die dort erst am 15. Februar 1898 in Betrieb gegangene Telephonanstalt Balingen kam nun mit in den Postamtsneubau beim Bahnhof.



Foto von 1973

Um 1900 hatte Balingen rund 3500 Einwohner. Das Foto oben zeigt den am 1. Dezember 1899 eröffneten Postamtsneubau. Ganz rechts im Hintergrund ist das Bahnhofsgebäude zu



Vom letztgenannten Ereignis existiert eine Fotorarität vom 25. Oktober 1918: „Letzte Fahrt der Kraftpost Schömberg – Rottweil“.



Foto von 1950

sehen. In der Mitte mit dem steilen Giebel zur Straße befindet sich der Erweiterungsbau mit Postbetriebsräumen im Erdgeschoß und dem im 1. Obergeschoß am 27. April 1928 eröffneten Telefon-Selbstanschlußamt. Dieser Erweiterungsbau ist auf dem Foto unten vom Bahnhofsvorplatz aus besser zu sehen. Er bildet einen schönen Abschluß des Postkomplexes. Im übrigen ist die Bahnhofstraße erst 1933 ortsbaumäßig angelegt worden. Der Platz, auf dem der Erweiterungsbau errichtet wurde, hieß vorher „Postgarten“.

Auf dem abgebildeten Foto von 1950 sind vier Postbusse zu sehen, die abfahrtsbereit vor dem Erweiterungsbau stehen. Sie wurden damals viel benutzt, da private Kraftfahrzeuge

noch rar waren. Die rechten drei Busse haben eine Motorhaube. Der Bus ganz links besaß bereits einen Heckmotor. – Die Stadt Balingen hatte 1950 7818 Einwohner.

Die Nummernschilder der rechten drei Busse sind deutlich erkennbar: schwarze Schildfarbe, weiße Schrift. Aus einer Verfügung vom 22. 7. 1948 geht hervor, daß die französische Militärregierung zugestimmt habe, daß alle Kraftfahrzeuge und Anhänger der Deutschen Post ohne Rücksicht auf ihren Standort künftig einheitlich beim Straßenverkehrsamt Tübingen erfaßt und zur Zulassung angemeldet werden sollen (WT 31-.....).

Am 22. 2. 1949 hieß es dann, daß die unter WT 31-..... Kennzeichen zugelassenen Kraftfahrzeuge und Anhänger nun neue geprägte Kennzeichen mit der Bezeichnung FW 31-..... bekämen (also Französische Zone Württemberg).

Am 2. 12. 1950, als die Deutsche Bundespost erst kurze Zeit bestand, wurde dieses Problem neu geregelt und die Kraftfahrzeuge und Anhänger der Deutschen Bundespost mit posteigenen amtlichen Polizei-Kennzeichen zugelassen, zum Beispiel „BP - 99999“ (also insgesamt 8 Zeichen). Das sollte bis Ende 1950 geschehen.

Seit dem 3. Juni 1932 sind das Reichsverkehrsministerium und das Reichspostministerium in Personalunion durch den Freiherrn von Eltz-Rübenach geführt worden. Diese Lösung wurde erst am 2. Februar 1937 wieder aufgehoben.

### 1933 endete die Weimarer Republik; das sogenannte „Dritte Reich“ begann

Am 25. Oktober 1929 war es in Amerika zum Börsenkrach gekommen, am „schwarzen Freitag“. Diese sogenannte Weltwirtschaftskrise wirkte sich auch auf Deutschland aus. Durch Abhebungen, Reparationszahlungen usw. geriet die Mark unter Druck. Man kürzte die Beamtengehälter und Löhne, erhöhte die Steuern, setzte die Arbeitslosenunterstützung herab. Banken gingen in Konkurs. Die Reichsregierung ordnete Bankfeiertage an. Für 6 Millionen Arbeitslose gab es keine Beschäftigung. Das waren gewiß schlimme Zeiten.

Den Begriff der „Kurzarbeit“ kannte man auch schon. Die Not stieg an, die Unzufriedenheit auch. Da ernannte Reichspräsident von Hindenburg Heinrich Brüning zum Kanzler einer Regierung, die nur von seinem Vertrauen getragen wurde, denn parlamentarische Mehrheiten waren damals nicht mehr zu erlangen. Brüning regierte mit Notverordnungen. Die wirtschaftliche Notlage radikalisierte die Wählerschaft. In der Reichspräsidentenwahl von 1932 siegte Hindenburg über Hitler. Bald darauf entließ er Brüning und ernannte von Papen zum Reichskanzler, der noch autoritär regieren sollte.

Von Papen und andere bewogen den lange zögernden Reichspräsidenten von Hindenburg schließlich am 30. Januar 1933 Hitler zum Kanzler einer „Nationalen Regierung“ zu berufen. Damit war das Ende der Weimarer Republik gekommen. Das sogenannte „Dritte Reich“ begann.

## Nostalgia: Italienische Arbeitnehmer in Tailfingen

Von Dr. Peter Thaddäus Lang/Albstadt

**Vor etwa zwanzig Jahren beherbergte Tailfingen zeitweise die kreisweit größte Zahl an Werktagen aus Italien – Grund genug, sich mit ihren Lebensbedingungen einmal etwas näher zu befassen.**

Ihre Geschichte beginnt mit dem Wirtschaftswunder: Nach einem vorübergehenden Einbruch in der wirtschaftlichen Entwicklung um 1955 nahm die Trikotwarenindustrie im Talgang einen stetigen Aufschwung bis gegen Ende der 60er Jahre, um danach wieder von neuem zu prosperieren. Dies hatte natürlich einen enormen Bedarf an Arbeitskräften zur Folge, der zunächst aus dem Reservoir der Heimatvertriebenen und der Sowjetzonen-Flüchtlinge gedeckt werden konnte.

Der Zustrom aus der DDR vermochte jedoch die enorme Nachfrage der westdeutschen Wirtschaft schon bald nicht mehr zu decken; aus diesem Grunde wurden Arbeitskräfte aus den Mittelmeerländern angeworben, und zwar zunächst in erster Linie Italiener. Nachdem am 13. August 1961 die „Mauer“ gebaut worden war, trat nunmehr an die Stelle des Zustroms aus dem Osten der Zustrom aus dem Süden.

### „Gast“-Arbeiter

Zunächst nannte man sie ja noch „Fremdarbeiter“, ein Wort, das in der Zeit der Nazi-Diktatur für die Zwangsarbeiter gebraucht wurde. Um diese wenig angenehme Erinnerung auszuschalten, schlug ein Geistlicher um 1960 das Wort „Gastarbeiter“ vor. Hinter dieser Wortprägung steht der Gedanke, daß einem Gast wohl eine größere Ehrerbietung zuteil werden würde als einem Fremden. Das neue Wort setzte sich auch alsbald durch; eine größere Ehrerbietung wollte damit jedoch leider nicht mit einhergehen.

Der erste „Schub“ italienischer Zuwanderer nach Tailfingen erfolgte 1959. Zuerst kamen nur einzelne Männer, die sich vorstellten, innerhalb von wenigen Jahren ein kleines Ver-

mögen anzuhäufen, um dann wieder in die Heimat zurückzukehren. Aber es sollte anders kommen – so schnell wie gedacht, waren eben die gewünschten Summen doch nicht beieinander. Zudem gewöhnten sich die ausländischen Arbeitnehmer so nach und nach an das Leben im Gastland und die endgültige Rückkehr in die Heimat wurde immer wieder hinausgeschoben.

Die deutschen Arbeitgeber sahen diese Entwicklung nicht ungern – hatten sie doch in den ausländischen Arbeitnehmern Leute gefunden, die in einer Zeit großen Arbeitskräftemangels auch weniger gut bezahlte Tätigkeiten verrichteten und obendrein auch eher ungünstige Arbeitsbedingungen akzeptierten: Sie, die Ausländer, waren es, die sich noch bereit fanden, den Hof zu fegen, sie waren es, die sich nicht weigerten, übelriechende Müllkübel auszuleeren, sie waren es, die auch mal Nachtschicht machten, und sie waren es schließlich auch, die sich mit dem zugigsten Winkel der Fabrikhalle zufrieden gaben.

### Wohnungsnot

So war es den Unternehmern keineswegs unangenehm, wenn die Familien im Laufe der Zeit nachrückten, denn gerade in der Textilindustrie, dem hierzulande vorherrschenden Wirtschaftszweig, waren weibliche Arbeitskräfte besonders gefragt. Demzufolge setzte sich die Zuwanderung aus dem Süden während der ganzen 60er Jahre so kräftig fort, daß ihre Zahl sich 1973 auf 752 belief.

Nun entstand aber ein neues Problem, denn die Männer hatten sich für sich selbst mit sehr bescheidenem Wohnraum begnügt. Die Fami-

lien indes brauchten richtige Wohnungen mit Küche, Bad, Kinderzimmer, Schlafzimmer und Wohnzimmer und das zu einem für sie erschwinglichen Preis. Der Wohnungsmarkt gab da nicht viel her: hie und da ein altes Bauernhaus oder einen renovierungsbedürftigen Altbau, den die ursprünglichen Bewohner verlassen hatten, um in das heißersehnte und neu erbaute eigene Haus zu ziehen.

Wie sich beim Durchblättern alter Adreßbücher zweifelsfrei feststellen läßt, führte dies in Tailfingen dazu, daß italienische Mitbürger vor allem in den Wohngebieten entlang der Schmiecha ein Zuhause fanden, wohingegen die früheren Bewohner nunmehr in schmucken Eigenheimen an den Hängen des Schmiechaltals wohnten.

### Rückgang

Zu Beginn der 70er Jahre hatte der Zustrom der Arbeitskräfte aus dem Süden seinen Höhepunkt überschritten. Die gewaltige Preiserhöhung für Erdöl durch die OPEC („Organisation of Petrol Exporting Countries“) im Jahr 1973 führte in Europa zu einer länger anhaltenden Wirtschaftskrise; die Zeit der Vollbeschäftigung war damit vorbei. Während der folgenden Jahre kehrten viele der ausländischen Arbeiter wieder in ihre Heimatländer zurück.

Diese Entwicklung machte sich natürlich auch im Talgang bemerkbar: 1984, zehn Jahre nach der Ölkrise, zählte man in Tailfingen 573 italienische Arbeitnehmer, in Onstmettingen 244 und in Truchtelfingen 113. Das heißt: Zwischen 1974 und 1984 war die Zahl der Italiener merklich zurückgegangen.

### Italienische Seelsorge

Die Lage der Italiener ähnelte im Grunde genommen ganz entfernt jeder der deutschen



Don Ugo (li.)  
und Don Otello



Katholiken, die in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg vom katholischen Oberland ins evangelische Schmiedetal gekommen waren: orientierungslos in einer fremden Umgebung.

Manche von ihnen besuchten den deutschen Gottesdienst, sie konnten aber Gebete und Predigten vielfach nur ungenügend verstehen. Das führte dazu, daß um 1962/63 Don Lino aus Rottweil einmal im Monat nach Tailfingen kam und am Sonntagnachmittag in St. Elisabeth Gottesdienst feierte.

Ab 1965 hatten die italienischen Gläubigen dann ihren eigenen Priester: Don Maurizio, der nun jeden Sonntag die heilige Messe zelebrierte. Über zehn Jahre betreute Don Maurizio seine Landsleute in Tailfingen, bis 1976 Don Ugo aus Bergamo an seine Stelle trat. Nach dessen unerwartet frühen Tod 1981 kam Don Otello Gentilini nach Tailfingen, ein weitgereister Gottesmann, der 1946 in Udine zum Priester geweiht wurde und bereits 16 Jahre in Deutschland seinen Landsleuten als Seelenhirte gedient hatte, bevor er nach Tailfingen kam. 1993 wurde Don Otello der Titel eines „Monsignore“ zuteil, was eine sehr hohe Auszeichnung bedeutet.

### Die italienische Schule

1966 war die Zahl der Italiener in Tailfingen so groß geworden, daß die Notwendigkeit entstand, eine italienische Schule einzurichten. Sie kam in Räumen der Christophschule unter; der Lehrer Ettore Iannelli unterrichtete 54 Schüler in einer einzigen Klasse. Als dann die Christophschule später Sitz eines Notariats wurde, verlegte man den italienischen Unterricht in die Bismarckschule.

Es war gewiß eine zweiseitige Angelegenheit mit der italienischen Schule, denn einerseits bewahrten sich die Kinder dadurch zwar ein Stück ihrer nationalen Identität. Andererseits wurde ihnen damit jedoch die Integration erschwert. Der italienische Staat richtete aus diesem Grunde 1973 ein Kurs-System auf freiwilliger Basis ein. Die jungen Italienerinnen und Italiener sollten auf diese Weise neben dem normalen deutschen Unterricht die Gelegenheit haben, gewisse Grundkenntnisse ihrer eigenen Kultur zu erwerben. Solchermaßen rückt das Ideal der Zweisprachigkeit in greifbare Nähe: Eine Zweisprachigkeit, die in einem vereinten Europa äußerst nützlich sein könnte!

### Das „Centro“

Mit Gottesdienst und Schule waren einige der spirituellen Bedürfnisse der Italiener abgedeckt, aber trotz alledem fehlte ein weiteres: Ein Ort, wo man seinesgleichen treffen konnte,



Centro Italia, Tailfingen (1993)

ein Ort der Begegnung, eine Stätte, die in der Fremde eine gewisse Nestwärme vermittelte.

Solche Begegnungsstätten waren dem italienischen Lehrer Ettore Iannelli bekannt; wie er wußte, hatten sie sich in größeren Städten wie Reutlingen oder Stuttgart seit vielen Jahren bewährt. Iannelli setzte sich dieserhalb mit dem Tailfinger Bürgermeister Kiesecker ins Benehmen, der diesen Gedanken sofort aufnahm. Auch Karl Joos, der damalige katholische Pfarrer von St. Elisabeth, unterstützte Iannellis Projekt mit großem Nachdruck, und das bischöfliche Ordinariat in Rottenburg wie auch der Tailfinger Gemeinderat ließen es ebenfalls nicht an Unterstützung fehlen. So nahm das „Centro“ alsbald Gestalt an: Die Stadt Tailfingen erwarb das schmucke Jugendstilgebäude Lange Straße 10, in welchem sich nach der Absicht der Initiatoren Deutsche und Ausländer jedweder Couleur treffen und kennenlernen sollten.

### Einweihung

Am 15. September 1973 wurde alsdann das „Centro“ seiner Bestimmung übergeben; bei der Einweihungsfeier war auch der italienische Generalkonsul Dr. Capobianco zugegen. Der Tailfinger Bürgermeister Horst Kiesecker hob in seiner Festrede darauf ab, daß die ausländischen Arbeitnehmer mit einem Bevölkerungsanteil von über zehn Prozent einen überaus wichtigen Wirtschaftsfaktor darstellten und daß die Tailfinger Industrie ohne sie nicht funktionsfähig sei.

Der hohe Anteil dieser Arbeitnehmer bringe jedoch Folgelasten mit sich, denen sich die verantwortlichen Politiker nicht entziehen könnten. Das Centro, so meinte Kiesecker, könne hier in mehrfacher Hinsicht nützliche Hilfestellung geben. Wie der Tailfinger Schultes betonte, stehe die hier neu geschaffene Einrichtung in Baden-Württemberg einzigartig da und er äußerte den Wunsch, daß das Tailfinger Beispiel auch andernorts Nachahmer finden möge.

### Vielfältige Funktionen

Als das „Centro“ einige Jahre später im Haus Lange Straße 13 eine neue Bleibe fand, änderten sich deswegen seine Aufgaben keineswegs. Wie von seinen Initiatoren beabsichtigt, dient es nach wie vor zum einen als Begegnungsstätte, zum andern aber erfüllt es noch verschiedene andere Funktionen. Es befindet sich dort nämlich ein Büro des italienischen Konsulates; der lange Weg nach Stuttgart wird somit für viele italienische Mitbürger überflüssig.

Des weiteren befindet sich hier eine Außenstelle der Caritas-Kreisstelle Balingen. Ziel und Aufgabe dieser 1974 in Tailfingen etablierten Einrichtung ist die soziale Beratung und Betreuung der italienischen Mitbürger im Zollernalbkreis. Darunter fallen Teilaufgaben wie die Information und Beratung hinsichtlich institutioneller Unterstützungsmöglichkeiten wie zum Beispiel die Hilfestellung beim Ausfüllen von Formularen oder die Begleitung bei Behördengängen. Damit verringert sich die psychologische Hemmschwelle gegenüber der (mitunter ja recht arroganten) deutschen Bürokratie – eine (gelegentlich durchaus berechnete) Abneigung gegen den teutonischen Amtsschimmel empfinden ja häufig auch deutsche Mitbürger.

Dies alles geschieht auf der Basis der engen und guten Zusammenarbeit besonders mit deutschen, aber auch mit italienischen Behörden. Vor allem für die erste Generation italienischer Immigranten bedeutet dies auch heute noch eine große Erleichterung, da nur bei wenigen von ihnen die Deutschkenntnisse ausreichen, um all die verbalen Fallstricke und Fußangeln im bundesrepublikanischen Bürokraten-Kauderwelsch richtig zu verstehen. – Lu-



Pizzabacken für den  
kath. Kindergarten in  
Tailfingen, 1993

dovico Gross, der die Tailfinger Caritas-Stelle aufgebaut hat, leitet dieses Amt nunmehr schon seit nahezu zwanzig Jahren.

Schließlich verfügt auch der italienische Seelsorger Don Otello über einen Raum im „Centro“. Dort erteilt er Beicht-, Kommunion-, Braut- und Firmunterricht. Unter der Woche ist es für gewöhnlich recht still im „Centro“, doch am Wochenende herrscht stets reger Betrieb. Zu den eifrigsten Besuchern zählen vornehmlich ältere Italiener, denn gerade sie sind es, die ausnehmend stark an ihrer Heimat hängen und denen es aus diesem Grunde sehr wichtig ist, ihre nationale Identität zu pflegen.

### Ausblick

Die Jungen hingegen sind in aller Regel hierorts geboren und aufgewachsen, sie sprechen das hiesige Schwäbisch mit absoluter Perfektion und sind auch sonst von den Einheimischen kaum mehr zu unterscheiden. Wenn man sie nun aber fragt, zu welcher Nation sie denn gehören, so antworten sie ohne jedes Zögern „Italien“. Nach einer kleinen, nachdenklichen Pause fügt jedoch der eine oder andere hinzu: „Aber nicht mehr ganz“. Ob er (oder sie) schon einmal daran gedacht habe, für immer nach Italien zurückzukehren? In den meisten Fällen kommt spontan als Antwort „Nein!“

Die Jungen, so scheint es, sind in ihrem Fühlen und Denken vielfach sowohl Italiener als auch Deutsche; viele von ihnen haben sich deutsche Ehepartner oder -partnerinnen gewählt und die Kinder aus diesen Verbindungen werden in Italien wohl nur noch die Heimat der Großeltern sehen.

### Quellen und Literatur

- Mündliche Auskünfte von Girolamo D'Angelo, Gaspare D'Angelo, Nicolo D'Angelo, Rita Frank, Msgr. Otello Gentilini, Ludovico Gross, Theresia Gross, Ettore Iannelli, Marika Iannelli, Walter Laugwitz und vielen anderen. Für die freundliche Hilfsbereitschaft sei ihnen allen an dieser Stelle sehr herzlich gedankt.
- Adreßbuch der Stadt Tailfingen, 1973/74.
- Adreßbuch der Stadt Albstadt, 1985.
- Adreßbuch der Stadt Albstadt, 1988.
- Ebinger Zeitung, 14. und 17. September 1973
- Schmieda-Zeitung, dto.
- Gerhard Hauser, Albstadt im 20. Jahrhundert, 200 S. Mskr., Albstadt 1992 (eine flüssig geschriebene, facettenreiche, vorzüglich recherchierte und in summa durch und durch wissenschaftliche Arbeit – leider noch nicht veröffentlicht).
- Peter Thaddäus Lang, Katholiken im Talgang. Katholische Pfarrei Tailfingen 1918 – 1993, Tailfingen 1993.
- Peter Thaddäus Lang/Wilhelm Conzelmann, Tailfingen – Die Trikotstadt, Tailfingen 1990.

## Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Peter Thaddäus Lang  
Johannesstraße 5, 72458 Albstadt-Ebingen  
Rudolf Töpfer  
Stingstraße 47, 72336 Balingen

### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

**Vorsitzender:** Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

**Geschäftsführung:** Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

**Redaktion:** Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



# Heimatkundliche Blätter



# Balingen

Jahrgang 41

31. Mai 1994

Nr. 5

## Zum Gedenken an Dr. Walter Stettner

Dr. Walter Stettner, Gymnasialprofessor a. D., ist am 27. April 1994, wenige Tage vor seinem 87. Geburtstag, nach langer Krankheit gestorben. Mit ihm ist nicht nur ein gütiger Mensch, ein zuverlässiger, gewissenhafter Lehrer mit großem Wissen von uns gegangen, sondern auch ein Mann, der sich als Stadtarchivar und Heimatforscher große Verdienste erworben hat. Diese fanden Anerkennung durch die Auszeichnung mit der Bürgermedaille der Stadt Albstadt und, anlässlich der „Heimattage Baden-Württemberg“ im Jahr 1987, durch die Verleihung der Verdienstmedaille des Arbeitskreises Heimatpflege. Sie wurden auch, und das mag Dr. Stettner besonders gefreut haben, durch Prof. Decker-Hauff bei einer Universitätswoche gewürdigt.

Dr. Walter Stettner wurde am 14. 5. 1907 in Heilbronn geboren. Er studierte nach Ablegung der Reifeprüfung in Tübingen Geschichte und Klassische Philologie, also Latein und Griechisch. Seine Doktorarbeit schrieb er über „Die Seelenwanderung bei den Griechen und Römern“. Im Jahr 1934 kam er als Studienassessor an die damalige Oberrealschule, das heutige Gymnasium, in Ebingen, wo er bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1971 blieb. Ebingen wurde ihm zur Heimat.

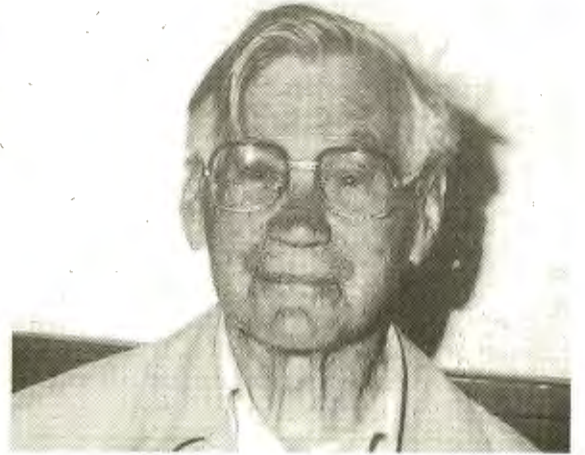
Neben seinen beruflichen Pflichten, die er jederzeit mit großer Gewissenhaftigkeit erfüllte, worauf auch seine Beförderung zum Gymnasialprofessor hinweist, widmete er sich in der Freizeit dem Studium der Orts- und Heimatgeschichte, der Archivarbeit und dem Wandern. Im Schwäbischen Albverein erwarb er sich Verdienste als Wanderwart und Betreuer der Senioren – eine Tätigkeit, in die er auch sein umfangreiches Geschichtswissen einbringen konnte. Vom Schwäbischen Albverein wurde er mit der silbernen Ehrennadel und dem Ehrenschild ausgezeichnet.

Die Archivarbeit, die vor dem Bau des Bildungszentrums im Rathauskeller stattfand, bestand zunächst im mühsamen Sichten, Sortieren und Ordnen der umfangreichen Akten- und Dokumentenablagen. Kein reines Vergnügen, aber hier und beim Aufsuchen der

Staatsarchive erwarb sich Dr. Stettner die gründliche Einsicht in das einstige Stadtschehen.

Sein unermüdliches Arbeiten wurde sichtbar in der Zusammenstellung aller Ebinger Familien in einer Art Einwohnerbuch, das vom 14. bis über das 16. Jahrhundert hinaus Einblicke gibt in den Personenstand der Stadt, Grundlage und Fundgrube für weitere Forschungen. Eine Bündelung erfuhr das vielfältige Geschichtswissen Dr. Stettners durch das 1986 erschienene Buch „Ebingen – Die Geschichte einer württembergischen Stadt“, ein Standardwerk von über 600 Seiten Umfang, gründlich recherchiert, verständlich und umfassend dargestellt, eine Riesearbeit, die für jedermann grundlegende Einsichten in die Entwicklung der Stadt Ebingen vermittelt.

Umfangreich war auch die Mitarbeit in der Heimatkundlichen Vereinigung. Dr. Stettner war von Anfang an dabei, über Jahre hin als stellvertretender Vorstand. Als in Balingen und Albstadt Stammtische eingerichtet wurden, betreute er den oberen Bezirk. Er hielt Vorträge zu ortsgeschichtlichen Themen und vermittelte aus seinem Studien- und Bekanntenkreis manchen Redner für die jährliche Hauptversammlung der Vereinigung. Und Jahr um Jahr leitete er eine Exkursion zu geschichtlich interessanten Orten.



In der Zeit von 1954 bis 1989 schrieb er gegen hundert Aufsätze für die „Blätter der Heimatkundlichen Vereinigung“. Inhaltlich befaßten sich diese vor allem mit der Vorgeschichte und Geschichte Ebingens, also etwa mit den Nellenburgern als Stadtgründern, der Baugeschichte der Martinskirche, den Schulen und Krankenhäusern in früherer Zeit, den ältesten noch bekannten Ebingern, der Stadtbefestigung und ähnlichem. Archivarbeit und Mitarbeit in der Heimatkundlichen Vereinigung sind bei ihm eine glückliche Verbindung eingegangen.

Mit dem Heimgang von Dr. Walter Stettner – Frau und Tochter gingen ihm im Tod voraus – erlosch das Wirken eines Mannes, der wie wenige seine Gaben und seine Zeit zur Erhellung der heimatischen Vergangenheit einsetzte. Mit seinem Wissen hat er zum Ansehen der Heimatkundlichen Vereinigung beigetragen, mit seiner ebenso freundlichen wie verbindlichen Art zum guten Klima in derselben. Die Mitglieder werden ihm ein ehrendes Gedenken bewahren.

Alfred Munz

## Burkhard III. von Hohenberg und seine bewegte Zeit

Von A. G. Grözinger / Schömberg – Fortsetzung aus Nr. 2/94 = 2. Folge

Die erste Hälfte des 13. Jh. war stark von religiösen Auswüchsen geprägt. Bekannt sind vor allem Kreuzzüge zur Befreiung Jerusalems. Unter Innozenz III. kommt es zum vierten Kreuzzug im Jahre 1202. Der bedeutende Kreuzzughistoriker Runciman äußerte sich über dieses Geschehen derart, daß es noch nie ein größeres Verbrechen an der Menschheit gegeben habe.

Im Jahre 1212 wurde gar ein Kinderkreuzzug verkündet. Es konnten nur Kinder zwischen acht und sechzehn Jahren teilnehmen. Dieser Kreuzzug endete schrecklich. Der weit überwiegende Teil dieser Kinder wurde im mediterranen Raume in die Sklaverei verkauft. Die Sage vom Rattenfänger von Hameln geht auf dieses Ereignis zurück.

In den Jahren 1209-29 finden die unvorstellbar grausamen sogenannten Albigenserkriege statt, gegen die Katharer (Katharos, die Reinen), Albigenser und Waldenser, gegen Glaubensbrüder. Auch Beginen und Juden wurden nicht verschont. Die kirchliche Judengesetzgebung zwang die Juden zum Tragen einer besonderen Tracht, zu der eine Kappe gehörte, die den Träger unübersehbar als Teufelsbrut auswies; dazu gehörte auch ein gelber Fleck im Obergewand.

Der Mönch Radulf wollte in Verbindung mit den Kreuzzügen alle Juden vernichten. Das III. Laterankonzil bedrohte alle Christen, die mit Juden zusammenlebten mit der Exkommunikation, was die Entstehung der später so verhängnisvoll sich auswirkenden „Juden-Ghettos“ in die Wege leitete. Christen, die Mischen mit Juden eingingen, drohte die Todesstrafe.

Die Päpste, Könige und Fürsten durften nach der Schrift „De regimine Judaeorum (ad Ducissam Brabante“) über Hab und Gut der Juden wie über ihr eigenes Vermögen verfügen. In dieser Zeit stellten alle Krankheiten eine Strafe Gottes dar. Trotzdem wurde in Pestzeiten den Juden Hostienraub und Brunnenvergiftung vorgeworfen, was gebietsweise zur völligen Ausrottung der Juden führte.

Am 22. 7. 1209 erlag als erste Stadt der sog. Ketzer, Beziers in Südfrankreich (Occitanien), dem Eroberungsheer der sog. Christen, das sich im Namen des Papstes Innozenz III. in Bewegung gesetzt hat. Der Befehl des päpstlichen Generalabtes und Legaten, Arnold von Citeaux, lautete: Tötet sie alle! Gott wird die Seinen erkennen. Der Legat ließ 20 000 Erschlagene zählen. In anderen Aufzeichnungen werden weit höhere Zahlen genannt.

Die Siegesmeldung ging nach Rom. Der päpstliche Legat fügte die Worte hinzu: Derart hat die Rache Gottes gewütet. In Rom wurden gewaltige Siegesfeiern veranstaltet. Es bedurfte allerdings keiner großen Mühe, die Albigenser zu besiegen, denn sie lebten gewaltlos und rührten keine Waffen an.

Nachfolgend erstürmt wurden die Städte Carcassonne, Minerve, Lavaur und die Burg Brahm der Ketzer. Im Jahre 1210 besiegte Simon de Montfort die Burg Brahm. Er allerdings tötete die Gefangenen nicht. Er befahl seinen Soldaten, allen die Nase abzuschneiden

und die Augen auszureißen. Ein einziger Ketzer durfte ein Auge behalten, um die anderen, die des Augenlichtes beraubt waren, führen zu können. So zog eine riesige Schlange heulender Menschen durch das Land zur Abschreckung aller ihrer Glaubensbrüder.

Grausam waren auch die Verwüstungen in dem Städtchen Lavaur. Die greise Schloßherrin wurde in den Brunnen geworfen und auf einen Streich vierhundert „Katharer“ (= „Ketzer“) – es war der größte Scheiterhaufen der Albigen Kriege – verbrannt.

Papst Innozenz III. verstarb im Jahre 1216. Im Sommer dieses Jahres berichtet Jakob von Vitry, Bischof von Akkon, was er in der Stadt Perugia gesehen hat. „Dort fand ich den verstorbenen Papst Innozenz, aber noch nicht bestattet; nachts hatte man ihm die Kleider geraubt, in denen er beigesetzt werden sollte. Seinen Leichnam hat man fast nackt in der Kirche liegen gelassen.“

Im Jahre 1252 ermöglichte Innozenz IV. († 1254) durch seine Inquisitionsbulle „Ad Extirpanda“ die willkürliche Anwendung der Folter. Das Gerichtswesen wurde durch den römischen Grundsatz der Zulassung von Leibes- und Lebensstrafen und durch den mosaischen Leitsatz „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ unvorstellbar grausam. In der Folge stieg dann das mittelalterliche Gerichtswesen bis in das 18. Jh. zu einer unerhörten Barbarei an.

### Vagantentum

Das 13. Jahrhundert war auch die hohe Zeit der Vaganten, einer höchst gemischten Gesellschaft: Mimen und Gaukler, Missionare und Pilger, entlaufene Mönche und Wissenschaftsadepten; häufig von allem etwas. Sie hatten ihren eigenen Moralkodex, und die zehn Gebote kamen darin nicht vor. Frankreich war das klassische Land des Vagantentums.

Die Vaganten führten ein lockeres, ungebundenes, von keiner Grenze, keiner Polizeivorschrift gehemmtes Leben, das ihnen so wenigstens zeitweise geschenkt wurde. Ihr Aufbegehren galt der Kirche schlechthin. Äbte, Bischöfe und Domherren werden als habgierig und geizig, räuberisch und heuchlerisch abgetan, als käuflich korrupte Gesellschaft. Und die Simonie, die Verschacherung geistlicher Ämter, war ein Generalthema der zu ständigem Bettel gezwungenen Vaganten.

Nachfolgende Zeilen geben einen kleinen Einblick in die Vergestaltung in dieser Zeit („Carmina Burana“).

*Dem Metzger Jean Trouve testiere  
ich meinen Stock für seine Stiere,  
und meinen Strick für seine Kühe,  
daß er sich nicht beim Treiben mühe.  
Doch gibt er sie vielleicht zurück  
und meint, ich wolle ihn nur necken,  
so sei für seinen Hals der Strick  
und für seinen Hinterteil der Stecken.*

\*\*\*

*Als ein heimatloser Bursch  
fahr ich durch die Lande.  
Not und Sorgen mannigfach  
mir das Schicksal sandte.  
Möchte gern mit allem Fleiß  
Wissenschaft betreiben.  
Doch vor lauter Ungemach  
muß ichs lassen bleiben.  
Denn zerrissen sind die Schuh,  
das Gewand in Fetzen.  
Grimme Kälte macht mir nun  
Schaudern und Entsetzen.*

Die Straßen waren in dieser Zeit oft auffallend stark belebt. Da zogen die Fähnlein der Ritter zum Geleite, zur Wegelagerung, zur Fehde oder zum Turnier, die Rotten der ritterlichen und städtischen Knechte oft mit Weib und Kind, die Scharen der Kreuzfahrer, die singenden und betenden Pilger, Boten, Fronbauern mit Baumaterial für Kirchen, Burgen

Wappen des Grafen  
von Hohenberg



Farbe: Weiß-Rot

und Klöster, Karawanen der Kaufleute mit Geleit, Musikanten, Tierführer, Bettler und andere fahrende Leute, hausierende Juden, Bettelmönche, Handwerksburschen, Strolche und allerlei Gesindel. Reiten war die vornehme Art zu reisen und blieb schon deshalb weitgehend dem geistlichen und weltlichen Adel vorbehalten.

Der mittelalterliche Mensch war jedoch in der Vielzahl seßhaft. Viele Bauern und Bürger sind nie aus dem Weichbild ihrer Dörfer und Städte ins Freie gelangt. Auffallend ist, daß auch der Straßenverkehr gewisse Vorschriften kannte. Als eine Art Grundgesetz des Mittelalters gilt der Sachsenspiegel (ältestes deutsches Rechtsbuch; 1221/24), den der Schöffensbar – Freie Eike von Reppgau aus Reppichau – in niederdeutscher Sprache verfaßte. Die Straßenbreite wird in nachfolgendem Satz festgelegt:

*„des Koninges strade sal sin also breit, dat en wagen deme anderen gerumen moge.“*

### Das Grafenhaus Hohenberg im 13. Jahrhundert

Aus der Familie Burkhard III. von Hohenberg sind die Kinder Albrecht und Gertrude zu besonderem Ruhme gelangt. Es muß der historischen Wahrheit willen gesagt werden, daß die überregionale Bedeutung, die das Haus Hohenberg im 13. Jh. erreichte, der familiären Verbindung der Tochter Gertrude mit Rudolf von Habsburg zuzuschreiben ist.

Es war nicht nur Gertrude, die an der Seite Rudolfs nach der Verheiratung in dem komfortablen Schloß in Brugg lebte, sondern es waren auch ihre beiden Brüder Albrecht und Burkhard, die als Getreue Rudolfs ihm oft monatelang zur Seite standen.

Besonders aussagefähig und sicher zutreffend auf die beiden Söhne Burkhard III., Albrecht und Burkhard, sind die Anfangszeilen des Ruodlieb (v. I, 1 – 12) in Anbetracht der tiefen Verbundenheit mit ihrem Schwager Rudolf von Habsburg.

*„Es war ein Ritter einst geboren,  
aus einer Sippe auserkoren,  
Der seinen angestammten Adel  
mit Sitten schmückte ohne Tadel;  
Der hatte sich, wie man berichtet,  
manchem reichen Herrn verpflichtet,  
und diente ihnen nach Begehren . . .  
Was ihm auch seine Herren sagen,  
was einer ihm auch aufgetragen,  
sei's daß er rächend sie vertrat,  
sei's daß er anderes für sie tat.  
Nichts davon schob er lange auf,  
erledigte alles in eifrigem Lauf.  
Für diese Herren muß' er sein Leben  
sehr häufig in den Tod begeben,  
Ob's auf der Jagd, in Kriegsgefahr,  
ob's sonst in einer Handlung war.“*

Rudolf von Habsburg bestimmte weitgehend das Geschehen des Hauses Hohenberg, spätestens ab dem Zeitpunkt seiner Königskronung. Auch der Tod Albrecht II. von Hohenberg ist dieser Verbindung zuzuschreiben.

Die Gemahlin Burkhard III., eine Tochter des reichen Pfalzgrafen Rudolf II. von Tübingen,

gebar fünf Kinder. Es waren die Töchter Gertrude und Mechthilde und die Söhne Albrecht, Ulrich und Burkhard. Als Mitgift brachte die Pfalzgräfin Mechthilde von Tübingen († 1250), in das Haus Hohenberg die Herrschaft Nagold, Bulach, Wildberg und Altensteig. Später kam noch Horb hinzu.

Als Minnesänger, Reichslandvogt, Staatsmann und Diplomat gelangte Albrecht II. zu besonderem Ansehen. Als Minnesänger finden wir ihn zeitgemäß in der Mannessischen Liederhandschrift auf Blatt 42r. Das Geburtsjahr Albrecht II. ist nicht bekannt, wird aber um das Jahr 1235 datiert.

Die Tochter Gertrude erhielt einen sonst dem Hause Zollern-Hohenberg fremden Taufnamen. Dies ist wohl darauf zurückzuführen, daß die Mutter des Pfalzgrafen Rudolf II. von Tübingen, Elisabeth, eine Tochter des Grafen Rudolf von Bregenz und einer Wulfhild, eine Welfin, war. Wulfhilds Bruder, Herzog Heinrich der Stolze von Sachsen und Bayern († 20. 10. 1139) war seit 1127 mit Gertrude, der Tochter des römischen Kaisers und deutschen Königs Lothar von Supplinburg († 1143) vermählt. In Erinnerung an die Verschwägerung der Familie seines Schwiegervaters mit der Kaisertochter nannte Graf Burkhard III. seine Tochter Gertude. In der Folge wird noch von den Kindern Burkhard, Ulrich und Mechthilde die Rede sein.

Burkhard III. soll im Jahre 1237 auf Drängen der beiden Nonnen Williburgis und Kunigundis von Hohenberg sowie Gräfin Elisabeth von Bühren, das Kloster Kirchberg gegründet haben, an der Stelle, an der vordem eine Burg stand.

Die Gründungsurkunde nennt auch eine Reihe von hohenbergischen Dienstleuten im Gebiete des oberen Neckars und umschreibt so den Wirkungsbereich der Grafen von Hohenberg.

Es war die vierte Klostergründung des „neuen Ordens“, 21 Jahre nach der päpstlichen Anerkennung. Kirchberg wurde schon seit den dreißiger Jahren von adligen Damen aus dem Hause Hohenberg, Bühren und Zimmern betrieben. In dieser Zeit war es im Adel die Regel, daß nur ein Nachkomme den Besitz übernahm und alle anderen häufig ins Kloster eintraten. Mit dem Klostereintritt gaben die Frauen und Männer ihre Identität auf und erhielten im Konvent eine neue, ihre sogenannte wahre Familie. – Als Scheidungsgrund wurde der Eintritt in ein Kloster respektiert.

Die klösterliche Bestätigung für Kirchberg durch Papst Innozenz IV. sollen der Überlieferung nach die beiden Nonnen Williburgis und Mechthild von Zimmern in Rom (1245) in Empfang genommen haben. Im Jahre 1245 wurde das Kloster dem Dominikanerorden unterstellt. Es wird vermutet, daß die beiden Hohenberger Gräfinnen Schwestern des Grafen Burkhard III. waren.

Die Klostergründung könnte in der Absicht erfolgt sein, anstelle der steil nach oben liegenden Stammburg auf dem Hohenberg bei Schörzingen, eine Residenz in milderer Umgebung und eine angemessene Grablege für die Familie zu besitzen.

Aus dem Schwesternbuch zu Kirchberg ist uns doch einiges aus dieser Zeit überliefert.

Dem 1. Kapitel über „Ursprung, Herkommen und Aufnahme“ ist angemerkt, daß in dem Jahr, als die drei edlen (adligen) Frauen den Ort Kirchberg um 50 Mark Silber gekauft haben, nur 15 Habergarben eingeschnitten worden seien. Im 2. Kapitel ist von den „drei Stifterinnen“ des Klosters die Rede, die 1237 von Graf Burkhard III. den Platz gekauft haben.

Unter den Hohenbergern entstanden im 12. Jahrhundert „Hausklöster“ und Grablegen verschiedener Glieder des Grafenhauses. Die Dominikanerklöster Kirchberg (1237), Reuthin b. Wildberg (1252), größere Klöster entstanden vornehmlich in Städten: Augustiner in Oberndorf a. N. (1264), Karmeliter in Rottenburg (1281).

Auffallend ist jedoch dabei, daß die Grafen von Hohenberg nicht als Stifter auftreten, aber diese Klöster mit reichen Schenkungen an Grund und Boden bedachten und ihnen weitgehende Freiheiten und Privilegien verliehen.

In dieser Zeit blieb das klösterliche Leben dem Adel vorbehalten. Strebte jemand die Aufnahme in ein Kloster an, so mußten Angehörige und nahe Verwandte bezeugen, daß, bis auf sechs Generationen von väterlicher und mütterlicher Seite, alle Vorfahren dem Adel angehörten. Ohne eine angemessene materielle Ausstattung war der Eintritt im Früh- und Hochmittelalter nicht möglich. Die Klöster

verfügten oft über Tausende, in Einzelfällen über Hunderttausende von Untertanen.

Besonders stark war die Macht des Deutschen Ordens. Hermann von Salza und Heinrich von Hohenlohe zählten 1219 zu führenden Diplomaten, denen Papst Gregor IX. ganz besonders vertraute. Ein Heinrich von Hohenlohe saß von 1237 an im Regentschaftsrat für den unmündigen deutschen König und hatte derartigen Einfluß, daß ein Zeitgenosse schrieb: Ganz Deutschland werde von einigen Deutschordensbrüdern regiert. – Die Gründungsstruktur eines Ordens schlug sich auch in personeller Zusammensetzung des Konvents nieder.

Der Hochadel stellte im 13. Jh. 40 Prozent des Personalbestandes. Der 60prozentige Anteil des Niederadels entstammte zu dem zur Hälfte der Ministerialität (im Hohenlohischen nachgewiesen) bzw. Vassalität.

Auch selig und heilig gesprochen wurde nur der Adel. Unter den knapp 130 Menschen des 8. Jh., die heilig gesprochen wurden, gehörten 97 Prozent dem Adel an, die meisten waren Diözesanbischöfe oder, in weitem Abstand, Benediktinermönche. Noch im 12. Jahrhundert kamen von 290 Heiliggesprochenen rund 10 Prozent aus Mittel- und Unterschichten; aber Bischöfe und Mönche stellten noch 55 Prozent, Diözesanpriester nur 12 Prozent. (Schluß folgt)

## Aus der Schule geplaudert

Von Rudolf Linder / Albstadt

**Seit Jahrhunderten gibt es Schulen. Millionen von Schülern haben in dieser Einrichtung gute oder schlechte Erfahrungen mit Lehrern gemacht – und umgekehrt die Lehrer mit ihren Schülern. Kein Wunder, wenn sich „Freud und Leid“ des Unterrichts in Ausdrücken, Redensarten und Sprichwörtern niedergeschlagen haben.**

Wie gering war doch früher das Ansehen der „armen Dorfschulmeisterlein“! Dabei gab es manche, die „vom alten Schlag“ waren. Nur wenige Lehrer sind dem Namen nach der Nachwelt erhalten geblieben. „Adam Riese“ bildet eine Ausnahme. Auf ihn berufen wir uns bei der Richtigkeit einer Rechnung, wenn wir sagen: „Nach Adam Riese macht das so und so viel.“

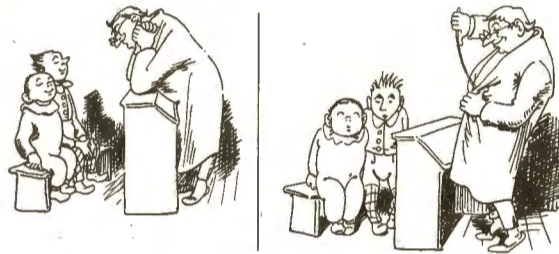
Wilhelm Busch hat gleich drei Pädagogen durch „Wort und Bild“ zum Leben erweckt: erstens Rektor Debisch, der ohne Prügelstrafe auskommt („Das ist Debisch sein Prinzip: Oberflächlich ist der Hieb, nur des Geistes Kraft allein schneidet in die Seele ein“); zweitens Magister Bokelmann, ein Meister im Gebrauch der Haselrute („Dies ist Bokelmanns Manier. Daß sie gut, das sehen wir.“); und drittens der dem Schülerschabernack ausgesetzte Lehrer Lämpel („Denn wer böse Streiche macht, gibt nicht auf den Lehrer acht.“) Nach dem Sprengstoffanschlag von Max und Moritz auf die Pfeife von Lehrer Lämpel ruft Wilhelm Busch verzweifelt: „Wer soll nun die Kinder lehren und die Wissenschaft vermehren?“

Nur wenige haben mit Juvenal Mitleid mit Lehrern, wenn er sagte: „Mit stets dem gleichen Kohl bringt man die armen Lehrer um.“ Es wurde damals schon Kohl (frisch oder aufgewärmt) gegessen und „Kohl verzapft“. Wenn einer „wie ein Magister schwitzt“, so mag es nicht nur an dem „Wie-sag-ich’s-meinem-Kind“ liegen, sondern auch in der Auseinandersetzung mit ungezogenen Schülern. „Je gelehrter, je verkehrter“ (Adventius): diese Gefahr besteht für jeden Lehrer – er kann sich durch sein Wissen immer mehr vom Schülerniveau entfernen. Umgekehrt bringt ihm der Unterricht Gewinn: „Durch Lehren lernen wir“ (Docendo discimus, nach Seneca).

„Der preußische Schulmeister hat die Schlacht bei Sadowa gewonnen“: bei ihm stand nicht Wissensvermittlung, sondern der Drill im Vordergrund. Eine ähnliche Bedeutung hat für die Pennäler ein „Pauker“, bei dem das Einpauken von Wissen an erster Stelle steht.

Im Alter von sechs Jahren werden aus Kinderschülern ABC-Schützen nach dem Motto: „was Hänchen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr“. Auch die mehr oder minder große, mit Süßigkeiten gefüllte Schülertüte kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß für die Schulanfänger nun „der Ernst des Lebens“ beginnt. Die eben dem Kinderschulalter Entwichenen rufen ihren Nachfolgern zu: „Kendenschüler, Suppadrüler, nemmt da Löffel mit spazira!“

Was die Zusammensetzung einer Klasse anbelangt, so „gibt es sotte und sotte, aber mehr sotte als sotte“, wie man „auf gut schwäbisch“ sagt. Zunächst ist jeder Schüler für den Lehrer



Magister Bokelmann von Wilhelm Busch.

„ein unbeschriebenes Blatt“, eine „tabula rasa“. Doch bald unterscheidet er „Faulenzer“ und „Streber“, „Stille im Lande“, „Schwätzer“ und „Spruchbeutel“.

Da sitzt einer, der ist „dumm wie Stroh“ („saudomm“ auf schwäbisch), ein anderer wiederum ist „blitzgescheit“. Dieser „hat das Pulver nicht erfunden“, jener „hat die Weisheit mit Löffeln gegessen“. Es gibt welche, die „der Zunge freien Lauf lassen“ und dabei – „Gott sei’s geklagt“ – oft „leeres Stroh dreschen“ oder „dummes Geschwätz aus dem Munde gehen lassen“ und „ins Blaue reden“. Man hat es mit „Käpsele“ zu tun, aber leider auch mit „lahmen Enten“ („mit Müh’ und Not erreicht den Hof“, Marke Erlkönig).

Es ist „zum aus der Haut fahren“, wenn das „Schülermaterial“ einen so „engen Horizont“ hat, daß es „nicht bis drei zählen kann“ und „nicht mit sich deutsch reden“ läßt. Manche Schüler „sind nicht bei der Sache“ oder „glänzen durch Abwesenheit“ (wie sich schon Tacitus in seinen Annalen ausdrückte) und meinen, der Lehrer merke es nicht. Schlauer sind jene, die „in Gedanken wegtreten“, denn „die Gedanken sind zollfrei“.

„Zu Füßen des Lehrers sitzen“ die Schüler schon lange nicht mehr. Der Lehrer sitzt heutzutage in gleicher Höhe wie die Schüler; er kann nicht mehr „vom Katheder herunter reden“. Auch „drücken“ die Schüler „keine Schulbank“ mehr, statt Bänken gibt es nur noch Stühle. Jetzt kann sich kein Schüler mehr „auf seiner Bank herumlümmeln“, dafür verursacht das Stühlerücken einigen Lärm. Die Furcht vor übermäßigem Essen – „ein voller Bauch studiert nicht gern“ – ist heute nicht mehr angebracht: viele Schüler kommen ohne gefrühstückt zu haben in die Schule.

Im Unterricht sind Lehrer und Schüler aufeinander angewiesen: „Fleißige Schüler machen fleißige Lehrer“. Der Lehrer liebt es, wenn der „Wissensdurst“ im Schüler steckt, denn „wer fragt, der lernt“, doch „wer viel fragt, kriegt viele Antworten“. Durch bei Sokrates finden wir die Methode, durch geschicktes Fragen den Schülern Erkenntnisse zu vermitteln. Hat aber Salomon nicht ein bißchen

übertrieben, wenn er meinte: „Eine richtige Antwort ist wie ein lieblicher Kuß?“

„Da steh’ ich nun ich armer Tor und bin so klug als wie zuvor“, resignierte Faust. Doch auch „aus Fehlern lernen wir“, und nicht nur beim Chemieunterricht gilt „Versuch macht klug“ oder „probieren geht über studieren“. Aber jeder Versuch „kann schief gehen“ wegen „der Tücke des Objekts“. Das ärgert den Lehrer, und die Schüler haben ihre Schadenfreude dabei. „Wer lacht da? Bei Gott, ich glaub’ ich war es selbst“ (Schiller, Kabale und Liebe). Überhaupt sind Lehrer und Schüler vor einem Fehler (die Römer kannten den lapsus memoriae = Gedächtnisfehler, den lapsus calami = Schreibfehler und den lapsus linguae = Sprechfehler) nicht gefeit, denn „irren ist menschlich“.

Im Unterricht wird viel geschrieben, nach dem Grundsatz: „einmal geschrieben ist so gut wie zehn Mal gelesen“. Außerdem kann der Schüler alles, „was er schwarz auf weiß besitzt, getrost nach Hause nehmen“, selbst wenn nicht alles stimmen würde, denn „Papier ist geduldig“.

Ein Lehrer tut gut daran, häufig zu wiederholen, weil „die Wiederholung die Mutter der Weisheit ist“, das wußten schon die alten Römer. Dabei empfiehlt es sich nicht, das Wissen „mit dem Nürnberger Trichter einzutrichtern“, dem Schüler würde es sicher nicht bekommen. Einen weiteren Unterrichtsgrundsatz finden wir bei Phädrus: „exemplis discimus“ (an Beispielen lernen wir), oder ausführlicher beim jüngeren Seneca: „longum iter est per praecepta, breve et efficax per exempla“ (= lang ist der Weg durch Lehren, kurz und wirksam durch Beispiele). Noch einen weiteren Grundsatz kannten die Römer: „multum, non multa“ = vieles, nicht vielerlei. Goethe machte daraus: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.“

Strafen für Schüler sind gering geworden. Früher war es „an der Tagesordnung“, daß einem „die Hosen stramm gezogen wurden“, wenn man „Hosenspanner bekam“ oder „übers Knie gelegt“ wurde. Da milderte auch das Unterlegen eines Schulheftes nicht viel an dem wuchtigen Schlag des Lehrers. Keine Tricks konnte man anwenden, wenn man „Tatzen verabreicht“ bekam. Vielleicht gelang es dem Schüler, zunächst die Hand zurückzuziehen, doch der nächste Schlag – durch die Wut des Lehrers verstärkt – saß bestimmt. Um die Haselnußstecken geschmeidig zu halten, steckten die Lehrer diese ins Wasser, denn nicht jeder Lehrer konnte sich ein gelbes, federndes Meerrohr leisten, das beim Schlag wie eine Schlange durch die Luft zischte.

Ferner wurden noch häufiger vom Lehrer „Kopfnüsse verteilt“. Diese waren jedoch nicht zum Verzehr geeignet, denn es waren mehr oder minder harte Schläge mit den Knöcheln auf den Kopf des armen Schülers. Besonders schmerzhaft waren auch die Kopfnüsse, wenn der Lehrer an den Fingern Ringe trug.

Auch „Ohren langziehen“ war ein beliebtes Züchtigungsmittel, und wenn man eine „Maulschelle“ erhielt, so hat diese laut – aber nicht schön – geklungen.

Kein Lehrer kann darauf verzichten, Klassenarbeiten schreiben zu lassen. Diese bereiten manchen Schülern Bauchschmerzen, besonders wenn sie nicht genügend gelernt haben. Manche wollen ihrem Glück nachhelfen („corriger la fortune“ sagen unsere Nachbarn), indem sie „Stielaugen machen“ bzw. „die Augen zum Nachbarn drehen“, also abschreiben. Oder sie verwenden „Spickzettel“. Doch bei manchen nützt selbst dies nichts: sie sind „mit ihrem Latein am Ende“, oder Mathe ist für sie „ein Buch mit sieben Siegeln“. Manchmal haben sie auch nur „ein Brett vor dem Kopf“ oder „sehen vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr“. Haben einige am Ende des Schuljahres „das Klassenziel nicht erreicht“, so bleibt ihnen nichts anderes übrig, als „eine Ehrenrunde zu drehen“. Früher bekamen die Eltern von der Schule „blaue Briefe“; heute ist es etwas anders, doch an der Tatsache des Nichtversetzens ändert dies nichts.

Neben dem Unterricht hat der Lehrer „seine Not mit den Noten“. Er muß „viel rote Tinte vergießen“ und darf „kein Blatt vor den Mund nehmen“, wenn er „Schüler zensiert“ – und wer hat das schon gern? Der Lehrer sollte „mit Engelszungen reden“ können und fähig sein zum Schweigen, wenn einer „geradezu vor Dummheit schreit“. Manchmal muß er jedoch „Fraktur reden“ und den Schülern sagen, „wo es lang geht“.

Zu den schönsten Ereignissen im Schülerleben gehören der Ausfall einer Stunde oder eines ganzen Tages, sei es durch Krankheit eines Lehrers oder durch „Hitzeferien“. Noch schöner sind die Schulferien oder die Vakanz, wie man das früher nannte. In ihnen können sich Lehrer und Schüler vom „Schulstress“ erholen und dem „süßen Nichtstun“ hingeben. Daß die Lehrer einen Teil ihrer Ferien mit Arbeiten (Korrekturen, Unterrichtsvorbereitung u. a.) verbringen müssen, ist der „breiten Masse“ kaum bekannt. Aber auch die Schüler opfern einige Wochen ihrer Freizeit, indem sie „Ferienjobs“ annehmen.

Spricht man von der Schule, so sollte man auch die Hausmeister, die Pedelle, nicht vergessen. Was waren es doch früher für geplagte Leute! Sie mußten die Schule rein halten, heizen (eine Unmenge Koks in die Öfen schütten und die Asche entfernen), Tinte in die Tintenfassernachgießen, für Disziplin sorgen und mit dem Ansagebuch von Klassenzimmer zu Klassenzimmer gehen, um eine Anordnung des Direktors anzusagen. „Ich und der Herr Direktor haben beschlossen, daß...“ war eine Redewendung, die zwar an manchen Schulen umging, zu der sich aber kein Hausmeister verstiegen hätte. Nach der Pause lag auf dem Schulhof kein Stück Papier: jene Schüler, die sich zuletzt in ihre vor dem Schuleingang angetrete Klasse eingereiht hatten, mußten dieses beseitigen.

Die Redensarten aus dem Schulbereich wurden teilweise auch in andere Bereiche übernommen. Heutzutage „macht es Schule“, wenn Politiker erklären, sie hätten „ihre Hausaufgaben gemacht“. Sie sind bestrebt, alles „auf den Punkt zu bringen“. Auf keinen Fall wollen sie vor der Öffentlichkeit als „lauter Nullen“ erscheinen. Auch wird von ihnen oft eine alte Idee „zur Sprache gebracht“, aber dadurch „verzapfen sie nichts Neues“.

Eine Sammlung von Sprichwörtern aus dem Schulbereich wäre unvollständig, würde man nicht den Spruch von Juvenal zitieren: „mens sana in corpore sano“, zu deutsch: „In einem gesunden Körper ist ein gesunder Geist.“ Dieser Spruch wurde häufig mißverstanden. Den Vorwurf von Seneca im 106. Brief: „non vitae sed scholae discimus“ (nicht für das Leben, sondern für die Schule müssen wir lernen), haben die Lehrer zu ihren Gunsten umgedreht

in „non scholae sed vitae discimus“ (fürs Leben lernen wir, nicht für die Schule). – Muß man auch heute Seneca nicht ein wenig recht geben, wenn man die Lehrpläne kritisch „in Augenschein nimmt“?

Eines ist gewiß: an „der Schule des Lebens“

### Buchbesprechung: Zollernalb-Profil 3 Jahrbuch des Zollernalbkreises

Hrsg. vom Zollernalbkreis: 20 Jahre Zollernalbkreis 1973 – 1993, ein Geburtstag, 319 Seiten, Preis: 29,80 DM.

Der zwanzigste Geburtstag des Zollernalbkreises gab Anlaß, im neuen, reich bebilderten Jahrbuch des Kreises auf die Geschichte des Zollernalbkreises, insbesondere die Jahre 1973 bis 1992, zurückzublicken.

Der erste Themenbereich ist der Geschichte gewidmet. In den Beiträgen werden die historischen Wurzeln und das Werden des Zollernalbkreises dargestellt. Professor Eberhard Gönner, ehemaliger Präsident der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg und gebürtiger Hechinger, zeigt in seinem wichtigen und äußerst lesenswerten Aufsatz über „Hohenzollern und Württemberg“ die vielfältigen Verknüpfungen zwischen den ehemals hohenzollerischen und württembergischen Gebietsteilen des Kreises auf. Dr. Andreas Zekorn, Kreisarchivar des Zollernalbkreises, stellt die Oberamtmänner und Landräte von Balingen, Hechingen, Haigerloch, Straßberg und des Zollernalbkreises in der Zeit von 1810 bis 1993 mittels Kurzbiographien vor. Zudem wird die Verwaltungsgeschichte der Oberämter und Kreise kurz behandelt und mit Karten illustriert.

Professor Dr. Hans Hoß, Oberbürgermeister a. D. von Albstadt, untersucht als an der Verwaltungsreform maßgeblich Beteiligter die „Entstehung des Zollernalbkreises“. Karl-Werner Steim schreibt über die „Bürgeraktion Zollernalb-Kreis 1971“, die ausschlaggebend für die Zuordnung weiter Bereiche des Altkreises Hechingen zum Zollernalbkreis war. Wie der Zollernalbkreis zu seinem Namen kam, behandelt Andreas Zekorn in einer kurzen Studie.

Eine „Kreischronik“ bietet eine Übersicht über die wichtigsten Ereignisse in Kreis und Gemeinden sowie Fakten aus dem wirtschaftlichen, kulturellen und kirchlichen Geschehen der Jahre 1973 bis 1992. Verfaßt wurde die Chronik von Ute Weidemeyer-Schellinger und Dr. Zekorn. „Neues Brauchtum im Zollernalbkreis“ stellen die Tübinger Volkskundler Hardy Kromer und Tanja Marquardt vor. Dabei werden auf den ersten Blick so unterschiedliche Bereiche wie neues Fastnachtsbrauchtum und das Brauchtum türkischer Mitbürger miteinander verglichen.

Die Verwaltungsgliederung von evangelischer und katholischer Kirche in ihrer historischen Entwicklung wird von Dr. Peter Thaddäus Lang, Stadtarchivar von Albstadt (katholische Kirche), und Albrecht Plag, bis 1993 Dekan in Balingen (evangelische Kirche), behandelt. Von jedem Ort kann nun die kirchliche Verwaltungszugehörigkeit auf rasche Weise festgestellt werden. Ein weiterer Themenkomplex befaßt sich mit Kunst und Kultur. Edda und Kurt Renz stellen Entstehung und Arbeit des Verbands bildender Künstler Württemberg, Region Zollernalb-Freudenstadt, vor. Manfred Reinkober berichtet über die Geschichte der für den Hechinger Raum so bedeutenden „Künstlergilde Hechingen“. Die Sangeskunst pflegt der in seiner Art einmalige „Schiedsrichterchor Zollernalb“, über dessen Werdegang und Erfolge Hans. Schwenk schreibt.

Informationen zu den Schulen im Zollernalbkreis liefert das folgende Großkapitel. Schulamtsdirektor Adolf Klék stellt „Bewe-

kommt keiner vorbei! Die „größte aller Schulen“ macht jeder durch, ob er will oder nicht. Da gibt es kein „Schulschwänzen“. Die lateinische Redensart „dies diem docet“ = „ein Tag lehrt den andern“ zeigt, wer in Wirklichkeit unser aller Lehrer ist.

gung und Wandel in den Grund-, Haupt-, Real- und Sonderschulen“ dar. Oberstudiendirektor Horst Kaiser, Albstadt, analysiert die „berufliche Bildung im Zollernalbkreis“. Die Geschichte der „allgemeinbildenden Gymnasien und Progymnasien“ im Kreisgebiet untersucht Dr. Wilhelm Foth, Studiendirektor a. D. aus Balingen.

Der nächste Themenkomplex ist der Industrie und Wirtschaft im Zollernalbkreis gewidmet. Heinrich Haasis, Präsident des württembergischen Sparkassen- und Giroverbandes, gibt in einem Interview eine grundlegende Positionsbestimmung zur Wirtschaft im Zollernalbkreis. Die Entwicklung in der „Maschinenindustrie“, einem Industriezweig, der die Wirtschaft des Zollernalbkreises in besonderem Maße prägt, untersucht Studiendirektor a. D. Wilhelm Conzelmann. Die Firma Gambro, die sich 1973 in Hechingen ansiedelte und damit ebenfalls zwanzigsten Geburtstag im Kreis feiert, wird von Hartmut Pruss, Personalleiter bei Gambro, präsentiert.

Natur- und Umweltschutz ist ein weiteres zentrales Thema. Thomas Wagner untersuchte die Nutzung erneuerbarer Energien (Sonne, Wind, Wasser oder Biomasse) im Kreis. Dr. Hans Birnbacher, ehemaliger Leiter des Landwirtschaftsamts Balingen, stellt den erheblichen Strukturwandel in der Landwirtschaft der vergangenen Jahre dar. Über den Naturschutzbund im Zollernalbkreis, seine Aufgaben und Zielsetzungen schreibt Dr. Karl-Eugen Maulbetsch, Studiendirektor aus Balingen.

Die letzte Abhandlung des Jahrbuchs über die geologischen Grundlagen unseres Kreises, den „Landschaftsraum Zollernalbkreis“, verfaßte Professor Rainer Loose, Regierungsdirektor beim Staatsarchiv Sigmaringen, Abteilung Landesbeschreibung in Tübingen. Ausgehend vom geologischen Bau, über die Landschaftsgeschichte bis hin zum Klima und den Erdbebenaktivitäten, einem Thema, das den Kreis in besonderem Maße betrifft, werden sämtliche Aspekte des Landschaftsraums behandelt. Es ist ein umfassender Aufsatz, der das Jahrbuch abschließt, indem er den Zollernalbkreis aus einer grundlegenden Perspektive beleuchtet und damit einen markanten Schlußpunkt setzt.

### Richtigstellung

Auf Seite 928 in der Ausgabe Nr. 4/94 vom 30. April waren die Bilder vertauscht: Don Ugo ist rechts, Don Otello links plaziert.

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Anton Georg Grözinger  
Schillerstraße 17, 72355 Schömberg

Rudolf Lindner, Heilig-Brünnle-Straße 55  
72461 Albstadt-Tailfingen

Alfred Munz, Grünwaldstraße 35  
72461 Albstadt-Onstmettingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollernalb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter



# Balingen

Jahrgang 41

30. Juni 1994

Nr. 6

## (II) Das Postamt Balingen im „Dritten Reich“ bis zum Zusammenbruch (1933 – 1945)

### 4. Folge insgesamt

Die Machtübernahme durch Hitler am 30. Januar 1933 bereitete der demokratischen Staatsform in Deutschland ein rasches Ende. Die Länder wurden „gleichgeschaltet“ und des letzten Restes ihrer Hoheitsrechte beraubt. Die Landesregierungen, die nominell bestehen blieben, wurden zu ausführenden Organen der Reichsregierung. Die Landtage verschwanden. Die herrschende Partei bemächtigte sich des öffentlichen Lebens. Das „Dritte Reich“ hatte begonnen.

**Im Zuge der politischen Umwälzungen änderte sich auch bei der Deutschen Reichspost vieles**

Davon blieb auch die Deutsche Reichspost nicht verschont. Neuerungen kamen auf sie zu. So erging im Mai 1934 eine Verfügung, den Briefkästen und Wertzeichengebern an Stelle des blauen Anstrichs die rote Farbe der Fahne der Erhebung zu geben. Die gleiche Regelung sei später auch für die Fernsprechhäuschen in Aussicht genommen. – Der deutsche Gruß „Heil Hitler“ war selbstverständlich anzuwenden, auch im gesamten innerdeutschen Schriftverkehr. Im übrigen bezeichnete man die Beschäftigten als „Gefolgschaftsmitglieder“. Führerbilder wurden geliefert zum Aushang an geeigneten Stellen. Auch ein Postschutz wurde aufgestellt.

Nach dem „Gesetz zur Vereinfachung und Verbilligung der Verwaltung“ vom 27. Februar 1934 sind mit Ende März 1934 einige Reichspostdirektionen aufgehoben worden, darunter auch die RPD Konstanz. Aus diesem Grunde ist damals das Postamt Hechingen der RPD Karlsruhe (Baden) unterstellt worden.

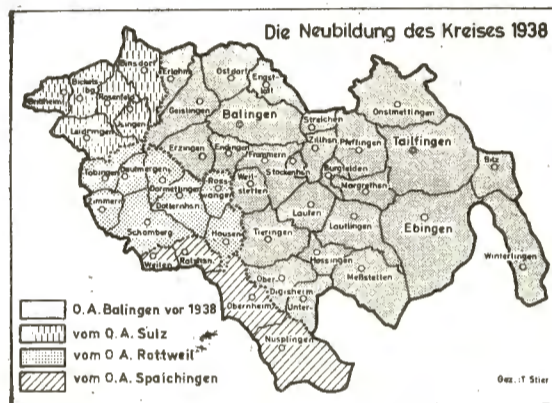
1935 wurde die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Eine Arbeitsdienstpflicht gab es auch. 1934 sind in Württemberg die Oberämter in Landratsämter umbenannt worden (Kreisordnung vom 29. Januar 1934).

Am 22. März 1935 ist in Berlin der erste Fernsehfunke der Welt mit regelmäßigem Programm eröffnet worden. Das abendliche Programm konnte in öffentlichen Fernsehstuben in Berlin und in Potsdam kostenlos gesehen werden bzw. über Kabel auch in Leipzig. Anlässlich der Olympischen Spiele 1936 (Sommer Spiele) fanden erstmals zeitgleich Wettkampfübertragungen im Fernsehen statt. Damals gab es in Berlin 25 öffentliche Fernsehstuben, in denen die Wettkämpfe verfolgt werden konnten. – Die 1924 auf 2 Mark festgesetzte Rundfunkgebühr wurde erst 1969 erhöht. Der ab 1933 produzierte Volksempfänger kostete im Laden 76 Reichsmark.

Am 3. Mai 1937 hat das Postamt Balingen eine kleine Fernsprech-Nebenstellenanlage erhalten mit 3 Haupt- und 12 Nebenanschlüssen. Seit dem 1. April 1939 führten die Postagenturen die Bezeichnung Poststelle I; die Postagenturen wurden nun Posthalter I genannt.

Am 1. Januar 1939 ist im damaligen ganzen deutschen Reichsgebiet der Postsparkassendienst aufgenommen worden. Damit war Deutschland spät dran (England 1868, Österreich 1883). Dadurch kamen auch auf die Postämter neue Tätigkeiten zu (annehmen von Einlagen, leisten von Rückzahlungen, erteilen von Bescheinigungen in Postsparkbüchern usw.).

**Wie der neue Kreis Balingen ab 1. Oktober 1938 aussah**



Der Umfang des Oberamts Balingen ist von 1843 bis 1938 praktisch unverändert geblieben, nur hieß es ab 1936 Kreis Balingen.

Der neue Kreis Balingen erhielt 1938, als durch das Landeseinteilungsgesetz vom 25. April 1938 von insgesamt 61 Oberämtern ab 1. Oktober 1938 27 aufgehoben wurden (auch Spaichingen und Sulz) und das württ. Staatsgebiet eine Neugliederung erfuhr, zu den 27 Orten des ehemaligen Oberamts Balingen 18 weitere Gemeinden und zwar

vom Oberamt Sulz: Bickelsberg, Binsdorf, Brittheim, Isingen, Leidringen, Rosenfeld;

vom Oberamt Rottweil: Dautmergen, Dormettingen, Dotternhausen, Hausen a. T., Roßwangen, Schömberg, Täbingen, Zimmern u. d. B.

vom Oberamt Spaichingen: Nusplingen, Obernheim, Ratshausen, Weilen u. d. R. (Quelle: Kreisgeschichte Balingen).

Der neue Kreis Balingen hatte mithin ab 1. Oktober 1938 45 Gemeinden, wodurch sich damals auch der Amtsbereich des Postamts Balingen vergrößert hatte. Das alles geschah diktatorisch, „um die staatliche Verwaltung in ihrem Unterbau einfacher und wirksamer zu gestalten“. Die Vergrößerung des Oberamts Balingen erfolgte völlig in westlicher Richtung auf den Kleinen und Großen Heuberg (siehe Skizze).

Heselwangen ist ab 1. April 1934 nach Balingen eingemeindet worden. Zum 1. November 1936 wurden hier Weilheim und Waldstetten zu Weilstetten vereinigt. Am 1. April 1937 ist Dürrwangen durch Eingemeindung zu Frommern gekommen.

Am 1. Juli 1937 ist das „Deutsche Beamten-gesetz“ eingeführt worden. Am 9. November

1938 kam es zur „Reichskristallnacht“ mit auch in Württemberg zahlreichen zerstörten bzw. ganz niedergebrannten Synagogen und den sich anschließenden grausamen Judenverfolgungen.

Zum 1. Oktober 1940 wurden die hohenzollerischen Posteinrichtungen von der Reichspostdirektion Karlsruhe (Baden) abgetrennt und der Reichspostdirektion Stuttgart unterstellt – damit auch das Postamt Hechingen.

**Am 1. September 1939 begann der Zweite Weltkrieg**

Am 1. September 1939 brach der Zweite Weltkrieg aus. Die ersten Schüsse dazu gab das deutsche Linienschiff „Schleswig-Holstein“ auf das polnische Munitionsdepot Westerplatte bei Danzig ab. Damals lag das Ende des Ersten Weltkriegs gerade zwanzig Jahre zurück. 1930 sind die letzten bewaffneten Engländer, Franzosen und Belgier, die seit 1918 auf linksrheinischem Gebiet stationiert waren, aus Aachen und Koblenz abgezogen. Das Saarland war 1935 nach einer Volksabstimmung „ins Reich zurückgekehrt“. Da es damals im Rheinland keinen einzigen deutschen Truppenteil gab, ließ Hitler kurzerhand ins Rheinland einmarschieren.

Rechtsrheinisch war von den Deutschen in den Jahren 1936 bis 1940, von Basel bis an den Niederrhein, nördlich Aachen eine 630 km lange Grenzbefestigung gebaut worden, der Westwall. Dort sind damals auch Postomnibusse mit Fahrer eingesetzt worden zum täglichen Transport der Arbeitskräfte von ihren Unterkünften zu den Baustellen. Diese Tatsache hat man in den Heimat-Postämtern registriert.

Die vorerwähnten, seit 1918 vergangenen zwanzig Jahre waren zudem schlechte Jahre gewesen, deren Schwierigkeiten und Nöte sich eigentlich in das Erinnerungsvermögen aller eingegraben haben mußten. Frauen waren Witwen geworden, Kinder Kriegswaisen. Schwerverwundete saßen an Straßenecken und bettelten. Und all dem zum Trotz nun ein zweiter Weltkrieg!

Ihm ging manches voraus. So 1938 die Vereinigung von Österreich mit dem Deutschen Reich (Großdeutschland). Die Sudetendeutschen wurden durch den Einmarsch deutscher Truppen befreit.

Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs gab es erfolgreiche Blitzfeldzüge (Polen: 18 Tage, Frankreich: etwas mehr als einen Monat). Doch der neue Krieg zog sich zeitlich in die Länge. Er dehnte sich auch räumlich immer mehr aus. Die Zahl der alliierten Gegner nahm zu. Das seit Juli 1940 geplante „Unternehmen Seelöwe“, das Übersetzen über den Ärmelkanal mit Landung in Südengland, ist ausgangs 1940 verschoben worden, weil die deutsche Luftwaffe die Luftherrschaft über dem Invasionsgebiet nicht erringen konnte, was eine der Grundvoraussetzungen zur Durchführung des Unternehmens Seelöwe war, und auch weil der

Rußlandfeldzug anstand. Vorher, im April 1940, mußten noch Dänemark und Norwegen besetzt werden, weil eine britische Aktion gegen den Erzhafen Narwik anlief.

Durch den Angriff auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 (Deckname Unternehmen „Barbarossa“) kam es zum Zweifrontenkrieg. Bald konnten die schweren feindlichen Flugzeuge alle gewünschten Ziele im Reich erfassen. Überall war Krieg und ein Ende nicht abzusehen. Doch das ist nicht das Thema dieser Ausarbeitung. Hier ist die Post von Interesse.

Diese schicksalhaften Entwicklungen und Ereignisse haben selbstverständlich auch die Post und ihr Personal betroffen. Viele wurden zum Kriegsdienst eingezogen, andere zum Dienst bei der Feldpost. Frauen traten an ihre Stelle. So war die Zahl der bei der Reichspost beschäftigten weiblichen Arbeitskräfte von 70 000 bei Kriegsbeginn bereits Mitte Oktober 1942 auf über 200 000 angestiegen.

In Verfügungen an die Postämter aus jenen Jahren ist oft die Rede von Versorgung mit Schuhwerk, Notstandsbeihilfen, Unterstützungen, Ernährungszulagen, Schwerarbeiterzulagen bei Verrichtung bestimmter Tätigkeiten, unverzinsliche Vorschüsse zur Beschaffung von Winterkartoffeln und von Brennstoffen, Schäden bei Fliegerangriffen und anderes mehr, was die Schwere jener Jahre erkennen läßt. Auch ist am 21. November 1941 der Post-, Spar- und Darlehensverein Stuttgart als Wohlfahrtseinrichtung neu gegründet worden. All das bezeugt zudem ein gewisses Maß an Personalfürsorge.

### Die deutsche Feldpost im Zweiten Weltkrieg

Die deutsche Feldpost hat ihren Dienst am 2. September 1939 aufgenommen und am 8. Mai 1945 beendet (bedingungslose Kapitulation der deutschen Wehrmacht). Sie hatte die Aufgabe, die zwangsweise Zerrissenheit zwischen Heimat und Front zu überbrücken. Da offene Anschriften abwehrmäßig unerwünscht waren, gab es fünfstellige Feldpostnummern. Als kleinste Einheit für eine Feldpostnummer wurde das Bataillon bestimmt. Jede Feldpostnummer ist nur einmal ausgegeben worden.

Die Feldpostnummern waren anhand von Kenn-Nummern bestimmten Feldpostämtern zugeordnet. Die Kenn-Nummern standen nicht auf den Feldpostsendungen. Aus einer Feldpostübersicht konnten die Feldpostbeamten ersehen, wohin jede einzelne Sendung zu leiten war. Jede Armee hatte eine Feldpost-Leitstelle, jede Division ein Feldpostamt.

Insgesamt soll es etwa 400 Feldpostämter gegeben haben. Das klingt alles recht einfach, war es aber in diesem weltweiten Krieg sicher nicht. Wenn die kämpfende Truppe in Bewegung war, mußte die Feldpost Anschluß halten, so gut es ging – was auch zu Verlusten führte. Postseits war die Feldpost personell sowie mit Gerät und Kraftfahrzeugen auszustatten. Die Feldpost hatte auch eigene Flugzeuge, um schneller zu sein, um in Kesseln landen zu können usw. 1943 wurden 7,652 Milliarden Feldpostsendungen verschickt, was ein Höchststand war.



Selbstverständlich hatte man bei allen Postämtern in der Heimat mit den Feldpostsendungen reichlich zu tun. Abgehende Sendungen, es gab auch Feldpostpäckchen, waren den Feldpostleitstellen zuzuführen. Angekommene Feldpostbriefe und -karten mußten zugestellt werden. Das war nicht immer angenehm, da sich auch Nachrichten über Gefangennahme, Vermissen, Verwundung oder Tod darunter befanden. Da mußte sich die Dorfbotin mit aufs Sofa setzen und den Brieftext vorlesen, weil den alten Eltern des Gefallenen die Hände zitterten.

## Schwerste Zeiten für eine tapfere Frau

Caroline Schenk Gräfin von Stauffenberg beschreibt ihr Leben nach dem 20. Juli 1944  
übermittelt von Dr. Peter Thaddäus Lang, Albstadt

Gräfin Caroline von Üxküll-Gyllenband, geboren 1875 in Wien, stammte aus uraltem baltischen Adel. Ein Zweig der Familie kam im 18. Jahrhundert nach Süddeutschland, wo dann wiederholt einzelne Angehörige des Geschlechts am württembergischen Hof zu finden sind – so auch Caroline als Hofdame der Königin Charlotte.

1904 heiratete sie den dortigen Oberhofmarschall Alfred Schenk Graf von Stauffenberg, und schon bald stellte sich Kindersegen ein: 1905 die Zwillingbrüder Berthold und Alexander und 1907 Claus. 37 Jahre später verloren die Brüder Berthold und Claus ihr Leben bei dem Versuch, der Hitler-Diktatur ein Ende zu setzen.

Theodor Pfizer, ein Schulfreund der Stauffenberg-Brüder und später Oberbürgermeister der Stadt Ulm, beschrieb 1975 das Wesen der Gräfin Caroline gleichermaßen einfühlsam wie kenntnisreich:

„... Sie flüchtete aus dem Zwang des Hoflebens immer wieder in ihre eigene Welt zu Goethe und Shakespeare, zu den Dichtern der Zeit. Als sie nach dem 20. Juli 1944 viele Monate in streng bewachter Gefängniszelle festgehalten wurde, zunächst auch ohne Bücher, hat sie sich selbst aus der Erinnerung weite Stellen goethischer Lyrik, Hamlet- und Faustmonologe vorgesprochen. Und sie, jahrelang Hofdame der Königin mit den täglichen Pflichten der Konvention, hat nach ihrem eigenen Geständnis nie eine letzte Platzscheu überwunden, fühlte sich bei aller souveränen Beherrschung auch schwieriger Situationen nicht ganz frei von Hemmungen.

Neben dem, was sie der Stellung und dem Amt ihres Gatten zu geben hatte, war sie vor allem und zu allen Zeiten die Mutter ihrer Söhne. Sie hat an sie geglaubt, auch wenn sie ihre Wege nicht immer verstand. Sie war als Protestantin der religiösen Erziehung ihrer katholischen Kinder voll tiefen Vertrauens zugegan. Sie scheute keine Aussprache mit Lehrern und Freunden, sie hat in Heidelberg George (deutscher Dichter, 1868–1933, mit den Stauffenberg-Brüdern befreundet – Anm. des Herausgebers) aufgesucht, um sich selbst beruhigend Gewißheit zu geben über die Bindungen des Kreises; sie hat die Bücher gelesen, die in

Caroline Schenk Gräfin von Stauffenberg an ihrem 80. Geburtstag, 1955



ihrer stürmischen geistigen Entwicklung die Söhne beschäftigten, und sie hat die Tat des 20. Juli und alle aus ihr entspringenden, trauervollen Geschehnisse klaglos in königlicher Würde und in letztem Einverständnis mit ihren Söhnen bejaht...“

Diese hochgebildete und feinsinnige Frau hielt auf wenigen Schreibmaschinenseiten fest, wie sich ihre Lebensverhältnisse nach dem 20. Juli gestalteten. Zum besseren Verständnis hat der Herausgeber dem hier nun folgenden Text in Klammern erläuternde Bemerkungen hinzugefügt.

\*\*\*

Meine Enkel sollen einst wissen, wie schön und mutig Lautlingen sich benommen hat in der schweren und schwersten Zeit Sommer und Winter 1944/45. Man wird sich ja in späteren Zeiten nicht vorstellen können, welcher Terror während des Hitlerregimes geherrscht hat und wie jede Opposition in Wort und Tat ein todeswürdiges Verbrechen bedeutete.

Am 20. Juli 1944 erfuhren wir durch Radio von einem auf Hitler ausgeübten Attentat. Mi-

ka (Ehefrau von Carolines ältestem Sohn Berthold, geb. 1900, gest. 1977), die kurz vorher aus Berlin zurückgekommen war, war wohl gleich sehr erschrocken, aber ich ahnte nichts. Freitag früh sagte mir der Mechaniker Leibold (es handelt sich höchstwahrscheinlich um den Lautlinger Schmied Josef Leibold, geb. 1908, gest. 1990) im Garten, er habe in der Krone gehört, daß ein Stauffenberg darin verwickelt war. Nux (Nikolaus Graf Üxküll-Gyllenband, österreichischer Generalstabsoffizier, geb. 1878, gest. 1944 als Widerstandskämpfer, Bruder von Caroline) ging gleich hin und hörte dieselbe Meldung noch einmal. Nun war es klar, daß Claus es getan hatte und schon in der Nacht erschossen worden war. Nux sagte nur: „Vergiß nie, er hat es in der höchsten Pflichterfüllung getan.“ Freitag und Samstag vergingen ganz ruhig. Mika reiste nach Berlin ab, die Kinder und ich hatten ihr vom Thierberg (stauffenbergisches Anwesen in der Nähe von Lautlingen) noch viele Lebensmittel beigebracht. Sie konnte aber doch niemand mehr helfen oder bestechen, denn nach einer Stunde wurde sie verhaftet.

In der Nacht von Samstag auf Sonntag kam Gestapo mit großer Bedeckung und führte nach einigen Verhören Nina (Nina Freiin von Lerchenfeld, geb. 1913, Ehefrau des Widerstandskämpfers Claus Schenk Graf von Stauffenberg) und Nux zunächst in das Gefängnis nach Rottweil ab. Sonntag abend kam wieder die Gestapo und führte Ullas (Alexandrine Gräfin von Üxküll-Gyllenband, geb. 1873, Rotkreuz-Oberin, gilt als deutsche Elsa Brandström, Schwester von Caroline) und mich in zwei Autos nach Balingen in Einzelhaft. Dies müssen die Lautlinger wohl als unabwendbar hingenommen haben. Aber als man Mitte August auch die Kinder alle verschleppte, soll ihre Wut und ihre Entrüstung grenzenlos gewesen sein.

Trotz Bewachung und vor Schloß und Toren kam German Götze, der damalige Bürgermeister (er hatte dieses Amt 1942 bis 1946 inne), zweimal Hupa (Ida-Huberta, geb. von Pfaffen-

hoffen-Chledowski, die Ehefrau von Carolines Bruder Nikolaus) besuchen. Manche wollten auch mich im Amtsgerichtsgefängnis besuchen, aber da sie es nicht durften, haben sie mir später Obst, Kuchen und Honig geschickt. Ich hätte so gerne mit den jungen Franzosen geteilt, aber es wurde alles streng verboten. Sie sahen aus ihren niedrigen Fenstern, wenn ich allein im Hof spazieren ging und fragten voll Teilnahme und Verwunderung, warum ich eingesperrt war.

Hier war schon in der erste Woche nach dem Attentat ein Essigfabrikant zu Frau Blutbacher (Frieda Blutbacher, geb. 1893, gest. 1960, führte in Lautlingen ein kleines Lebensmittelgeschäft) gekommen und wollte Stimmen sammeln gegen Stauffenberg. Da antwortete sie ihm: „Um die paar Lumpen, die hier nicht für die Herrschaft sind, um die ist es nicht schad', da brauchen Sie sich gar keine Mühe zu geben.“ Sie war so aufgebracht und so ausfallend, daß ihr Mann sie ermahnen mußte, doch etwas vorsichtiger zu sein.

Ullas wurde nach sechs Wochen entlassen, durfte sich aber nicht von mir verabschieden. Sie freute sich so auf die Kinder, fand sie aber nicht mehr vor, nur Hupa und Dusi waren noch hier.

Aber Litta (Melitta Schiller, verheiratete von Stauffenberg, Ehefrau von Carolines zweitem Sohn Alexander) erschien plötzlich wie ein Wunder aus Nacht und Dunkel. Sie hatte sich vermöge ihrer wichtigen Arbeiten nach sechs Wochen Haft ihre Freiheit verschafft. Durch zwei Verhöre hatte ich schon erfahren, daß die ganze Familie, auch Wilflingen und Jettingen (gemeint sind die dort ansässigen Zweige der Familie Stauffenberg), in Gefängnissen war und daß Güter und das ganze Vermögen beschlagnahmt waren. Aber sonst wußte ich nichts. Als Frau Schöllmann (eine ausgebombte Rheinländerin, mit der Familie Stauffenberg befreundet) in tiefster Dunkelheit kam, mir den Besuch einer Schwiegertochter anzumelden, kam es mir wie ein unmögliches, gottgesandtes Märchen vor.

Litta kam und erzählte mir, daß die Kinder verschleppt und daß mein alter Schwager mit 85 Jahren auch in Einzelhaft in Nürnberg und später in Würzburg saß (Berthold Schenk Graf von Stauffenberg, geb. 1859, gest. 1944 im Gefängnis).

Die Kinder waren am 17. August fortgekommen. Sie waren natürlich zuerst sehr erschrocken und baten so dringend, daß Esther (Kindermädchen der Gräfin Nina) oder Mali (Amalie, Haushälterin im Schloß) mitkommen sollten, was natürlich abgelehnt wurde. Alfred (geb. 1937, Sohn von Carolines ältestem Sohn Berthold) soll den Abschied am schwersten genommen haben, aber Berthold (geb. 1934, ältester Sohn von Claus) soll gleich mit großer Umsicht die Führung übernommen haben, und so hat die kleine Schar in glänzender Haltung Stuttgart passiert. Mali hatte die sechs Kinder noch zum Pfarrhof geführt, wo ihnen der Pfarrer mit Tränen in den Augen den Segen erteilte vor ihrer Abfahrt in das unbekannte Land.

Ende Oktober kamen nun auch die Letzten der Familie von Lautlingen fort. Hupa durfte zu ihrer Tochter nach Bayern, aber Ullas und Dusi (eigentlich Olga; Tochter von Carolines Bruder Nikolaus) durften nicht in der Umgegend bleiben, sondern mußten auf Befehl der Gestapo in das von ihr beschlagnahmte Schloß nach Jettingen (Hauptsitz der gräflichen Stauffenberg-Linie).

Ich kam entgegen allen Erwartungen am 2. November hier in ein leeres Haus zurück. Es füllte sich aber bald mit acht Gestapo-Familien und elf Kindern. Ich war nun wieder in Einzelhaft, und es durfte niemand mit mir sprechen. Da sich aber manche Krankheit in den Familien ergab, hatten die Barmherzigen Schwestern Zutritt in das Haus, und so konnte Schwester Juvilla (Schwester Juvilla Fränkel

vom Orden der Vinzentinerinnen, damals im Lautlinger Haus der Barmherzigen Schwestern) mich oft heimlich besuchen.

Der erste, der sich sonst aus dem Dorf hereinwagen konnte, war Hagg (Franz Hagg, geb. 1888, gest. 1968, Elektriker in Lautlingen), denn er konnte sich im Notfall mit Reparaturen an meinen Lampen herausreden. Im ganzen haben sich die Familien im Hause anständig betragen – besonders eine junge Belgierin hat sich oft durch das Badezimmer zu mir hereingeschlichen, um sich Bücher bei mir zu holen. Sie hat dann später, als sie glücklich in Belgien gelandet war, noch öfters von sich hören lassen.

Obwohl Frau Alber (Rosa Alber, geb. 1881, gest. 1952, Posthalterin in Lautlingen) immer Mittel und Wege fand, mir meine Post zuzustellen, trotz Einspruch meines Wächters, vergingen doch die Wochen vor Weihnachten in quälender Ungewißheit. Ich hatte zwar von allem Anfang an gewußt, daß Berthold verloren war, so erfuhr ich doch erst im Dezember, daß sein Schicksal und das von Nux längst besiegelt war.

Nach Weihnachten erhielt ich einen sehr beruhigenden Brief von Litta über den Verbleib der Kinder. Sie hat es mit vieler Mühe durchgesetzt, die Kinder besuchen zu dürfen, aber sie durfte nicht sagen, wo sie untergebracht waren. Heimeran (geb. 1936; zweitältester Sohn von Claus) hatte Scharlach und bekam einen extra Christbaum und sagte zu Litta, das schönste Weihnachtsgeschenk sei, daß sie selbst gekommen sei.

In all diesen Monaten war die Treue und Fürsorge der Lautlinger ein großer Trost. Da niemand in den Hof durfte, brachten sie am Abend Milch, Eier und Butter in die Kirche mit, wo Amalie (auch „Mali“ genannt, Haushälterin im Lautlinger Schloß) es in Empfang nehmen konnte. Im Lamm hörte sie meistens die neuesten Nachrichten, so daß ich wußte, was in der Welt vor sich ging. Da sich nun bei schönem Wetter im Hof die Geselligkeit immer steigerte und es oft ein reiner Wirtshausbetrieb war, bat ich von Schmidt die Erlaubnis, im Rad-Garten Luft schöpfen zu dürfen. Da entspann sich nun mit meinem Nachbarn Hagg und mit dem Rad manches Gespräch am Zaun bei einbrechender Dunkelheit. Sie sahen schon damals alle die Hoffnungslosigkeit der deutschen Lage und freuten sich damals auf die „Befreiung“ durch den Feind.

Nach der ersten Kommunion der jüngsten Tochter (Maria) hat Frau Hagg (Emma Hagg, geb. 1896, gest. 1986) sich mit der kleinen Kommunikantin hinten hereingeschlichen und brachte mir Kuchen von ihrem Fest.

Da sich 1945 die Fliegerangriffe sehr häuften, wurden hier im Hof, im Rad-Garten und im Berken-Garten fieberhaft Bunker gebaut. Ebingen hatte schon gelitten, Laufen war furchtbar zerstört (Fliegerangriff am 22. Februar 1945), nur Lautlingen war bisher verschont geblieben. So bildete sich hier die Legende, daß Lautlingen nicht angegriffen würde wegen dem Namen Stauffenberg. Umso schwerer waren die letzten Tage, da in den Gemeindefitzungen die Übergabe Lautlingens besprochen wurde. Der Hauptmann erklärte, das käme nicht in Frage, da Lautlingen sich zu Stauffenberg gehalten hätte. Auch wurde im Haus ein Telefon meines Wächters überhört, der militärische Verstärkung erbat, weil dieses „schwarze Nest“ ruhig vernichtet werden könne.

In den letzten Wochen sollte ich noch weggebracht werden. Da ließen mir die Lautlinger sagen, ich sollte mich zu Bett legen und schicken mir einen Arzt, der meine Transportunfähigkeit erklären sollte, was er auch ohne weiteres tat. Sollte ich mit Gewalt verschleppt werden, wollten sie das Auto im Dorf aufhalten. Mina Maute (Hausangestellte im Lautlinger Schloß) kam damals am Abend um 11 Uhr

noch zu mir, ich sollte mit ihr über die Felder nach Margrethausen fliehen und mich dort bei Schat versteckt halten, bis der Feind käme. Ich konnte aber dieses rührende Angebot nicht annehmen, da ich doch damit beide Dörfer in Gefahr gebracht hätte.

Inzwischen hatte wohl Schmidt (der Gestapo-Mann, der Caroline bewachte) den Mut verloren, seinen Auftrag auszuführen, denn German Götz (Lautlinger Bürgermeister) hatte zu ihm gesagt: „Wenn der Frau Gräfin etwas passiert, bin ich ein toter Mann, aber Sie kommen mit dem Leben bestimmt auch nicht davon.“ Da er im Dorf, in der Kirche und im Lamm noch andere Äußerungen hören mußte, die von unserer Zusammengehörigkeit zeugten, hat er wohl seine Ansicht revidieren müssen, als stünde die Bevölkerung immer im Gegensatz zur Aristokratie.

Manche Hausbewohner wollten sich damals schon einschalten, versuchten das Telefon abzuhören und wollten in der Nacht das Dorf alarmieren, falls hier etwas passieren sollte. Auch haben sich französische Gefangene mit den Lautlingern abgewechselt, um das Haus zu bewachen. Sie fürchteten, daß es in die Luft gesprengt werden sollte. So wollten sie mir noch in der Nacht Schwester Juvilla (Vinzentinerin vom Lautlinger Haus der Barmherzigen Schwestern) schicken, daß ich mich bereit halten sollte. Sie kam aber nicht mehr unbemerkt durch, und so machten wir am nächsten Tag aus, daß sie in der Nacht unter meinem Fenster rufen sollte, wenn sie mich warnen wollte.

Der Feind rückte nun immer näher heran, und man mußte sich darauf gefaßt machen, daß der Krieg über Lautlingen gehen würde. So hat das ganze Haus in der Nacht vom 20. April seine Wertsachen in den Keller verstaubt. Auch ein Hauptmann hatte schon angefangen, den hohen Viadukt unten anzubohren. Als sich aber das halbe Dorf dort versammelte und flehentlich um Schonung bat, entschloß er sich am Kriegstag, nur die kleine Überführung zu sprengen. Dies war die einzige Detonation, die wir am Kriegstag erlebten.

Der Bürgermeister hatte offenbar der französischen Armee einen Gefangenen entgegen geschickt, und so war der Feind in die Höhen marschiert und hatte Lautlingen umgangen. Um die Sperren waren in den letzten Tagen große Kämpfe, und wer die weißen Fahnen hißte, wurde glatt erschossen.

Nachdem die Franzosen nun die Herren des Landes waren, wagte sich Lili (Melitina) Podolsky (von Alexandrine Üxküll-Gyllenband mütterlich gefördert) auch zu mir und bot mir die Hilfe an. Sie hatte sich aus Igls aufgemacht und in der hiesigen Umgegend versteckt gehalten, bis sie es wagen konnte, hier im Hof zu erscheinen. Da ich alles, was zu mir kam, auch die ersten Führer der Franzosen, in meinem kleinen Ankleidezimmer zwischen Wasch- und Toilettentisch empfangen mußte, war es eine gute Abwechslung, daß sie sich im Turm sehr gemütlich einrichtete, wo wir dann manchmal unsere Mahlzeiten einnehmen konnten. Theodor Pfizer (Schulfreund ihrer Söhne; später Oberbürgermeister der Stadt Ulm) war dort mein erster Gast.

Aber vorher sollten noch manche Schrecknisse über das Dorf gehen. In weiser Voraussicht wurde zu mir (in das Schloß) ein Lazarett gelegt mit etwa 12 Verwundeten und Kranken, und zu den Barmherzigen Schwestern ein Altersheim. Die Rote-Kreuz-Fahne wehte über den Dächern, und eine Wache wurde im Hof aufgestellt, die dieses Haus und die Schwestern beschützen sollte. Die Marokkaner ergossen sich über das Dorf, und Plünderungen und Vergewaltigungen waren ihre Losung.

Das Dorf suchte zum großen Teil Schutz bei mir, und so fanden während vier Nächten 600 bis 700 Menschen hier ihre Zuflucht. Die Gänge, die Zimmer, die Bühnen, alles war mit Menschen gepflastert. Wenn man mitten in der Nacht einige Runden machte, mußte man über schlafende Menschen treten. Gegen Abend war der Pfarrer durch alle Zimmer gegangen, um

den vielen Aufgeregten Trost und Mut zuzusprechen. Es war eben schon manches geschehen, ehe die Bevölkerung hier ihre Zuflucht suchte.

Die französischen Ärzte waren sehr hilfreich und gewissenhaft. Sie bestimmten hier in den unteren Räumen, welche Fälle gleich nach Ebingen gebracht werden mußten. An einem Abend war der junge Oswald (Otto Oswald, geb. 1912, gest. 1945) mit schwerer Kopfwunde hier hereingebracht worden und lag im Eßzimmer auf dem Tisch. Mit dem sehr aufgeregten marokkanischen Sanitäter war keine Verständigung möglich – wir mußten ihn nach Ebingen in das Krankenhaus bringen, wo er noch in derselben Nacht starb.

In diesen Wochen war man hier ohne jede Nachricht von außen. Auch von den Kindern war seit Weihnachten keine Kunde mehr gekommen. Hatte man sich die letzten Monate auch schon immer um ihr Schicksal gebangt, so stieg natürlich bei diesen tödlichen Fliegerangriffen die Unruhe und Sorge um sie immer mehr. Lebten sie noch? Wo waren sie untergekommen? Würde man sie je wiederfinden?

Von Ullas (Carolines Schwester Alexandrine) und Dusi (Carolines Nichte Olga) wußte ich auch nichts mehr. Man hörte hier nur, der Krieg sei über Jettingen (Hauptsitz der gräflichen Stauffenberg-Linie) gegangen, Schloß und Markt seien abgebrannt. Auch um Litta (Melitta Schiller verh. von Stauffenberg, Ehefrau von Carolines zweitältestem Sohn Alexander, eine tüchtige und weithin bekannte Fliegerin) war ich in banger Sorge, wußte man doch, daß ihr erstes sein würde, sich hierher durchzuschlagen, um zu sehen, was noch von Lautlingen übrig wäre.

Erst Ende Mai, als Lili ein Auto ausfindig machte, um das Schicksal von Ullas in Jettingen zu erforschen, erfuhren wir, daß Litta Anfang April bei Straubing abgeschossen worden war. Sie war immer unterwegs gewesen, um Alex (Carolines Sohn Alexander, geb. 1905, Ehemann Melittas) und die übrige Familie aufzusuchen, um sie so viel als möglich mit Nahrungsmitteln zu versorgen. Nun war sie nach Potsdam geflogen, den schwerkranken Klemens (Klemens Schenk Graf von Stauffenberg, geb. 1885, gest. 1949, Vetter von Claus) zu retten, und auf dem Rückweg von Guttenberg wollte sie über Buchenwald kreisen, um der dort inhaftierten Familie zur Kenntnis zu geben, daß ihr Flug geglückt war. Da sie Buchenwald leer fand, wollte sie nach dem Verbleib der Familie suchen und wurde wohl auf diesem Erkundungsflug von ihrem Schicksal ereilt. Ein Opfer ihrer großen Hingabe an die Familie.

In dieser Zeit der allgemeinen Unsicherheit wollte mir Hoffmann, Direktor von der Staatsbibliothek (Gräfin Caroline meint die Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, deren Leiter war Prof. Dr. Wilhelm Hoffmann von 1945 bis 1969), Briefe aus Bebenhausen bringen. Nach den langen bangeren Monaten hätte mir dieses Lebenszeichen von der Königin (Charlotte, letzte Königin von Württemberg; Caroline war Hofdame bei ihr) und von Elsa Falkenstein (Freundin von Caroline) unendlich viel bedeutet. Aber die Wälder waren damals zu unsicher. Er konnte nicht riskieren, die Briefe in fremde Hände fallen zu lassen, so mußte er sie vernichten.

Schon im November war er unter großen Schwierigkeiten zu mir durchgedrungen, um den George-Nachlaß (Stefan George, deutscher Dichter, 1868–1933, mit den Söhnen Carolines befreundet) zu retten. Der Meister (so pflegte George von seinen Verehrern genannt zu werden) hatte ihn Berthold anvertraut, ihn zu sichten und in Lautlingen unterzubringen, bis ruhigere Zeiten kämen. Aber obwohl alles an Ort und Stelle war, als ich am 2. November vom Gefängnis kam, war es heimlich in der Nacht entfernt worden, während meines Hierseins.

Noch im April war die ganze Gestapo hypnotisiert von dem Glauben an die Wunderwaffen, die Hitler ihnen für den letzten Augenblick versprochen hatte. Erst einige Stunden vor dem Einmarsch der Franzosen ergriff mein Wächter die Flucht.

Da ich ohne alle Mittel war, hatte Schmidt (Carolines Wächter) mir versprochen, die letzten Pensionsgelder des Hauses abzuliefern, aber im letzten Augenblick haben wir es vergessen, und ich blieb ohne jeden Kreuzer zurück. Aber meinen Schmuck konnte man vor seiner Abfahrt noch bei ihm abholen, und er wurde dann in diesen unsicheren Zeiten in der Kirche in einem Safe untergebracht. Der Pfarrhof und die Barmherzigen Schwestern halfen mir überhaupt in allen Stücken, und ich bleibe ihnen immer zu tiefstem Dank verpflichtet.

Ullas war nun gegen Ende Mai wohlbehalten hier angekommen, mußte aber noch irgendwie kampieren, da die Gestapo-Familien sich ziemlich hartnäckig wehrten, das Haus zu verlassen. Nur die Belgierin war in Erkenntnis der Lage als Erste mit ihrem Kind abgezogen. Da alle Häuser in Stuttgart und Umgebung so schwer mitgenommen waren, konnte ich ja die Frauen mit kleinen Kindern nicht auf die Straße setzen. Die meisten sind im Sommer 1945 und noch länger im Dorf geblieben.

Für meine Enkel mußte ja nun allmählich Platz geschaffen werden, und nun kam das schwerste Problem, wo und wie man sie suchen sollte. Ullas hatte erfahren, daß ihr letzter Aufenthalt Bad Sachsa im Harz war. Sie sollten aber im März alle von dort fortkommen unter fremdem Namen mit unbekanntem Ziel. Zum Glück war die Abreise vereitelt worden, denn sie kamen in schwere Tieffliegerangriffe, als sie im Auto von Bad Sachsa nach Nordhausen fuhren. Dort war der Bahnhof zerstört, keine Züge liefen mehr, und sie mußten wieder in ihr Kinderheim zurückfahren. Um aber gerecht zu sein, muß man sagen, daß sie dort gut untergebracht waren und daß die Kinder auch in späteren Jahren gar nicht mit Grauen an das Heim zurückgedacht haben.

Die Leiterin ist zwar fortgegangen, ihrer sehr positiven Einstellung wegen, aber eine Lehrerin war sehr liebevoll zu den Kindern und war entschlossen, sie nicht zu verlassen, wie immer es auch kommen sollte. Sie erzählte, daß Franz Ludwig (jüngster Sohn von Claus, geb. 1938) eine Zeitlang für eine Ohrenoperation in Erfurt im Krankenhaus gelegen war. Der Arzt war sehr lieb und fürsorglich zu ihm, und da hat der kleine Bub leise, aber bestimmt zu ihm gesagt: „Ich bin aber doch ein Stauffenberg.“

Anfang Juni haben nun Ullas und Lili sich unter großen Schwierigkeiten ein Auto beschafft. Die deutschen Autos wurden noch überall angehalten und beschlagnahmt, und so hat ein hiesiger Gefangener, der inzwischen Kommandant von Lautlingen geworden war, ein französisches Militärauto zur Verfügung gestellt (nach Auffassung von Frau Melitina Podolinsky handelte es sich um ein privates Fahrzeug).

Als sie nun nach Bad Sachsa kamen, fanden sie zunächst das Heim ganz leer. Die Hoffnung schwand schon, die Kinder dort vorzufinden. Erst als sie zum sechsten Haus kamen, hörten sie Kinderstimmen – dann umjubelten und umkreisten die Kinder ihre „Lasli“ (sonst auch Ullas genannt; gemeint ist Alexandrine Gräfin Üxküll-Gyllenband, die Schwester Carolines) sofort und ahnten doch auch wohl bald, daß dies für sie die Heimkehr bedeutete. Lili nahm dann die drei Claus-Buben (Berthold, geb. 1934, Heimeran, geb. 1936, und Franz Ludwig, geb. 1938) mit dem Auto zurück, während Ullas einen großen Omnibus ausfindig machte, in dem sie die kleinen anderen Kinder unterbringen konnte. Eile tat not, denn die Russen waren schon im Anmarsch, die dortige Gegend zu besetzen.

Sie brachte nun zuerst die Hofacker-Kinder (Cäsar von Hofacker, Vetter von Claus Schenk

Graf von Stauffenberg, ebenfalls am Attentat auf Hitler beteiligt) nach Reichenbach und kam dann nach zwei bis drei Tagen ermünder Fahrt mit Alfred (geb. 1937, Sohn von Berthold, Carolines ältestem Sohn), Elisabeth (geb. 1939, Schwester des eben genannten Alfred) und Valérie (geb. 1940, Tochter von Claus) hier an.

Nun war die ganze Kinderschar wieder hier versammelt. Nur Mika (Frau von Carolines ältestem Sohn Berthold) war nach vielen anderen Konzentrationslagern noch in Capri festgehalten, und Nina (Ehefrau von Claus) war mit der kleinen im Januar (1945 im Gefängnis) geborenen Konstanze in der Nähe von Oberfranken gelandet. Später holten dann Lili und Berthold sie dort ab. – Inzwischen war nun auch Mika hier eingetroffen mit einem Auto, das ihr und einigen Flüchtlingen von Kardinal Faulhaber in München (Erzbischof von München und Freising 1917–1952) zur Verfügung gestellt worden war. Ehe sie aber die Courage hatte, hier einzutreffen, fragte sie in Ebingen an, ob ihre Kinder noch am Leben seien.

Wir mußten uns nun alle hier zurechtfinden, getragen von dem Bewußtsein, für die Kinder erhalten worden zu sein. Da der ganze Garten ein Jahr lang von der Gestapo beschlagnahmt und die Ernährung für so viele Menschen zunächst noch sehr schwierig war, hat das ganze Dorf in rührender Weise geholfen, daß die Kinder nicht Not leiden sollten. Der Müller Schemminger (Klemens Schemminger, geb. 1902, gest. 1975) hat uns immer mit seinem schönen Mehl ausgeholfen, und Milch wurde uns aus vielen Häusern angeboten.

Als nun langsam, ganz langsam im Sommer 1945 der Autoverkehr wieder beginnen konnte, haben sich Jettingen, Wilflingen und Geislingen (bis 1805 stauffenbergische Orte, Jettingen und Wilflingen Familiensitze) in großzügiger Weise eingeschaltet. Da ich im Gefängnis geglaubt hatte, sie alle nicht wiederzusehen, waren diese Liebesgaben besonders wohlthuend und beglückend. Der tiefe Zusammenhalt der ganzen Familie hat sich in diesem Unglücksjahr treu bewährt.

Meinen Enkeln wird von aller Welt viel Liebe und großes Interesse entgegengebracht, aber ich weiß, daß dies sie nicht verwöhnen wird, sondern daß sie der hohen Verpflichtung immer eingedenk bleiben werden, sich des hehren Opfertodes ihrer Väter würdig zu erweisen.

#### Quellen und Literatur:

Peter Hoffmann, Claus Schenk Graf von Stauffenberg und seine Brüder, 2. Aufl. Stuttgart 1992.

Theodor Pfizer, „So vielfach künftige Knaben“. Erinnerungen an die Jugendjahre der Brüder Stauffenberg. In: Beiträge zur Landeskunde 2, April 1975, S. 11–16.

Gerd Wunder, Die Schenken von Stauffenberg. Eine Familiengeschichte (Schriften zur südwestdeutschen Landesgeschichte, 11. Band), Stuttgart 1972.

Den Zugang zum Manuskript der Gräfin Caroline ermöglichte mir Frau Vroni Beck, Lautlingen, die mich zudem bei der Verifizierung der im Text genannten Personen nach Kräften unterstützte. Auch an dieser Stelle möchte ich mich bei Frau Beck für ihr freundliches Entgegenkommen sehr herzlich bedanken.

## Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Peter Thaddäus Lang  
Johannesstraße 5, 72458 Albstadt-Ebingen

Rudolf Töpfer  
Stingstraße 47, 72336 Balingen

#### Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



# Heimatkundliche Blätter



# Balingen

Jahrgang 41

31. Juli 1994

Nr. 7

## 40 Jahre Heimatkundliche Vereinigung Balingen 40 Jahre Heimatkundliche Blätter Balingen

Am 7. Juli 1954 fand im Hotel Eugen Roller in Balingen die gutbesuchte Gründungsversammlung unserer Vereinigung statt, deren geistiger Vater der damalige Landrat und spätere Regierungspräsident Friedrich Roemer war. – Bereits ab Januar 1954 waren, als monatliche Beilage beim Volksfreund, die „Heimatkundlichen Blätter für den Kreis Balingen“ erschienen – auch sie auf energisches Betreiben des damaligen Landrats.

Auf seine Initiative hin hatte das Statistische Landesamt schon Anfang der 50er Jahre damit begonnen, die amtliche Kreisbeschreibung „Der Landkreis Balingen“ neu zu bearbeiten und herauszugeben. Auf sein Betreiben auch hatten dafür das Land und der Kreis sehr beträchtliche Geldmittel zur Verfügung gestellt. Vor allem aber war es gelungen, nicht nur eine große Anzahl hochqualifizierter Mitarbeiter auf Landesebene, ich nenne nur Prof. Dr. K. H. Schröder und den früh verstorbenen Prof. Dr. Hans Jänichen (neben vielen anderen) zu verpflichten, sondern auch auf örtlicher Ebene sehr engagierte und kenntnisreiche Mitarbeiter zu gewinnen; ich erwähne stellvertretend nur den kürzlich verstorbenen Dr. Walter Stettner. So entstand in jahrelanger, mühevoller Arbeit ein zweibändiges Werk mit 1900 Seiten samt einer speziellen Kartenmappe. Der Kreis Balingen war, wie Landrat Roemer stolz feststellte, der bestbeschriebene Kreis des Landes Baden-Württemberg. Noch heute ist diese Kreisbeschreibung, 1960/61 erschienen, unentbehrlich für den Altkreis Balingen und alle seine Orte; mit ihren zeitgenössischen Tabellen ist sie geradezu eine historische Quelle.

Gleichzeitig kam Landrat Roemer der entscheidende Einfall: Er wollte den hochmotivierten Mitarbeiterkreis auch für die Zukunft zusammenhalten, er wollte diesen Verfassern die Möglichkeit geben, ihr aus Platzgründen in der Kreisbeschreibung nicht veröffentlichtes Material zu publizieren, er wollte vor allem den Kreisbewohnern ein Heimatgefühl (man kann sogar sagen ein „Kreisgefühl“) geben, das besonders wichtig war in einer Zeit, in der viele Flüchtlinge und Vertriebene in den Kreis geströmt waren, in der großen Wanderbewegungen, ausgelöst vom „Wirtschaftswunder“, viele „Neubürger“ aus anderen deutschen Ländern in unseren Kreis geführt hatten, eine Zeit, in der die Bindung zur „Heimat“ immer mehr im Materiellen zu ersticken drohte.

Diese „Heimatblätter“ sollte ein Verein, besser eine Vereinigung, tragen, wobei sich drei Probleme in besonderer Weise auftraten:

- Wie kann den Heimatblättern Kontinuität gesichert werden im Gegensatz zu anderen der 20er Jahre, die nach kurzer Zeit ihr Erscheinen eingestellt hatten?
- Was soll in den Heimatblättern publiziert werden, wobei Wissenschaftlichkeit und Verständlichkeit vereint werden mußten?
- Wie kann eine Vereinigung aktiv werden, deren Mitglieder über den ganzen Kreis von Onstmettingen bis Leidringen, von Nusplingen bis Engstlatt verstreut waren?

In zahlreichen Besprechungen im kleinen Kreis in Balingen, in Ebingen, in Tailfingen und in Rosenfeld wurden die Probleme mit großem Engagement erörtert.

Landrat  
Friedrich Roemer



Im Januar 1954 erschien die erste Nummer und formulierte als Ziele die Darstellung von Geographie und Geschichte, Geologie und Volkskunde in erster Linie des Kreises, aber auch darüber hinausgehend, bis zur „Darstellung ausländischer Verhältnisse“, wie es wörtlich im Geleitwort der ersten Nummer heißt.

Wenige Monate später, im Sommer 1954, erfolgte die formelle Gründung der Heimatkundlichen Vereinigung, die der Träger der Heimatblätter sein sollte. Eine große Anzahl von Zuhörern aus dem ganzen Kreis war geladen ins Hotel Eugen Roller in Balingen, in einer Zeit, in der der Pkw für den „Normalbürger“ noch ein seltener Luxusgegenstand war, und in der der öffentliche Nahverkehr keineswegs besser sondern schlechter war als heute, ein großes Wagnis. Aber der Saal war voll. Nach einem Kurzvortrag von Prof. Jänichen über „Der Kreis vor 800 Jahren“, d. h. über den Scherragau und die Besitzverhältnisse in der Karolingerzeit, wurde die neue Satzung erörtert und verabschiedet: 45 Mitglieder sind im Gründungsprotokoll verzeichnet. Dann folgte ein ausgezeichnete Dia-Vortrag über die Schönheiten Jugoslawiens, das in damaliger Zeit noch ein fernes Land war. Liest man den Bericht über die Versammlung, so spürt man noch heute die Begeisterung, die Aufbruchstimmung, die herrschte.

Was ist in der Satzung als Aufgabe der Vereinigung aufgeführt?

1. Die Pflege der Heimat- und Landeskunde,
2. Die Erforschung der heimatlichen Naturgeschichte und Geschichte und die Veröffentlichung ihrer Ergebnisse in Wort und Schrift.
3. Die Erhaltung naturgeschichtlicher und kunstgeschichtlicher Denkmäler und heimischen Brauchtums.
4. Die Herausgabe der Heimatkundlichen Blätter für den Kreis Balingen.

Die Vereinigung entfaltete in den vergangenen vier Jahrzehnten eine rege Tätigkeit, die Heimatkundlichen Blätter stehen noch immer

auf einem hohen Niveau, die Exkursionen sind stark frequentiert, die Vorträge sind gut besucht. Einewichtige Änderung ist allerdings eingetreten: Im Zuge der Kreisreform mußte der Name geändert werden, da es den Kreis „Balingen“ nicht mehr gibt. Aber der Einzugsbereich ist geblieben.

**Es ist aus Platzgründen nicht möglich, die Geschichte der Vereinigung ausführlich nachzuzeichnen oder die Heimatkundlichen Blätter umfassend zu kommentieren.**

In den ersten Jahren gab es zahlreiche Vorträge in Ebingen, in Tailfingen, in Schömberg, in Balingen, mit sehr verschiedenartigen Themen: Über den Namen der Schwäbischen Alb, über das Ebinger Spital, über die Ur-Donau, über den historischen Weinbau in Württemberg, aber auch über Aufklärung und Aberglaube oder über die Habsburger und Schwaben. In der jährlichen Hauptversammlung stand meist ein Vortrag mit einem umfassenden Thema im Vordergrund wie die Kelten in Süddeutschland, die Kunst des Burgenbaus in der Zeit der Hohenstauffer, oder Württemberg und die Reichsgründung. Heute findet die Hauptversammlung mit einem Vortrag regelmäßig an historischer Stätte im Stauffenbergsschloß in Lautlingen statt. Die monatlichen Stammtische in Ebingen und Balingen bieten Kurzvorträge.

Neben die Vorträge traten von Anfang an Exkursionen, zunächst nur eintägige, z. B. ins Hegau, ins Laucherttal oder ins Uracher Vulkangebiet mit dem legendären Prof. Georg Wagner. Seit 1963 gab es daneben zweitägige in die Vogesen, an den Hochrhein oder nach St. Gallen und Bregenz. Seit 1966 traten die großen Jahresexkursionen hinzu nach Südtirol, nach Wien, nach Nürnberg, in die Pfalz und neuerdings auch in die neuen Bundesländer. Vor allem mit diesen Exkursionen hat sich Rektor Kurt Wedler tief in die Erinnerung der Mitglieder eingegraben. Aber auch Prof. Christoph Roller, Hans Kratt und andere haben sich große Verdienste durch solche Exkursionen erworben.

Die Heimatkundlichen Blätter sind über 40 Jahre lang pünktlich erschienen, Monat für Monat. Die Spannweite der Artikel ist groß: Geographie und Geologie, Volkskunde und Vogelkunde, Forstwirtschaft und Postwesen und vor allem geschichtliche Abhandlungen von der Römerzeit, über das Mittelalter bis in die Geschichte des Dritten Reiches und des Zweiten Weltkrieges, wobei viele neue Forschungsergebnisse zutage gefördert wurden. Die modernen technischen Möglichkeiten erlauben es außerdem, die Blätter mit Illustrationen und Fotos zu bereichern.

Daß unsere Vereinigung eine solche Blüte erreichen konnte, hat sie vielen Mitgliedern zu verdanken, von denen hier namentlich, neben den schon erwähnten, nur wenige genannt werden können.

Da sind zuerst die Vorsitzenden zu erwähnen:

1954 – 1969 Landrat Friedrich Roemer  
1969 – 1973 Freiherr von Brandenstein  
ab 1973 Professor Christoph Roller

Aber was wären diese ohne die tatkräftigen Geschäftsführer, die die Verwaltungsarbeit erledigen, vor allem auch die arbeitsaufwendige Organisation der Exkursionen:

1954 – 1974 Richard Klett  
1974 – 1984 Franz und Aurelia Bukenberger  
1984 – 1992 Rudolf George  
seit 1992 Ruth Hübner

Sehr wichtig sind natürlich auch die Verantwortlichen für die Heimatblätter: Besonders Fritz Scheerer, Robert Kohler, Christoph Riedl und nicht zuletzt die Verleger Erich F. und Klaus Jetter vom ZOLLERN-ALB-KURIER, denen der besondere Dank der Heimatkundlichen Vereinigung gebührt.

Sehr viele haben Artikel für die Heimatblätter verfaßt; neben Fritz Scheerer und Kurt Wedler hat sich Dr. Walter Stettner auch auf diesem Gebiet ganz besondere Verdienste erworben.

So bleibt nur zu hoffen, daß auch im fünften Jahrzehnt die Heimatkundlichen Blätter und die Heimatkundliche Vereinigung weiter blühen und gedeihen möge, daß immer wieder junge Mitarbeiter in den bewährten Kreis vorstoßen. Es gibt noch viel zu erforschen und darzustellen, es gibt noch viele lohnende Ziele für unsere Fahrten und Besichtigungen. Pakken wir's an!  
Dr. W. Foth

# Heimatsforscher Oberlehrer Heinrich Breeg zum Gedenken

Von Jürgen Scheff / Albstadt-Ebingen

**Am 1. August jährt sich zum 50. Mal der Todestag von Oberlehrer Heinrich Breeg (1883 – 1944). Vielen älteren Ebinger Bürgern ist er als angesehenener und engagierter Pädagoge und Mitbürger, aber dennoch bescheidener Mensch, in guter Erinnerung geblieben. In geologischen und archäologischen Fachkreisen genießt Heinrich Breeg einen exzellenten Ruf als Kenner der Vor- und Frühgeschichte der Schwäbischen Alb, dessen wissenschaftlich fundierte Ausgrabungen und Forschungsberichte eine außergewöhnliche Sachkenntnis erkennen lassen.**

Am 2. November 1883 wurde Heinrich Breeg in Göppingen geboren. Nach Beendigung seines Studiums verschlug es den Junglehrer Breeg von 1906 bis 1909 erstmals auf die Südwestalb nach Ebingen, deren Pflanzenwelt und Fossilienreichtum ihn bald faszinierten. Nach einem kurzen Aufenthalt in Unterflingen im Schwarzwald, wo er seine erste planmäßige Anstellung fand, kehrte Heinrich Breeg im Dezember des Jahres 1911 nach Ebingen zurück, wo er über dreißig Jahre als angesehenener Pädagoge wirkte, zuletzt als Konrektor der „Mädchenschule“ (heute Kirchgrabenschule). Dank seines großen Allgemeinwissens und seiner Fachkompetenz in Sachen Geologie und Archäologie war Heinrich Breeg auch in der Lehrerfortbildung ein geschätzter Mitarbeiter, wie sich an seinen Exkursionsberichten und Vorträgen für die Pädagogische Arbeitsgemeinschaft Ebingen/Balingen sowie ihre Nachfolgeorganisation, den Nationalsozialistischen Lehrerbund, Gau Württemberg/Hohenzollern, ablesen läßt, von welchem er darüber hinaus als Kreisfachbearbeiter für Deutsche Vorgeschichte bestellt wurde.

Dies verwundert insofern, als Heinrich Breeg aufgrund seines ruhigen, bescheidenen Wesens dem nationalsozialistischen Gedankengut reserviert gegenüberstand, wie sich aus seiner umfangreich erhaltenen Korrespondenz mit zahlreichen Ämtern und Personen leicht erkennen läßt. Breeg diente der für ihn wichtigen Sache, nicht der Ideologie.

Der Einsatz im öffentlichen Leben seines Wirkungsortes Ebingen zeigt den musisch veranlagten Oberlehrer Heinrich Breeg als im positiven Sinne typischen Schulmeister seiner Zeit. Zahlreiche Mitbürger erfreute er durch sein Orgelspiel in der Kapellkirche bei Taufen und Hochzeiten, was ihm einigen Ärger mit der „Partei“ einbrachte, der dieses kirchliche Engagement und der damit verbundene kleine Nebenerwerb offenbar gründlich mißfiel. Seine langjährige verdienstvolle aktive Tätigkeit im Gesangsverein „Eintracht“ fand sichtbaren Ausdruck in der Ernennung zum Ehrenmitglied. Für die örtlichen Zeitungen fungierte Heinrich Breeg als kompetenter Musikberichterstatte.

Neben der Musik war Heinrich Breegs zweite große Leidenschaft die Erforschung von Heimat und Natur. Eine Regestensammlung zur ältesten Geschichte Ebingens und mehrere heimatkundliche Veröffentlichungen entstammen ebenso seiner Feder wie eine umfangreiche Sammlung und Beschreibung sämtlicher Flurnamen der Gemarkung Ebingen. Letztere wurde wegen seines plötzlichen Todes nicht mehr

Oberlehrer  
Heinrich Breeg



veröffentlicht und harrt seither im Stadtarchiv einer Neubearbeitung und Publikation.

Zusammen mit seinem Kollegen, Hauptlehrer Paul Eith, durchstreifte er die Südwestalb und stand, wie seine Korrespondenz erkennen läßt, bei der Kartierung seltener und schützenswerter Pflanzen wie Blaustern, Orchideen und wildwachsenden Eiben mit namhaften Botanikern in Württemberg in Kontakt.

Doch auch die „Schätze“ am Rande des Weges blieben Heinrich Breeg nicht verborgen, und so sammelte sich im Laufe der Jahre eine beachtliche Fossilienammlung an. Im Mai 1920 gelang ihm der ganz große Fund, von dem jeder Paläontologe träumt. Im Ornatenton am Fuße der Schalksburg traf Breeg in den Trümmern einer Geodenbank auf umfangreiche Knochenreste, in denen er sofort die Überreste eines Großsauriers erkannte. Aufgrund seiner Meldung an das paläontologische Institut in Tübingen konnte ein Großteil des Skeletts einer fast sieben Meter langen „Paddlechse“ *Pliosaurus ferox* geborgen werden. Da es sich um den Erstfund in Deutschland handelte, kamen die Reste in die Sammlung des Geologischen Instituts der Universität Tübingen. Prof. Friedrich v. Huene, der damals bedeutendste Saurierkenner Deutschlands, widmete diesem Fund 1934 in den Jahresheften des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg eine sechzehnseitige Abhandlung mit zahlreichen Abbildungen.

Befasste sich Heinrich Breeg zunächst vorwiegend mit Botanik und Geologie, so galt das Hauptinteresse seines Kollegen Paul Eith mehr der Archäologie der Ebinger Alb. Die Fossilienammlung Breegs sowie umfangreiche vor- und frühgeschichtliche Funde, die Eith aus Höhlen und Grabhügeln bergen konnte, bildeten den Grundstock für das Ebinger Heimatmuseum, das 1926 unter dem Dach des Ebinger

Rathauses eröffnet werden konnte. Hauptlehrer Paul Eith, Leiter des neueröffneten Museums, zog bereits 1929 aus beruflichen Gründen nach Ravensburg. Die vakant gewordene Stelle des Museumsleiters wurde von Heinrich Breeg übernommen – wenn auch nicht gerade mit Begeisterung, blieb ihm doch nun für seine vielen anderen Interessengebiete und die Familie noch weniger Zeit. Für das Heimatmuseum Ebingen war dies jedoch ein Glücksfall.

Breeg hatte vielen Ausgrabungen Eiths, die von großem persönlichen Einsatz geprägt waren, beigewohnt. Er setzte dies nun konsequent fort, wobei neben dem Erwerb neuer Exponate die wissenschaftliche Auswertung und Publikation in den Vordergrund trat. Die durch Pläne, Photos und Text nach damaligem Standard vorbildlich dokumentierten Forschungen in keltischen Grabhügeln im Schmiechatal beim Ebinger Wasserwerk, im alemannischen Reihengräberfeld an der Lautlinger Straße in Ebingen sowie in der Bernlochhöhle auf dem Degerfeld bei Truchtelfingen, um nur einige zu nennen, dienen heute noch immer jungen Wissenschaftlern als Grundlage für Magisterarbeiten und Dissertationen.

Als Vertrauensmann des Landesamtes für Denkmalpflege in Württemberg erforschte Heinrich Breeg bei systematischen Geländebegehungen die Südwestalb und entdeckte dabei eine Vielzahl vorgeschichtlicher Siedlungsstellen. Die Ebinger Alb gilt nicht zuletzt aufgrund seiner Aktivitäten als eine der am besten erfaßten archäologischen Flächen in Baden-Württemberg.

Dank Breegs guter Beziehungen zu zahlreichen wissenschaftlichen Institutionen des Landes sowie kompetenten Fachleuten entwickelte sich das Ebinger Heimatmuseum aus einem anfänglichen Kuriositätenkabinett zu einer Sammlung, die auch in Fachkreisen einen guten Ruf besaß. Das Museum im heutigen Sitzungssaal des Ebinger Rathauses wurde jedoch bald zu klein. Alle Bemühungen Breegs um ein neues Domizil scheiterten zunächst an der Raum- und Geldnot der Stadtgemeinde. Der Stadtrat rang sich endlich im Juli 1938 durch, das Heimatmuseum baldmöglichst in den „Roten Kasten“, eine ehemalige Zehntscheuer, zu verlegen, was letztendlich durch den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges vereitelt wurde.

Die anfänglichen Kriegererfolge weckten in Heinrich Breeg zunächst Hoffnungen auf einen Zuwachs der Museumbestände, wie aus einem Brief an die Altertümersammlung in Stuttgart vom 27. August 1940 hervorgeht: „... Nach Beendigung des Krieges müssen wir auch die Beschlagnahme der SAMMLUNG EDELMANN im Britischen Museum in London betreiben. Diese Gelegenheit, die Funde aus unserer Heimat zurückzuerhalten, darf nicht verpaßt werden. Dabei hoffe ich, etliches in unsere bis dahin neu aufzustellende Sammlung einreihen zu dürfen...“

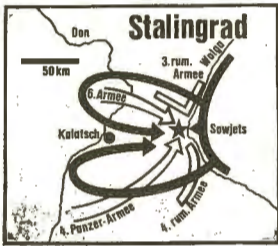
Es sollte völlig anders kommen. Am 11. Juli wurde Ebingen von einem verheerenden Fliegerangriff heimgesucht; auch das Museum im Rathaus wurde zerstört. Obwohl die wertvollsten Stücke in Sicherheit gebracht worden waren, gingen große Teile der Sammlung, vor allem die römischen und alamannischen Funde sowie die geologische Abteilung, verloren. Heinrich Breeg, seit langem schwer herzkrank, verwand diesen Verlust nicht. Er starb am 1. August 1944. Während seiner Beerdigung am 4. August 1944 begannen städtische Arbeiter, die Reste des Museums auf den Schutt zu werfen.

# (II) Das Postamt Balingen im „Dritten Reich“

2. Folge / 5. Folge insgesamt – Stalingrad als Feldpostproblem / Von Rudolf Töpfer, Balingen

Im Frühjahr 1942 hatte Hitler entschieden, daß 1942 von den im Süden der Sowjetunion kämpfenden deutschen Verbänden eine Heeresgruppe zum Kaukasus vorstoßen und die andere Heeresgruppe Stalingrad nehmen sowie dort die Wolga sperren sollte. Auf Stalingrad war die 6. Armee angesetzt. Anfang September 1942 erreichten die ersten deutschen Verbände diese Stadt, die sich 35 km lang und etwa 8 km breit entlang des Flusses Wolga erstreckt. Es war ihnen jedoch nicht möglich, Stalingrad völlig einzunehmen.

Im Gegenteil, sie wurden im November 1942 von sowjetischen Verbänden eingekesselt. Am 25. Januar 1943 haben die Sowjets diesen Kessel in zwei Teile gespalten. Am 31. Januar 1943 mußten sich die im Süden und am 2. Februar 1943 die im Norden eingekesselten Soldaten ergeben. Auf den Schlachtfeldern dort sind 146 000 gefallene deutsche Soldaten aufgefunden worden. 34 000 Soldaten, darunter viele Verwundete, hatte man noch ausfliegen können. Annähernd 108 000 Angehörige der 6. Armee gerieten in Gefangenschaft. Sie waren körperlich und seelisch total erschöpft. Hunger, Kälte und Krankheiten dezimierten ihre Reihen. Nur 6000 kamen nach Kriegsende in die Heimat zurück. Viele Historiker sehen in der Schlacht von Stalingrad einen der Wendepunkte im Zweiten Weltkrieg.



Wer in Büchern Fotos vom Stalingrad-Kessel gesehen hat, kann sich in etwa die elenden Verhältnisse vorstellen, unter denen die Soldaten dort in der Steppe oder in Hausruinen fern der Heimat kämpfen mußten. Daß die ebenfalls eingekesselten deutschen Feldposteinheiten auch mit untergingen, ist bekannt. Die den Eingeschlossenen versprochene Luftversorgung konnte nicht die benötigten Mengen erbringen. Je enger der Kessel wurde, umso rarer wurden auch die kleinen, Feldflugplätze. Zuletzt konnte man nur noch Ladung „aus der Luft“ abwerfen. Das war an Weihnachten 1942. Bei annähernd 300 000 Mann im Kessel dürften damals eine Million Feldpostsendungen am Kesselrand gelegen haben und nur wenige quasi tröpfelweise hineingekommen sein. Was hat wohl in den Feldpostbriefen dieser Soldaten gestanden? Einige Worte über Weihnachten. Sonst aber kaum etwas, woran sich die Heimatfront hätte aufrichten können.

Heute weiß man mehr über die Briefinhalte. Man hat nämlich bei den in Stalingrad gefallenen oder gefangen genommenen deutschen Soldaten Feldpostbriefe gefunden, die nicht mehr abgesandt werden konnten. „Ich möchte bloß wissen, was wir verbrochen haben, daß wir dieses ganze Elend so grausam durchkosten müssen.“ Das hatte ein Wehrmachtsoldat in einem Feldpostbrief an seine Eltern geschrieben. Und weil auch die deutsche Führung derlei demotivierende Sätze kannte, hat sie damals sogar Feldpostbriefe auf dem Wege in die Heimat angehalten und nicht zur Auslieferung kommen lassen, damit diese Stimmungstief die Heimatfront nicht noch mehr beunruhigen sollte. Auch aus unserer Gegend haben Soldaten in Stalingrad gekämpft.

Nur wenige Monate vor dem Fall von Stalingrad hatte in Nordafrika das Deutsche Afrika-corps unter Generalfeldmarschall Rommel im Oktober 1942 die Schlacht von El Alamein verloren. Schließlich mußten am 12. Mai 1943 die deutsch-italienischen Einheiten in Nordafrika vor den Alliierten kapitulieren.

Eine Landung amerikanischer und britischer Truppen auf dem europäischen Festland lag nun im Bereich der Möglichkeiten. Sie begann von Tunis (Nordafrika) aus und erfolgte am 10. Juli 1943 in Sizilien. Es war die erste große amphibische Operation der Alliierten im Zweiten Weltkrieg. Von Sizilien aus drangen sie auf das italienische Festland vor. Damit war auch im Süden der Krieg näher an die deutsche Grenze gerückt.

Am 3. September 1943 kam es zu einem Waffenstillstand zwischen den Westalliierten und dem südlichen Teil Italiens. Letzterer wurde als autonomes Gebiet vom Norden getrennt und schied aus dem Krieg der Alliierten gegen Deutschland aus. An dessen Seite blieb die unter Mussolini gebildete Republik Salo.

Im Morgengrauen des 6. Juni 1944 landeten die westlichen Alliierten in der Normandie und der Bretagne. Die Invasion hatte begonnen. Schon bald zeigte sich, daß sie nicht aufzuhalten war.

Am 22. Juni 1944 war im Mittelabschnitt der Ostfront die befürchtete russische Gegenoffensive angefallen. Die sowjetischen Panzerspitzen erreichten Mitte Juli 1944 bereits die unweit der ostpreussischen Reichsgrenze gelegene Stadt Grodno. Die Katastrophenmeldungen überschlugen sich. Zudem hatten im Januar 1943 Roosevelt und Churchill auf einer Konferenz in Casablanca die „bedingungslose Kapitulation der Wehrmacht“ proklamiert.

## Claus Schenk Graf von Stauffenberg und sein Attentatsversuch vom 20. Juli 1944

Spätestens jetzt wollte man wissen, daß Stauffenberg etwa ab 1942 am deutschen Sieg zu zweifeln begann und sich im Reich eine deutsche Widerstandsgruppe bildete, deren treibende Kraft Claus Schenk Graf von Stauffenberg war. Am 15. November 1907 geboren, hatte er seine Kindheit teilweise im stauffenbergschen Schloß verlebt. Kurz nach dem Bestehen des Abiturs am Stuttgarter Eberhard-Ludwigs-Gymnasium anfangs März 1926 trat er als Fahnenjunker in das Reiterregiment 17 der republikanischen Reichswehr in Bamberg ein. Sein Lebensweg als Offizier begann. Er wurde 1930 Leutnant, 1933 Oberleutnant, heiratete am 26. September 1933 in Bamberg Nina von Lerchenfeld und gehörte, wie alle Soldaten, ab 25. Februar 1934 der nationalsozialistischen Wehrmacht an (Hakenkreuz im Adler auf dem Uniformrock). Anfang 1937 ist Stauffenberg zum Rittmeister befördert worden. Überall, wo er war, trat er vielfach hervor und erhielt beste Beurteilungen. Er sei von Kopf bis Fuß großdeutsch eingestellt.

Im Januar 1940 ist der Rittmeister Stauffenberg zum Hauptmann i. G. (im Generalstab) ernannt worden, wo er in der Operationsabteilung tätig war. Anfangs 1941 wurde er Major i. G. und 1943 Oberstleutnant i. G. Dort hörte er so manches und viele Vorgänge liefen über seinen Tisch, so daß er sich ein genaues Bild machen konnte über die große Lage, die hohen Verluste und ob und wie diese wohl noch ausgeglichen werden könnten. Seine Widerstandsgedanken gingen in eine Staatsstreichplanung über. Ein Zusammentreffen der Russen, Briten und Amerikaner in Berlin und eine Verwüstung Deutschlands müsse verhindert werden. Dann sei zu versuchen, den östlichen



Claus Schenk Graf von Stauffenberg im Sommer 1943 auf Genesungsurlaub in Lautlingen im Kreise seiner Familie.

und den westlichen Feind politisch gegeneinander auszuspielen, um den Krieg zu beenden, der nach menschlichem Ermessen bereits verloren sei.

Stauffenberg war auch fronterfahren. Er hatte an den Feldzügen in Polen und Frankreich teilgenommen und zwei Monate lang als Ia der 10. Panzerdivision in Tunesien den Endkampf in Nordafrika erlebt, bis dort sein Wagen am 7. April 1943 bei einer Absetzbewegung durch die deckungslose Wüste von zahlreichen Jägern beschossen und völlig durchlöchert wurde. Er selbst war schwer verwundet. Das linke Auge, die rechte Hand bis über das Gelenk und die beiden letzten Finger der linken Hand waren zerschmettert. Nach seiner Entlassung aus dem Lazarett in München verbrachte er im Sommer 1943 einen Genesungsurlaub im Kreise seiner Familie in Lautlingen.

Nur kurze Zeit später, nämlich vom 1. Oktober 1943 an, leistete der Oberstleutnant i. G. Stauffenberg Dienst bei General Olbricht im Allgemeinen Heeresamt (AHA) in der Bendlerstraße zu Berlin, wo auch das OKH-Gebäude stand. Am 1. Juli 1944 zum Oberst i. G. befördert, übernahm er dort die Geschäfte des Chefs des Stabes des Ersatzheeres. Stauffenberg saß nun an einer wichtigen zentralen Stelle und konnte seine Konspirationsfäden nach allen Seiten spinnen. Er kannte ohnehin viele Militärs dienstlich oder auch privat. Nun konnte er ihnen befehlen, zu ihm zu kommen, also unauffällig sozusagen, und mit ihnen nach den dienstlichen Dingen auch Umsturzdankenerörterern. Das geschah auch nach Dienstschluß bei abendlichen Spaziergängen oder bei Treffs in den Wohnungen. Da war viel zu besprechen.

Alles mußte genau geregelt sein, wenn der Tag „X“ kommen würde. Es durfte zwar nicht zu viele Mitverschworene geben, aber auch nicht zu wenige. Deshalb wurden sie getrennt voneinander in Kreisen zusammengefaßt. Da gab es

- den militärischen Sektor (etwa 12 Offiziere) sowie zusätzliche Verbindungsoffiziere zu den 18 Wehrkreisen;
- die Gruppe der politischen Beauftragten (etwa 40 bis 50 Personen, mit Dr. Goerdeler);
- die zivile Opposition (mit Wilhelm Leuschner, Dr. Julius Leber usw.);
- sowie andere Kreise.

Die Zahl der in den beabsichtigten Staatsstreich eingeweihten Personen wird auf 170 geschätzt. Bei weitem nicht mit allen hatte Stauffenberg Kontakt, um das Gefahrenmoment möglichst niedrig zu halten. Da waren Sofortmaßnahmen zu treffen, etwa hinsichtlich der Nachrichtenanlagen. Es war auch festzulegen, wer verhaftet werden sollte, z. B. alle Minister, Gauleiter, Kreisleiter, Polizeiführer, Gestapoleiter und andere. Natürlich gab es auch ein personelles Konzept der zukünftigen Reichsregierung, wonach z. B. ein General Fellgiebel Postminister werden sollte. Da von den Fronten nur noch schlechte Nachrichten eintrafen, mußten die Verschwörer bald handeln.

Man hatte sich inzwischen zu einem Attentat auf Hitler entschlossen, doch gab es noch keinen Attentäter. Da Stauffenberg die Zeit davonlief, entschloß er sich, obwohl schwerkriegsbeschädigt, die Tat selbst auszuführen. Da kam gewissermaßen der Zufall zu Hilfe. Hitler befahl Stauffenberg und Generaloberst Fromm zum Vortrag in das Führerhauptquartier „Wolfschanze“ in Ostpreußen. Beide und ein weiterer Offizier flogen dorthin und wieder nach Berlin zurück, weil der Vortrag plötzlich ausfiel. Einige Tage später wurde Stauffenberg erneut in die „Wolfschanze“ bestellt, um dort am 20. Juli 1944 vor Hitler über die beschleunigte Aufstellung neuer „Volksgranadierdivisionen“ zu berichten. Am frühen Morgen dieses Tages startete die Kuriermaschine, eine JU 52, mit Stauffenberg, Generalmajor Stieff und Oberleutnant von Haefen nach Ostpreußen.

Die Besprechung fand im Konferenzraum der Lagerbaracke statt. Sie begann pünktlich um 12.30 Uhr. An ihr nahmen 25 Personen teil. Sie hatten sich um einen großen, massiven Holztisch gruppiert, der auf zwei schweren eichenen Holzsockeln stand. Stauffenberg schob seine Aktentasche mit der geschärften Plastik-Sprengladung unter diesen Tisch, und zwar unbedacht neben einen der genannten Holzsockel. Um 12.35 Uhr verließ Stauffenberg die Besprechung unter einem Vorwand, wobei er absichtlich Mütze und Koppel im Vorraum hängen ließ. Man sollte denken, er käme sofort zurück. Sieben Minuten später zerriß eine starke Detonation die Luft. Aus der Baracke schoß ein dunkler Rauchpilz empor. Trümmer wirbelten durch die Gegend. In diesem Durcheinander konnten Stauffenberg und sein Ordonnanzoffizier von Haefen den bereitgestellten Wagen besteigen und sich zum Flugplatz bringen lassen, wo sie 13.15 Uhr nach Berlin starteten, 15.30 in Rangsdorf landeten und 16.50 Uhr wieder in der Bendlerstraße eintrafen.

Dort ging alles reichlich durcheinander. Stauffenberg sagte, daß er die Explosion in der Baracke gesehen habe, daß Sanitäter gekommen wären und seiner Meinung nach kaum noch jemand am Leben sein könnte. Inzwischen waren die Umsturzmaßnahmen der Verschwörer in Berlin teilweise angelaufen. Dann kam durch ein Blitzgespräch mit Feldmarschall Keitel Klarheit in die Sache. Man erfuhr, daß ein Attentat stattgefunden und es auch Tote und Verletzte gegeben habe. Der Führer lebe, er sei nur unwesentlich verletzt. Einer der Holzsockel unter der Tischplatte habe ihn wohl geschützt. Da richtete sich Stauffenberg vor Generaloberst Fromm auf und sagte, daß er es getan habe. Da war es gegen 17 Uhr. Noch immer waren in der Bendlerstraße die Meinungen darüber geteilt, ob der Führer tot sei oder überlebt habe. Schließlich wurden die Verschwörer im ganzen Gebäude überwältigt.

Inzwischen war auch eine Gruppe des Wachbataillons Berlin eingetroffen. Kurz vor Mitternacht erklärte Generaloberst Fromm, daß ein Standgericht stattgefunden habe und den Oberst i. G. Mertz, den General der Infanterie Olbricht, den Oberst i. G. Claus Schenk Graf von Stauffenberg und den Oberleutnant von Haefen zum Tode verurteilt hätte. 0.15 Uhr fand im Hofe der Bendlerstraße die Exekution statt. Sie wurde von zehn Unteroffizieren des Wachbataillons Berlin durchgeführt. Genau 0.01 Uhr strahlte der Großdeutsche Rundfunk über den Sender Königsberg eine Ansprache Adolf Hitlers aus. Damit sollte insbesondere bewiesen werden, daß dieser unverletzt und gesund sei, obwohl die Bombe nur zwei Meter rechts von ihm krepitiert war. Von Stauffenberg war damals 36 Jahre alt.

Nun verfolgte man die Mitverschwörer und ließ sie, soweit sie sich nicht bedenken halten konnten, verhaften, verhören, vom Volksgerichtshof verurteilen und hinrichten. Einzelheiten zu diesen wenigen Textseiten sind dem Buch „Stauffenberg, Symbol der deutschen

## Beim Postamt Balingen im Laufe der Zeit verwendete Dienststempel bzw. -siegel

Beim Königlich württembergischen Postamt Balingen bis 1918 benützter Dienststempel mit dem königlichen Wappen (Abb. 1).



Abb. 1

In der Zeit der Weimarer Republik (ab 1919) trugen die Dienststempel und Dienstsiegel der Postdienststellen das Posthorn als Sinnbild der Deutschen Reichspost (Abb. 2)



Abb. 2

Bereits 1930 wurde bekanntgegeben, daß beabsichtigt sei, an die Stelle des Posthorns künftig den Reichsadler treten zu lassen. Die Lieferung der Dienststempel und Dienstsiegel dieser Art zog sich jedoch hinaus; sie sind beim Postamt Balingen ab 25. September 1936 verwendet worden: Reichsadler mit Hoheitszeichen (keine Abbildung).

Nach dem Zusammenbruch im Jahre 1945 wurden die Dienststempel und Dienstsiegel erneut geändert. In der französischen Besatzungszone erhielten sie ein von der französischen Militärregierung festgelegtes Posthorn-Emblem und sind beim Postamt Balingen ab 26. September 1947 benutzt worden (Abb. 3)



Abb. 3

Einheit“ von Wolfgang Venohr (430 Seiten, erschienen 1986 bei Ullstein) entnommen.

Im übrigen ist der letzte württembergische Staatspräsident, Eugen Bolz, den die Nationalsozialisten aus dem Amt gejagt haben, vom Volksgerichtshof unter Freisler zum Tode verurteilt und 1944 in Plötzensee hingerichtet worden.



BREM. DEUTSCHEN WIDERSTAND ZUM JAHRSTAG DES 30. JULI 1944/1994

Obere Reihe: Sophie Scholl, Ludwig Beck, Dietrich Bonhoeffer, Alfred Delp; untere Reihe: Karl Friedrich Goerdeler, Wilhelm Leuschner, Helmut Graf von Moltke, Claus Schenk Graf von Stauffenberg.



## Zum Tode von Wilhelm Wik

Im patriarchalischen Alter von 95 Jahren ist am 1. Juli 1994 Wilhelm Wik gestorben. Er gehörte zu den Gründungsmitgliedern unserer Vereinigung und war langjähriges Ausschußmitglied.

Wilhelm Wik, in Zillhausen geboren, war zeitlebens ein erd- und heimatverbundener Mensch. Nach der Seminarzeit war er zuerst Lehrer in Holzmaden, dem Ort mit den weltberühmten Saurierfunden. Dann kam er nach Engstlatt, anschließend nach Balingen, wo er schließlich als Rektor und stellvertretender Schulrat bis zu seiner Einberufung zum Kriegsdienst tätig war.

Wilhelm Wik war ein begeisterter Lehrer, dem die Heimatkunde ein besonderes Anliegen war; für die Lehrer des Bezirks arbeitete er dafür einen fundierten Lehr- und Stoffverteilungsplan aus, mit seinen Schülern zog er oft in die Natur hinaus.

Das Kriegsende bedeutete für Wilhelm Wik einen tiefen persönlichen und beruflichen Einschnitt. Nach bitteren Jahren, in denen ihm die Arbeit in der Schule verschlossen war, konnte er endlich 1949 wieder seinen Lehrerberuf aufnehmen, zuerst in Frommern, dann in Balingen, zuletzt als Konrektor an der neubauten Längenfeldschule. Noch lange nach der Pensionierung half er, in der Zeit des großen Lehrermangels, als Krankheitsstellvertreter aus, so daß er schließlich das seltene 50jährige Dienstjubiläum feiern konnte.

Je älter und reifer Wilhelm Wik wurde, desto mehr sah er in der von ihm geliebten Natur der Heimat das Wirken Gottes – seine Schöpfung offenbarte sich für ihn nicht nur im Wort der Bibel, sondern in jedem Stein, in jedem Blatt, in jedem Tier. Mit Zillhausen, seinem Geburtsort, und seinen Bewohnern fühlte er sich in besonderer Weise verbunden – dort nahm er, solange er es gesundheitlich konnte, an jeder Beerdigung teil.

In den Heimatkundlichen Blättern erschien von Wilhelm Wik eine Reihe von Artikeln als Früchte seiner geschichtlichen Studien; auch eine Anzahl Exkursionen leitete er oder begleitete sie mit geschichtlichen Erklärungen. – Mit Wilhelm Wik ist ein Mann verschieden, der Gottvertrauen, Heimatliebe und Lehrertätigkeit verband und vorlebte. WF

## Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Wilhelm Foth  
Lisztstraße 35, 72336 Balingen

Jürgen Scheff  
Im Raidental 66, 72458 Albstadt

Rudolf Töpfer  
Stingstraße 47, 72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter



# Balingen

Jahrgang 41

31. August 1994

Nr. 8

## (II) Das Postamt Balingen im „Dritten Reich“

3. Folge/6. Folge insgesamt – Vom Kriegsende in Südwestdeutschland, insbesondere im Raum Balingen bis zur Gesamtkapitulation im Mai 1945/Von Rudolf Töpfer, Balingen

Der Krieg ging nun weiter bis zum 9. Mai 1945. Der gesamte Kriegsverlauf vom 1. September 1939 bis zum 9. Mai 1945 kann aus Platzgründen in dieser Abhandlung nicht geschildert werden. Da wir im Südwesten Deutschlands zu Hause sind, dürfte hier jedoch „Das Kriegsende in Südwestdeutschland“ besonders interessieren. Über dieses Thema ist in den Nummern 5 bis 9/1990 der „Heimatkundlichen Blätter Balingen“ eine fünfteilige Abhandlung erschienen, die dort nachgelesen werden kann. Die Truppenbewegungen von damals sind in der abgebildeten Skizze übersichtlich dargestellt.

Wie allgemein bekannt ist, haben hier überwiegend französische Verbände ab 30. März 1945 (Rheinübergang bei Speyer und nördlich Germersheim) bis Ausgangs April 1945 (Erreichen der schweizer und österreichischen Grenze) gekämpft. Sie waren nach Bayern hin an amerikanische Verbände angelehnt.

Nach der Gesamtkapitulation der Deutschen Wehrmacht am 7. Mai in Reims und am 9. Mai in Berlin-Karlsdorf sind die Kampfhandlungen in Europa beendet worden. Im Fernen Osten endete der Zweite Weltkrieg erst am 9. September 1945.

Obwohl die Kriegshandlungen in Südwestdeutschland relativ kurz waren, so seien doch erwähnt:

**Bomben auf Ebingen** seit Juli 1944 bis Februar 1945, sowie die Detonation von 45 Munitionswagen auf dem Bahnhofsgelände Ebingen am 18. 4. 1945, wobei auch das Ebinger Postamtsgebäude schwer beschädigt worden ist;

**insgesamt sechs Luftangriffe auf Balingen** in der Zeit vom 2. März 1944 bis 20. April 1945, letzterer auf die Gegend beim „Hirscheck“.

In beiden Städten mußten einige hundert Menschen ihr Leben lassen, andere wurden verletzt. Aber auch auf Gemeinden in der Nähe fielen Bomben, z. B. in Laufen und in Bisingen. Großangriffe wurden geflogen auf Freudenstadt, Ulm, Pforzheim und Friedrichshafen, wo hohe Zerstörungsgrade erzielt worden sind.

Mit dem Näherkommen der Front wuchs die Furcht vor dem Einmarsch. Es gab nun häufiger Luftalarm. Kohlemangel zwang, die Schulen zu schließen. Viele Betriebe und Fabriken konnten wegen Strommangels nicht mehr weiter arbeiten. Der Post erging es ähnlich. Die beiden letzten Briefmarken des Deutschen Reiches (Michel-Nummer 909 und 910) sind am 20. April 1945 erschienen. Sie waren nur an wenigen Schaltern erhältlich und sind daher recht selten. Zudem hatten die Postschalter nur wenige Stunden am Tage geöffnet.

### Pakete „ewig“ unterwegs

Im Ferndienst waren allgemein nur Postkarten zugelassen. Briefe wurden nur noch im Ortsverkehr und nach verkehrsgünstig gelegenen Nachbarorten befördert. Pakete sind wegen Waggon-Mangels und schlechter Verbindungen oft „ewig“ unterwegs gewesen. Die Bandkraftpostfahrten waren zunächst schrittweise eingeschränkt worden; schließlich fielen sie ganz weg.

Die französischen Verbände erreichten am 20. 4. 1945 Balingen aus Richtung Haigerloch, am 22. 4. 1945 Hechingen aus Richtung Rottenburg, am 24. 4. 1945 Ebingen aus Richtung Bitz.

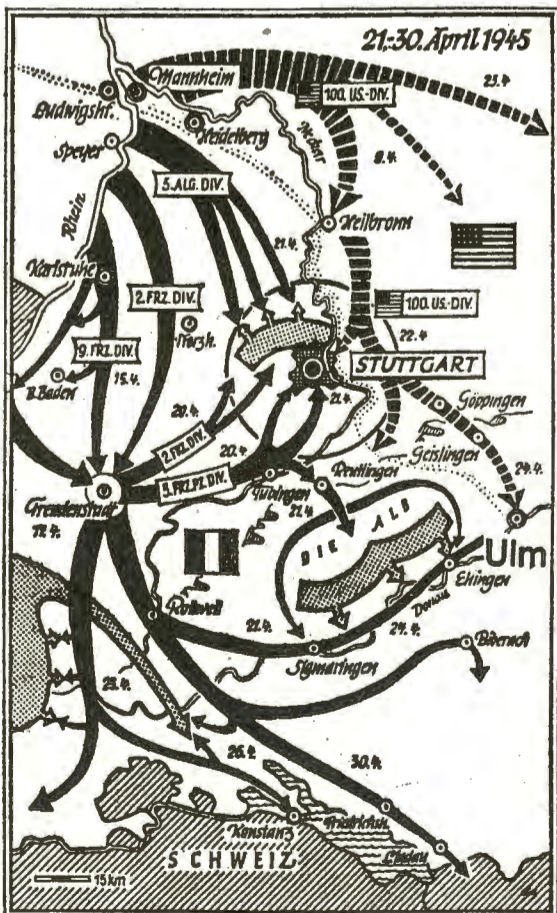
Überall besetzten oder zerstörten sie zuerst die örtlichen Postämter. Diese blieben wochenlang geschlossen. Man kann sagen, daß die Deutsche Reichspost entsprechend der Besetzung des Reichsgebietes durch die von allen

Seiten vorrückenden Feindtruppen ihre Postämter und sonstigen Einrichtungen Zug um Zug hatte aufgeben müssen und auf diese Weise eines langsamen Todes gestorben ist.

Die Kampfhandlungen waren zwar zu Ende, ansonsten aber Deutschland restlos besetzt. Die Alliierten hatten in der Konferenz von Jalta (4. bis 11. Februar 1945) unter anderem auch das deutsche Reichsgebiet in vier Besatzungszonen aufgeteilt.

Viele große Städte glichen einem Trümmerhaufen. Es gab kaum eine Familie, die nicht Verluste an Familienmitgliedern sowie an Hab und Gut zu beklagen gehabt hätte. Die Not war groß und die Zukunft in jeder Beziehung ungewiß. Man fing buchstäblich wieder von vorn an: die „Stunde Null“ war gekommen.

(Fortsetzung nächste Seite)



Die Situation in Südwestdeutschland von Mitte bis Ende April 1945.

### Menschenverluste

<b>Erster Weltkrieg</b>	
Gefallene deutsche Soldaten	1.937.000
Vermißte deutsche Soldaten	1.200.000
Gefallene und vermißte Soldaten der übrigen Welt	7.200.000
Zivilbevölkerung der Welt	500.000
<b>Erster Weltkrieg insgesamt</b>	<b>9.737.000</b>
<b>Zweiter Weltkrieg</b>	
Gefallene deutsche Soldaten (einschl. Österreich)	3.100.000
Vermißte deutsche Soldaten (einschl. Österreich)	1.200.000
Deutsche Zivilbevölkerung	500.000
Durch Vertreibung und Verschleppung starben	2.251.500
Zivilbevölkerung in Österreich	24.300
Deutsche, durch politische, rassische u. religiöse Verfolgung getötet	300.000
<b>Deutsche Verluste insgesamt</b>	<b>7.375.800</b>
Streitkräfte Italiens	313.000
Zivilbevölkerung Italiens	165.700
Streitkräfte der westlichen Alliierten (ohne Vereinigte Staaten)	610.000
Zivilbevölkerung der westlichen Alliierten	690.000
Streitkräfte der ost- und südosteuropäischen Länder (ohne Sowjetunion)	1.000.000
Zivilbevölkerung der ost- und südosteuropäischen Länder (ohne Sowjetunion)	8.010.000
Sowjetische Streitkräfte	13.600.000
Zivilbevölkerung der Sowjetunion	6.700.000
Streitkräfte der Vereinigten Staaten	229.000
Streitkräfte der übrigen Welt, insbesondere Ostasiens	7.600.000
Zivilbevölkerung der übrigen Welt, insbesondere Ostasiens	6.000.000
Vermißte des Zweiten Weltkrieges, soweit als verstorben anzusehen	3.000.000
<b>Menschenverluste im Zweiten Weltkrieg insgesamt</b>	<b>55.293.500</b>
<b>Kriegsbeschädigte des Ersten Weltkrieges</b>	<b>21.100.000</b>
<b>Kriegsbeschädigte des Zweiten Weltkrieges</b>	<b>35.000.000</b>
<b>Über 120 Millionen Menschen bezahlten die beiden großen Kriege unseres Jahrhunderts mit Leben und Gesundheit.</b>	
* Das Zahlenmaterial stammt aus Unterlagen der Deutschen Dienststelle in Berlin, der früheren Wehrmachts-Auskunftsstelle (WAST).	

Die langen und mit immer schrecklicheren Waffen geführten beiden Weltkriege haben sowohl den Siegern als auch den Besiegten an den Fronten und in der Heimat schwere Menschenverluste und großes Leid zugefügt. Während des Zweiten Weltkrieges sind, anders als im Ersten Weltkrieg, keine Verlustangaben veröffentlicht worden. Deshalb ist das Interesse an solchen Zahlen noch immer groß. Sie gehen aus der oben abgebildeten Zusammenstellung hervor.

Im folgenden sind Balingener Poststempel abgebildet – auf 5 Tafeln zusammengestellt. Die Stempel wurden im Juli 1943 abgeschlagen. Sie sind für Philatelisten und Heimatkundler eine Rarität, weil heute in dieser Vollständigkeit nicht mehr beschaffbar.

**Poststempel des Reichspostamts Balingen**

in der Zeit vom 1. 4. 1920 (Zugehörigkeit zur Reichspost) bis 6. 9. 1949 (am 7. 9. 1949 Bildung der „Bundesrepublik Deutschland“ bzw. am 1. 4. 1950 Bildung der „Deutschen Bundespost“)



**Besondere Merkmale**  
Zunächst weitere Verwendung des Einkreisstempels mit einem a und einer Raute (siehe auch Tafel 4).

Dem Verfasser vorliegend  
frühestens      spätestens

17. 6. 07      19. 1. 25



Einkreisstegstempel mit Bögen oben und unten. Um unteren Bogen 3 Sterne.

16. 3. 25      18. 7. 35

**Anm.:** Vom 26. 11. 27 liegt Stempelabdruck mit Zeitangabe 14–15 vor, d. h. hier erstmals 24-Std.-Zeit im Stempeltext (offenbar wurden damals nur die Stundenangaben ausgetauscht)

Monatsangabe in Ziffern.



Einkreisstempel mit einem a und einem fünfzackigen Stern.

28. 4. 27      9. 7. 29



Sonderstempel in der Briefabfertigung, damals auch Werbe-Tagesstempel bzw. Reklamestempel genannt.

19. 7. 37      16. 2. 46 (mindestens)



Beim Postamt Balingen ist am 1. Nov. 1929 die Landkraftpost eingeführt und eine Landpoststelle eingerichtet worden; letztere führte den abgebildeten Stempel.

5. 3. 31      9. 4. 34

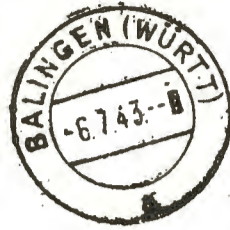


Die am Kurs liegenden Poststellen erhielten Hand-Gummi-Nebenstempel, deren Form und Text im Laufe der Jahre mehrfach geändert worden sind.

5. 3. 31      Wegfall Ende 1963, weil die Poststellen damals Stahlstempel mit Postleitzahl erhielten (hier: 7461).

Am 6. 7. 1943 hat das Postamt Balingen eine Liste aller damals hier verwendeten Poststempel angelegt und darin auch die Verwendungsstellen benannt. Aus dieser Liste ist leider nicht erkennbar, wann die einzelnen Stempel erstmals benutzt worden sind. Das war vermutlich schon jahrelang der Fall, da in jenen Kriegsjahren neue Stempel begrifflicherweise nur in besonderen Fällen zu erhalten waren.

Am genannten Stichtag waren vorhanden:



Sämtlich Zweikreisstempel mit Steg und der Mitte 1935 eingeführten Ortsbezeichnung „BALINGEN (WÜRTT)“.

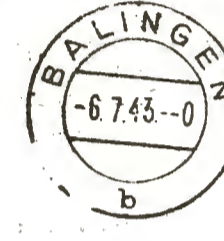
Kennziffer a: Annahmestempel am Paketschalter.

Kennziffer c: Tagesstempel der Briefabfertigung.

Kennziffer d: Tagesstempel der Landabfertigung.

Ohne Text: Feldpoststempel.

Der Tagesstempel der Briefabfertigung wurde benutzt ab 20. 7. 35 bis 1950.



li: Annahmestempel Schalter I

re: Annahmestempel Schalter III

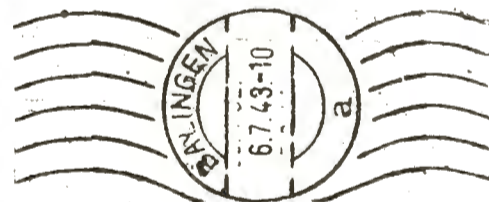
li: Annahmestempel Schalter II (lief schon 1909)

re: Tagesstempel in der Paketabfertigung



**BALINGEN**

Ortsstempel in der Briefabfertigung

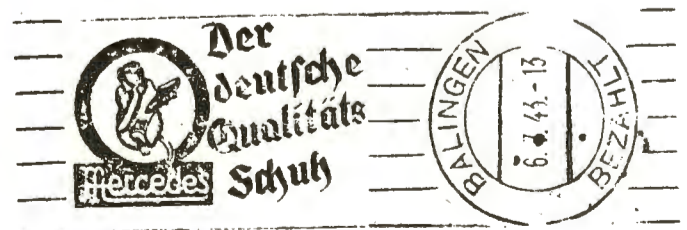


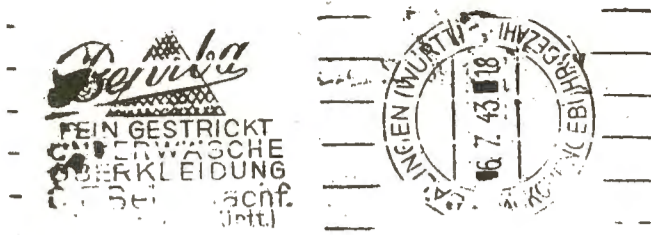
Handrollstempel in der Briefabfertigung Kennbuchstabe a



Handrollstempel am Paketschalter Kennbuchstabe b BALINGEN mit Zusatz (WÜRTT)

Freistempel der Post für Selbstbücher mit Firmenwerbung (hier: Mercedes Schuhfabriken). Im Tagesstempel „BEZAHLT“. Handrollstempel. Stempelfarbe: rot. Dieser Stempel ist ab 11. 3. 35 verwendet worden.





Desgl. Fa. C. F. Behr Nachf. Im Tagesstempel „Päckchengebühr bezahlt“. Handrollstempel. Stempelfarbe: rot.



Tagesstempel Selbstbucher Stempelfarbe rot

Ende der Stempelliste vom 6. 7. 1943

Anmerkung 1:

Einer Weisung vom 6. 6. 1944 zufolge sollten in die Poststempel nach und nach die entsprechenden Leitgebiettszahlen aufgenommen werden, so für Württemberg die (14) bzw. nach Kriegsende 1945 für das französisch besetzte Südwürttemberg die (14b). Was den Postamtsbereich Balingen betrifft, so liegen dem Verfasser bisher nur vor:

- a) die Hand-Gummi-Nebenstempel (14) Tieringen vom 9. 4. 45 (14b) Ratshausen vom 23. 3. 48
b) der Stahl-Tagesstempel (14b) Obernheim (Württ) vom 13. 3. 48.

Diese Angaben beziehen sich auf die Zeit bis zum 6. 9. 1949

Anmerkung 2:

Nach Kriegsende im Mai 1945 bestand Markenmangel, da die Marken der zurückliegenden Zeit nicht mehr benutzt werden durften und neue Marken oft nur verspätet und spärlich geliefert werden konnten. Man mußte daher zu Notmaßnahmen greifen, so auch zur sogenannten Barfreimachung (ADA V, 2 § 60 V).

Beim Postamt Balingen sind damals zu diesem Zwecke Gebührenstempel aus Gummi in Kastenform verschiedener Größe mit gedruckter bzw. handschriftlicher Portoangabe verwendet worden und zwar mindestens ab ausgangs 1945 bis ausgangs 1947 (siehe Abbildungen). Stempelfarbe: rot.



Om Abf

Nachtrag: Weitere hier verwendete Stempel:

Postanweisungsnumerierstempel.

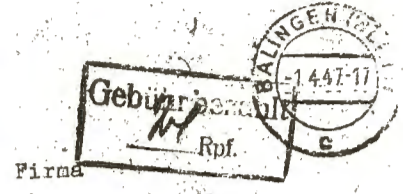
10217 6 6713

a 39 Balingen



Nachnahmestempel

Bf. Abf.



Firma

Päckchenstempel

BALINGEN



rot

Nachgebührstempel

Wertabfertigung

Schädeloperation vor 200 Jahren

Von Alfred Munz / Albstadt

In den Heimatkundlichen Blättern vom 31. Dezember 1992 habe ich über „Wassermangel und der Bau von Pferdewägen im Jahr 1766“ geschrieben. Die Information stammte aus der Bibel eines Johannes Schneider, Feldmesser in Onstmettingen, und war ein Teil der familiären Einträge auf den leeren Vorblättern. In derselben Bibel sind weitere Begebenheiten festgehalten, darunter der von einer Schädeloperation, geschrieben von einem Michael Schneider, vermutlich dem Sohn dieses Johannes Schneider. Er berichtet von einem schweren Unfall seines Sohnes, der in heutiger Sprache folgendermaßen lautet:

„Anno 1801, den 15. Februar, hat Balthes Stierlen den Friedrich Schneider als mein Sohn, der 13 Jahre alt war, beim Rathausbrunnen auf ein dreijähriges Pferd gesetzt. Weil aber der Friedrich nicht hat hinaufsitzen wollen, er möchte unglücklich werden, hat ihn der Balthes überredet. Ach nein! Da sprang das Pferd vom Brunnen hinweg durch die Gasse hin bis zum Pfarrbrunnen, kehrte mit dem Buben um und sprang bis zu des Balthes Stierlin Haus, wo Johannes Bosch, Schmied, seine Schmiedbrücke [ein Gestell zum Beschlagen schwieriger Pferde] hatte.

Dort schwenkte das Pferd, der Frieder stürzte hinaus und mit dem Kopf an die Schmiedbrückensäule, so daß er in Ohnmacht lag. Die Bas aber sprang ihm zu Hilf. Man brachte ihn in die Stube und holte den Barbier Alber und untersuchte den Kopf des Buben. Da war das Hirn [die Hirnschale] ganz eingebrochen und die rechte Hand auseinander. Da sagte der Alber: 'Ich nehm' den Buben nicht allein über mich. Da muß gestorben sein. Es ist unmöglich, daß man den errettet.'

Man ging in der Nacht zum Doktor und berichtete ihm von der Sache. Er kam aber des morgens früh zu ihm. Er untersuchte ihn. Er sagte, er wolle ihn angreifen [behandeln], aber er mußte beherzte Männer haben, ihn festzuhalten. Da schnitt er ihm das Haar und die Haut weg. Da bohrte er in das Hirn hinein und brachte einen Knochen heraus. Er aber langte

mit einem Instrument unter die Hirnschale hinunter und brachte neue Knochenstücke heraus. Da war das Hirnbein herausgebrochen, 2 Zoll in der Höhe, 2 Zoll in die Breite [2 Zoll sind etwa 5 Zentimeter!]. Da hat man völlig in den Kopf hineingesehen und das Hirn sehen wollen.

Der Bub war aber allzeit Gott Lob bei gutem Verstand. Da waren aber der Doktor und der Alber sehr fleißig. Der Doktor aber machte ihm 8 Reißen [Stiche? Klammern?] und sah, daß er dem Alber voll vertrauen darf [übergab den Buben also dem Alber zur weiteren Behandlung und Pflege]. Da mußte ich ihm bezahlen für 8 Reißen 32 Gulden Lohn, für die Zeche in der Sonne [Gasthaus zur Sonne] 21 Gulden, die aber der Vetter übernahm. Und hatte den Buben sieben Wochen im Haus [gemeint ist wohl: im Bett]. Die Kur [Genesung] hat gedauert bis an den Auferstehungstag [Ostern], und der Kopf ist noch oben offen gewesen bis an den Heiligen Christtag anno 1804, doch muß man den Buben noch allzeit in acht nehmen.“

Das ist die Eintragung, die Michael Schneider in seiner Familienbibel hinterlassen hat. Für einen Arzt dürften sich aus dem Bericht allerlei Fragen ergeben. Für den Laien ist es erstaunlich, wie hier ohne Narkose und ohne Krankenhaus eine Schädeloperation vorgenommen wurde, die offensichtlich erfolgreich war, auch wenn der Junge sicher zeitlebens sehr vorsichtig sein mußte. Und ob er wetter-

fühlig war, oft Kopfschmerzen hatte oder sonst beeinträchtigt war, erfahren wir ja nicht. Interessant ist auch, wie die Kosten- und Entschädigungsfrage geregelt wurde. Es bleibt unklar, ob der Vetter als der Schuldige, der dem Buben zu einem Erlebnis verhelfen wollte, die gesamten Kosten übernahm oder nur die „Zeche“, also wohl das Essen für die Beteiligten. Die Zeche erscheint allerdings sehr hoch. Möglich ist, daß die Operation im Wirtshaus vorgenommen wurde, weil dort mehr Raum und Tische zur Verfügung standen und deshalb höhere Kosten anfielen.

Wir Heutigen können uns die Behandlung eines schweren Unfalls ohne Krankenhaus mit Operationssaal, Apparaten und geschultem Personal nicht mehr vorstellen, schon gar nicht eine Schädeloperation, heute Trepanation genannt. Und doch haben Forscher an Schädeln festgestellt, daß es schon in der Steinzeit Operationen gegeben hat und vorgeschichtliche Medizinmänner mit Hilfe eines Feuersteinmessers Schädelöffnungen vorgenommen haben. Besonders erstaunlich aber sei die große Überlebenschance der Patienten gewesen: Fachleute schätzen sie aufgrund der Funde auf etwa 70 Prozent.

Den Erfolg solcher Eingriffe zeigt zum Beispiel das Skelett eines Mannes aus der Jungsteinzeit, das kürzlich bei Kitzingen in Unterfranken gefunden wurde. Aufgrund der vernarbten Knochenränder ist sich Dr. Schröter von der Anthropologischen Staatssammlung München sicher, daß der Mann aus der Jungsteinzeit nach der Operation noch jahrelang gelebt hat. Bis heute wurden in Deutschland aus der Frühzeit rund zweihundert trepanierte Schädel gefunden.

Nun, auch unser Friedrich Schneider hat überlebt. Näheres über sein weiteres Ergehen und seinen Lebenslauf ist allerdings nicht erforscht.

# Die Feldgrille (*Gryllus campestris*)

Von Klaus Gollmer, Naturschutzbund Deutschland e. V., Ortsgruppe Balingen

Unter den bei uns vorkommenden Grillen gibt es insgesamt sieben Arten: Feldgrille, Heimchen, Östliche Feldgrille, Waldgrille, Sumpfgrippe, Ameisengrippe und Weinbähnchen. Die Feldgrille ist im Frühjahr als erste Heuschreckenart durch ihr Zirpen zu erkennen. Sie soll in diesem Artikel als typischer Vertreter unserer Landschaft vorgestellt werden.

Die Feldgrille besitzt wie alle Grillenarten den typischen walzenförmigen Körper. Dieser ist schwarz gefärbt, die Hinterschenkel sind unten rot und die Flügel sind bräunlich mit einer gelben Basis und auffallend skulpturiert. Eine Verwechslung mit anderen Heuschreckenarten ist auf Grund ihres eindeutigen Aussehens auch durch den Laien nicht möglich. Sie erreicht 20 bis 26 mm Körperlänge. Die Reifezeit reicht etwa von Mai bis Juli, bisweilen auch August.

Die Feldgrille kommt von Nordafrika bis ins nördliche Mitteleuropa vor. In Nordeuropa fehlt sie. In Norddeutschland ist die Feldgrille fast völlig ausgestorben. Im Süden der Bundesrepublik ist sie noch vielerorts häufig, aber auch hier sind ihre Bestände regional z. B. in Rheinland-Pfalz stark rückläufig. In Baden-Württemberg sind über 1000 m keine Vorkommen mehr zu finden. Die meisten liegen im Bereich zwischen 200 – 800 m ü. NN. In fast ganz Baden-Württemberg gibt es von *Gryllus campestris* besiedelte Flächen. Nur der Schwarzwald und Oberschwaben/Allgäu werden gemieden. Kaum noch besiedelt werden Stadtlandschaften wie z. B. der Großraum Stuttgart. Regelmäßig sind die Tiere auf Wacholderheiden der Schwäbischen Alb anzutreffen.

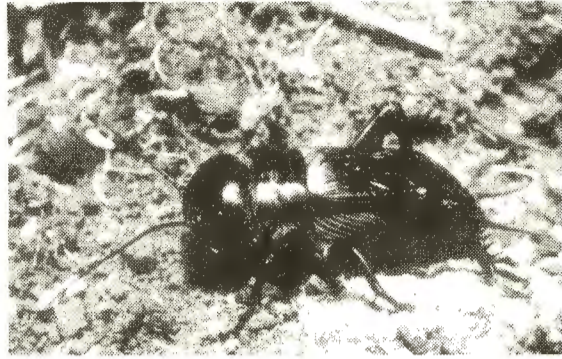
In Balingen kann sie noch vielerorts insbesondere an sonnigen Tagen angetroffen werden. Hierbei werden besonders gerne trockene, dünn bewachsene Hänge besiedelt. Da es in diesem Jahr im Frühsommer allerdings sehr regnerisch und öfters auch kühl war, konnten die Tiere bis dahin nur gelegentlich gehört werden. Die Aktivität bei allen Heuschreckenarten hängt nämlich u. a. von der Umgebungstemperatur ab. Sie steigt mit zunehmender und sinkt bei fallender Temperatur. In Laborversuchen wurde als Vorzugstemperaturbereich bei erwachsenen Tieren 30 bis 35° C und für die im Hochsommer lebenden Larven ein Bereich von 33 bis 37° C ermittelt.

## Habitatsansprüche, Lebensweise

Die Feldgrille ist eine im Erdreich lebende wärmeliebende Art. Sie lebt auf Wiesen, Trockenrasen, Halbtrockenrasen, Heiden, an trockenen Waldrändern und verschiedenen Ruderalstandorten mit niedriger schütterer Vegetation. Besonders gerne werden Böschungen und Hanglagen besiedelt. Hier spielt offensichtlich die Sonneneinstrahlung eine wesentliche Rolle. Deshalb findet man sie häufig auf schafbeweideten Wacholderheiden, an Hängen mit Rutschungen oder an sonstigen Stellen mit blankem Boden. Sie meidet nasses Gelände.

Die erwachsenen Tiere leben in selbstgegrabenen Erdhöhlen, die etwa 20 cm schräg hinabführen. Diese Erdhöhle ist meistens mit einem Vorhof versehen, welcher als Gesangstribüne oder auch als Kampf benutzt wird. Die Männchen haben ein ausgesprochenes Revierverhalten. Es kommt zu Rivalenkämpfen, bei denen der Schwächere auch getötet werden kann. Die Kämpfe finden immer vor dem Loch und nicht in diesem statt. Die Feldgrillen ernähren sich von Gräsern, diversen Kräutern und auch Insekten.

Die Männchen stridulieren (singen) meist vor den selbst gegrabenen Wohnröhren. Sie sind bis zu 50 m weit hörbar und singen bei warmem Wetter bis tief in die Nacht. Hierbei werden die beiden Flügel leicht angehoben und der rechte Flügel über den linken gestrichen. Das Geräusch entsteht dadurch, daß eine Schrille-



ste mit Querrippen, welche sich auf der Unterseite des oberen Flügel befindet, über eine Schrillkante am unteren Flügel gerieben wird. Durch zwei große membran Flächen (Harfe und Spiegel) wird der Ton verstärkt. Der Ruf klingt etwa wie „zri“ und wird unermüdlich in schneller Folge vorgetragen. Mit diesen Lautäußerungen sollen Weibchen angelockt werden. Bei der Werbung vor dem Weibchen äußert das Männchen spezielle ganz zarte Töne, die nur aus nächster Nähe hörbar sind.

Ungefähr acht Tage nach der Paarung legt das Weibchen etwa 20 bis 40 Eier in der selbst gegrabenen Röhre ab. Nach zwei bis drei Wochen schlüpfen die Larven. Eine Brutpflege wie bei der Maulwurfsgrille (*Gryllotalpa gryllotalpa*) scheint nicht vorzukommen. Das Weibchen geht mehrere Paarungen ein und dazwischen werden immer wieder Eier gelegt, wodurch sich deren Anzahl beträchtlich erhöht. Da die Eier somit in Schüben nach und nach gelegt werden, sind die Larven in verschiedenen Entwicklungsstadien.

Sie leben anfangs gesellig unter Steinen und Erdschollen. Es handelt sich um eine lockere Freß- und Wohngemeinschaft. Im Herbst gräbt sich dann jede ihren eigenen Gang. Die Tiere überwintern im vorletzten oder letzten von insgesamt elf Larvenstadien. Während des Winters sind ihre Stoffwechselfvorgänge extrem stark reduziert. Ab April erscheinen die Tiere wieder an der Erdoberfläche. Sobald nach der letzten Häutung die Flügeldecken erhärtet sind, beginnen die Männchen zu stridulieren. Sie sind somit die ersten Heuschrecken des Jahres, die zu singen beginnen.

In der Roten Liste der gefährdeten Tiere und Pflanzen der Bundesrepublik Deutschland wird die Feldgrille als gefährdet eingestuft. Solange noch genügend extensiv bewirtschaftete Böschungen und Halbtrockenrasen sowie schafbeweidete Wacholderheiden vorhanden sind, ist die Feldgrille in Baden-Württemberg allerdings noch nicht gefährdet. Da auch sehr häufig Straßenböschungen besiedelt werden, kann durch extensive Bewirtschaftung und entsprechende Pflege (kein Saugmäher, sondern Balkenmäher mit Entfernung des Mähguts) der Lebensraum ausgedehnt werden.

Dies kann auf den Bereich um Balingen übertragen werden. Da wir hier eine sehr hügelige Landschaft haben, welche mit landwirtschaftlichen Geräten überhaupt nicht oder nur sehr schwer zu bearbeiten ist, hat sich die Feldgrille bei uns noch recht gut gehalten. Es bleibt zu hoffen, daß wir diesen Frühlingsboten auch noch weiterhin zu unserer aller Freude hören und beobachten können.

## Wie kann man die Feldgrille beobachten

Möchte man die Feldgrille beobachten, so muß man sie am besten an einem warmen Tag

suchen und reichlich Geduld und Zeit mitbringen. Der erste Kontakt wird über die Lautäußerungen aufgenommen. Man sucht sich einen dünn bewachsenen trockenen Hang und versucht sie zu hören. Ist dies erfolgreich, so muß man sich vorsichtig in die Richtung des Sängers begeben und den Boden absuchen. Es muß allerdings darauf hingewiesen werden, daß das Abschätzen von Entfernungen über die Lautstärke des Gesangs äußerst schwierig ist. Die Feldgrille sitzt dann normalerweise im Vorhof ihrer Wohnröhre und zirpt. Diese ist erkenntlich durch einen etwa fingerdicken Eingang mit einem wenig bewachsenen Vorhof. Hat einen die Feldgrille erkannt und ist dann im Erdreich verschwunden, so setzt man sich neben den Eingang der Wohnröhre und wartet, bis das Tier wieder an die Erdoberfläche kommt. Beim Beobachten muß man sich allerdings vollkommen bewegungslos verhalten, da die Feldgrille bei Bewegung sofort wieder verschwindet. Leise sprechen scheint sie allerdings nicht zu stören. Probieren Sie es mal aus. Sie werden ein unvergessenes Naturschauspiel erleben.

Für Zeitgenossen ohne Zeit und Geduld empfiehlt sich die Kitzelmethode. Man fährt mit einem Grashalm in die Röhre und dreht ihn nun, bis die Grille wütend den Bau verläßt (wer möchte schon gerne, daß in seiner Wohnung herumgestochert wird?). Mit dieser Methode läßt sich allerdings das Gesangsverhalten nicht beobachten, da das Tier immer wieder versuchen wird, in die Wohnröhre zurückzulaufen, sobald der Weg frei ist.

Wer sich mit dem Thema Heuschrecken intensiver beschäftigen möchte, für den empfehle ich das Buch Nr. 2 der nachfolgenden Quellen- und Literaturhinweise. Diese wurde allerdings im Natur Verlag neu aufgelegt. Ansonsten bietet der Naturschutzbund Deutschland, Ortsgruppe Balingen, am 28. August eine Heuschreckenbestimmungsführung in Zillhausen an.

## Quellen und Literaturhinweise:

1. Detzel Peter (1991): Ökofaunistische Analyse der Heuschreckenfauna Baden-Württembergs (Orthoptera), Dissertation zur Erlangung des Grades eines Doktors der Naturwissenschaften der Fakultät für Biologie der Eberhard-Karls-Universität Tübingen – Universität Tübingen.
2. Bellmann Heiko (1985): Naturführer Heuschrecken. Neumann-Neudamm Verlag, Melsungen.
3. Detzel Peter (1993): Heuschrecken und ihre Verbreitung in Baden-Württemberg. Arbeitsblätter zum Naturschutz. Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg, Heft Nr. 19.
4. Michael Wallaschek (1991): Zur Larvenentwicklung von *Gryllus campestris* L. 1758. Articulat der Deutschen Gesellschaft für Orthopterologie e. V. (DGfO).
5. Bellmann Heiko (1993): CD – Die Stimmen der einheimischen Heuschrecken. Natur Buch Verlag, Augsburg.
6. Gollmer Klaus (1990): Unsere heimischen Heuschrecken. Heimatkundliche Blätter Nr. 9. ZOLLERN-ALB-KURIER, Balingen.

## Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Klaus Gollmer, Anhauser Straße 17  
72336 Balingen-Ostdorf

Alfred Munz, Grünwaldstraße 35  
72461 Albstadt-Onstmettingen

Rudolf Töpfer, Stingstraße 47  
72336 Balingen

## Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

**Vorsitzender:** Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

**Geschäftsführung:** Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

**Redaktion:** Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



# Heimatkundliche Blätter

## Balingen

Jahrgang 41

30. September 1994

Nr. 9

### (III) Das Postamt Balingen während der Besatzungszeit bis zum Entstehen der Bundesrepublik Deutschland (1945–1950)

1. Folge/(7. Folge insgesamt)/Von Rudolf Töpfer

Nach Kriegsende 1945 bestand das besetzte Deutsche Reich aus vier Besatzungszonen. Freilich mußte sich das erst arrangieren. Im Verlaufe der Kampfhandlungen waren alliierte Truppen über die vorgesehene Demarkationslinie vorgestoßen, andere hatten sie nicht erreicht (Skizze). Oft steckten da auch Absichten dahinter, weil es schließlich „um die Verteilung des Kuchens“ ging. Groß-Berlin wurde von allen vier Siegermächten besetzt.

Über Demarkationslinien, Besatzungszonen, Passierscheine, Evakuierte, Vertriebene, Lebensmittelkarten usw. nach Kriegsende 1945

Der Verlauf der Besatzungsgrenze in Süd-Württemberg ist auf der abgebildeten Skizze dargestellt. Die Reichsautobahn Karlsruhe – Stuttgart – Ulm verlief längs der Zonen-grenze auf amerikanisch besetztem Gebiet. Sie war eine wichtige Nachschublinie der Amerikaner. Die bereits am 21. April 1945 in Stuttgart eingedrungenen Franzosen räumten Stuttgart schließlich im Juni 1945 und zogen sich auch hinter die genannte Autobahn zurück, jedoch widerwillig.

Die Deutschen mußten nun in den Besatzungszonen leben mit deren Umständlichkeiten, strengen Reglementierungen, Sperrstunden, Gepäck- und Passierscheinkontrollen usw. Außerdem war alles in Bewegung. Die etwa aus dem Rheinland mit ihren Kindern in das Allgäu evakuierten Frauen wurden zurücktransportiert. Andere trafen als Flüchtlinge oder Heimatvertriebene einzeln, mit Treck oder per Bahntransport ein. Sie sind entweder sofort den in Betracht kommenden Ortschaften zugeteilt oder zunächst in Lagern untergebracht worden – wie hier in Balingen.

Da kamen dann die Dorfbürgermeister und holten sie familienweise je nach Bedarf ab, etwa eine Familie, deren Ehemann Schneider ist. Alle waren ja Esser und davon wollte keiner zu viele, denn was in der französischen Zone erzeugt wurde, diente auch der Ernährung der französischen Soldaten im Lande und im französischen Sektor von Berlin. Daher wurde aus anderen Zonen hier nur aufgenommen, wer dafür gute Gründe hatte und einen hier wegziehenden Tauschpartner benennen konnte.



Die Vertreibung – das Gedenken, postalisch



Die kriegsgefangenen Deutschen befanden sich hinter Stacheldraht; sie kampierten meist in Zelten auf einer Wiese mit Bach. Es wurden immer mehr. Man sah sich gezwungen, sie entweder zu entlassen oder in die alliierten Länder zu bringen zwecks Wiederaufbau dort, Mithilfe in der Landwirtschaft, Beseitigung von Minen am Westwall oder an den Meeresküsten usw.

Wer hierbleiben konnte, ging hamstern, tauschen, kaufte „schwarz“, sägte und hackte ihm zugeteiltes Brennholz im Gemeinewald. Lebensmittelkarten bekam nur, wer arbeitete. Zudem mußte er schon auch etwas Geld haben, denn schließlich gab es diese Lebensmittel nicht umsonst. Im übrigen hat es je Person eine besondere Karte für alle möglichen Dinge gegeben, so für Eier, Fett, Zucker, Fleisch und Wurst, Brot, Obst, Gemüse, Speisekartoffeln, Nahrungsmittel, Milch und Käse, aber auch für



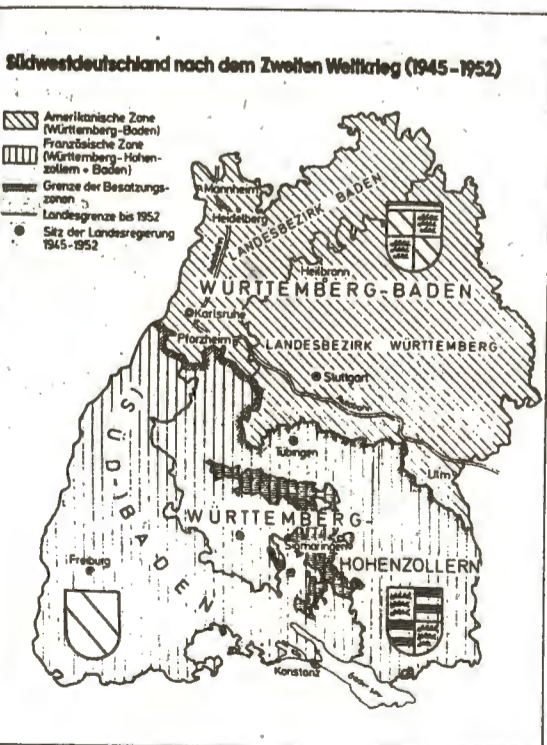
Seife, Kleider, Schuhreparaturen und dann natürlich speziell ausgestellte Bezugsscheine. Man hatte zwar eine Handvoll Karten, wußte aber nicht, wann und ob diese zur Ausgabe aufgerufen würden. – Die letzten Karten verschwanden anfangs 1950, da nach der Währungsreform 1948 auf eine Bewirtschaftung durch den Staat Zug um Zug verzichtet werden konnte. Allgemein wurden die Jahre 1946/47 als Hungerjahre bezeichnet.

#### Gesetz Nr. 76 der Militärregierung Deutschland

Durch Gesetz 76 der Militärregierung Deutschland/Kontrollgebiet des Obersten Befehlshabers vom Mai 1945 war „die vorübergehende Einstellung jedes Fernsprech-, Fernschreib-, Telegraphen- und Funkdienstes im Inlands-, Auslands- und Durchgangsverkehr, ferner jedes Postdienstes im Inlands-, Auslands- und Durchgangsverkehr“ angeordnet worden. Alle Postdienststellen blieben geschlossen. Daher soll es Briefkasten gegeben haben voller Briefe, die kurz vor dem Einmarsch der Alliierten eingeworfen worden waren, weil auch die Briefkasten nicht mehr geleert werden durften.

#### Barfreimachung von Postsendungen

Nach der Besetzung Südwestdeutschlands ausgangs April 1945 dürften auch hier die Briefmarken des Dritten Reiches nicht mehr verwendet werden; außerdem standen neue Briefmarken noch nicht zur Verfügung. Als der



zunächst ganz eingestellter Postverkehr langsam wieder in Gang kam, mußte bei zwingendem Bedürfnis in allen Zonengebieten auf die Barfreimachung bzw. teilweise Barfreimachung als Notmaßnahme zurückgegriffen werden. Dieses Verfahren war nach der Allgemeinen Dienstanzweisung V,2 § 60 und § 6 zulässig und noch aus den Inflationsjahren bekannt.

Danach mußte auf an Postschaltern eingelieferten Sendungen vermerkt werden, daß und wo von den Absendern die jeweils fälligen Gebühren in bar erhoben worden sind. – Bei Sendungen in das Ausland sollten auch die Vermerke „Taxe perçue“ oder „Taxe payé“ angebracht werden. Im übrigen konnte es statt „Gebühr bezahlt“ auch „Gebühr verrechnet“ heißen, was zutreffender war. Manche Barfreimachungs-Stempel enthielten im Stempeltext auch Ortsangabe, Tag und Uhrzeit. Besser ist es, sich die sogenannten Barfreimachungs-Nebenstempel in Abbildungen anzusehen.

Die Barfreimachung konnte ersichtlich gemacht werden:

- a) durch handschriftlichen Vermerk oder
- b) durch Stempelabdruck. Dazu wurden sogenannte Gebühren-Nebenstempel aus Gummi oder Metall benutzt, auch war rote Stempelfarbe vorgeschrieben (so man sie hatte!).

Es hat mehrere Stempelformen gegeben, etwa



**Das Potsdamer Abkommen vom 2. August 1945**

Am 17. Juli 1945 kam es zur Konferenz der Sieger des Zweiten Weltkriegs, der sogenannten „großen Drei“: Churchill, Truman und Stalin. Die Konferenz fand im Potsdamer Schloß Cecilienhof statt. Sie dauerte bis zum 2. August



Konferenzsaal im Potsdamer Schloß Cecilienhof.

1945 und endete mit dem sogenannten „Potsdamer Abkommen“. Formell war an der deutschen Einheit festgehalten worden, doch hatte jede Besatzungsmacht in ihrer Zone freie Hand. Der von den Russen gewünschten großen Vertreibung der Deutschen von Ost nach West wurde zugestimmt; allein die endgültige Festlegung der Oder-Neiße-Linie als polnische Westgrenze sollte Sache eines Friedensvertrages zwischen den Siegern und Besiegten sein. Am 6. Juli 1950 anerkannte die DDR ohne Auftrag und Mandat mit einem in Görlitz abgeschlossenen Vertrag die „Oder-Neiße-Linie“ als die Staatsgrenze zwischen Deutschland und Polen.

**Die ersten Postwertzeichen in den Besatzungszonen**

Nach dem 17. Dezember 1945 sind für die französische Zone einschließlich des Saarlandes besondere Briefmarken mit der Inschrift „Zone française“ ausgegeben worden. Sie zeigten Länderwappen, sahen gut aus und waren in der Staatsdruckerei Paris auf ordentlichem Papier vierfarbig gedruckt worden. Das verdeutlicht auch der nachstehend abgebildete Brief, der am 7. 2. 1947 in Ebingen eingeliefert worden ist.

Wenn auch in der zweiten Dezemberhälfte 1945 die ersten neuen Marken für die französische Besatzungszone geliefert wurden, so traten doch immer wieder Engpässe auf (zu geringe Lieferungen, fehlende Werte usw.), weshalb auch weiterhin von der Barfreimachung Gebrauch gemacht werden mußte. Damit hatte es allerdings im Laufe des Jahres 1949 ein Ende. Die Barfreimachungsstempel waren aus dem Verkehr zu ziehen, so im Oberpostdirektions-Bezirk Freiburg mit Ablauf Juni 1949. Damit fiel eine Menge Arbeit weg. Diese Stempel mußten nämlich bei Nichtbenutzung unter Verschluss bzw. ständiger Aufsicht gehalten werden. Auch bestand die Gefahr des Stempelmißbrauchs (Gebühr kassiert, aber nicht zur Postkasse gegeben usw.).



Ab Mai 1947 ist die Serie „Zone française“ durch vier Ausgaben für die Länder Baden, Württemberg, Rheinland-Pfalz und Saarland abgelöst worden. Zur Veranschaulichung sind zwei Württemberg-Marken hierneben abgebildet.



Zwingend vorgeschrieben war seit Ende 1948 die zusätzliche Verwendung der Steuermarken „2 Pf Notopfer Berlin“. An Stelle dieser Steuermarken mußten in Württemberg zeitweise solche mit dem Aufdruck „2 Pf Wohnungsbauabgabe“ aufgeklebt werden. Die Sondermarken der französischen Zone galten im ganzen Bundesgebiet bis 31. März 1950/am 1. 4. 1950 trat die Deutsche Bundespost ins Leben.

Die Amerikaner und die Briten haben in den von ihnen besetzten Gebieten AMPOST-Marken ausgegeben. Die ersten Marken dieser Art sind bereits 1943/44 in der Staatsdruckerei Washington gedruckt und dann von den Ame-

rikanern vorsorglich mitgebracht worden. Man hat sie erstmals am 13. März 1945 im Raum Aachen ausgegeben, also zwei Monate vor Kriegsende. AMPOST bedeutet Allied Military Postage.



In der amerikanischen, britischen und sowjetischen Besatzungszone hat es Gemeinschaftsausgaben gegeben (Einheitsausgaben laut Kontrollratsbeschuß), so die 1. Kontrollratsausgabe (sogenannte Zifferserie) und die 2. Kontrollratsausgabe (sogenannte Arbeiterserie), siehe Abbildung. Die Marken trugen die Benennung „Deutsche Post“. – Die französische Besatzungsmacht erkannte die Kontrollratsausgaben nicht an. Sendungen aus den anderen Besatzungszonen in die französische Besatzungszone konnten jedoch mit Marken der Kontrollratsausgaben frankiert sein.

Groß-Berlin als Stadt unter Viermächtestatut hatte bis zur Trennung in einen West- und einen Ostteil eigene Postwertzeichen, auch bekannt unter dem Namen „Bärenpost“.

Die Postwertzeichen der sowjetischen Besatzungszone trugen als Aufschrift die Namen von Provinzen. So kurz nach Kriegsende waren diese Marken mangelhaft gezähnt, auf schlechtem Papier gedruckt und oft sogar ohne Leim herausgegeben worden.

**Ein ganz lokaler Rückblick noch:**

Im übrigen stand seit 1933 der Postamtmann Wilhelm Jetter dem Postamt Balingen vor, was er vorbildlich, umsichtig und mit menschlicher Wärme tat. Jetter ist in Endingen aufgewachsen, hatte in Balingen die höhere Schule besucht und war dann in den Postdienst eingetreten. Bevor er 1933 zum Postamt Balingen versetzt wurde, hatte er 14 Jahre lang das Postamt Möckmühl geleitet. Dem Postamt Balingen sollte er bis 1950 vorstehen. Dann wurde er nach über 50 Jahren Postdienstzeit an elf verschiedenen Postämtern in den Ruhestand versetzt. Postamtmann a. D. Wilhelm Jetter ist 1959 hier verstorben. Er ruht auf dem Balingener Friedhof.



Seit 25 Jahren:

# Balinger Gymnasium auf dem Längenfeld

Von Dr. Wilhelm Foth/Balingen

Am 13. September 1969, also vor genau 25 Jahren, fand die feierliche Einweihung des Gymnasiumsneubaus auf dem Längenfeld statt, des größten öffentlichen Gebäudes (abgesehen von der evangelischen Stadtkirche), das bis dahin in Balingen gebaut worden war.

Im Jahr 1923 war, in einer gigantischen Anstrengung nach dem Ersten Weltkrieg, auf der Sichel das große Sammelschulgebäude für alle Balingen Schulen, die Sichelschule errichtet worden. Verwaltung und Gemeinderat glaubten, damit für Jahrzehnte aller Schulraumsorgen enthoben zu sein.

## Die Raumnot nach dem 2. Weltkrieg

Aber nach dem Zweiten Weltkrieg, also nur 25 Jahre später, setzte eine Entwicklung ein, die den vorgegebenen Rahmen völlig sprengte. Die Einwohnerzahlen wuchsen explosionsartig: Von 6283 (1939) über 8242 (1950) 11 867 (1960) auf 14 160 im Jahr 1970. Ganz neue Stadtteile waren entstanden, vor allem im Osten der Stadt, jenseits der Bundesstraße 27, die wenige Jahre vor dem Krieg als „Umgehungsstraße“ konzipiert worden war. Auch in den meisten Dörfern rings um Balingen, die zum Einzugsgebiet der Balingen Schulen gehörten, wuchsen die Einwohnerzahlen in ähnlicher Weise. Entsprechend stiegen die Schülerzahlen: in der Grund- und Hauptschule, in der Berufsschule, in der neu gegründeten Realschule und vor allem auch im Progymnasium, das ab 1955 zum Gymnasium ausgebaut wurde (1. Abitur im Jahre 1957).

Schnelle Abhilfe tat not: Im Jahr 1957 erbaute der Kreis ein Berufsschulgebäude an der (heutigen) Jakob-Beutter-Straße beim Finanzamt; im Jahr 1964 wurde die Längenfeldschule eingeweiht, und die Balingen Grund- und Hauptschulen wurden geteilt, entsprechend einem östlichen und westlichen Schulbezirk.

Trotz dieser Neubauten ließ die drangvoll fürchterliche Enge im Sichelgebäude, wo jede Dachkammer und jeder Nebenraum, ja viele Kellerräume zum Unterricht benützt wurden, kaum nach. War nach dem Krieg die Schülerzahl am Gymnasium noch einigermaßen konstant geblieben und betrug im Jahr 1951 erst 328, so stieg sie bis 1959 auf 507 und verharrte, wegen der Neugründung der Realschule, auf diesem Stand etwa bis 1964. Von da an nahm die Schülerzahl jährlich um 60 bis 70, also zwei Klassen, zu und erreichte im Jahr 1967 schon 743, ein Jahr später 768 Schüler. Dabei standen für 24 Klassen nur 15 einigermaßen normale Schulräume zur Verfügung.

Im Frühjahr 1963 sprach der Schulleiter, Oberstudiendirektor Dr. Bizer, anlässlich der Schlußfeier sehr ernste Worte: „Wenn aber das alte Schulhaus nun endgültig den für uns lebensnotwendigen Raum nicht mehr bieten kann, so sehe ich nur eine Möglichkeit: Es muß baldigst der fehlende Schulraum ... neu geschaffen werden ... Wenn das nicht geschieht, steht die Existenz des Gymnasiums auf dem Spiel. Daß aber eine Stadt wie Balingen ihr eigenes Gymnasium verkümmern und am Ende aus Raumangel demontieren lassen sollte, kann doch wohl nicht die Meinung sein. Es ist aber kaum vermeidbar, wenn nicht bald energische Abhilfe geschaffen wird.“

## Anbau oder Neubau?

Diese Rede, mit der Drohung des Abbaus der Oberklassen, wirkte in der Stadt wie ein Donnerschlag. Aber trotz aller Baupläne, die bereits in der Vorberatung waren, war schnelle Abhilfe unmöglich. Im Jahre 1966 sprach sich der Gemeinderat sogar für eine Beschränkung

der Schülerzahl am Gymnasium aus: Auch Schüler, die die Aufnahmeprüfung bestanden hatten, sollten, wenn der „Numerus clausus“ erfüllt wäre, nicht aufgenommen bzw. aufs folgende Jahr verwiesen werden. Es ist leicht vorzustellen, welcher Sprengstoff sich hier in der Elternschaft ansammelte.

Schon 1961–63, noch während des Baus der Längenfeldschule, tauchten die ersten Pläne für einen Neubau für das Gymnasium auf. Zunächst handelte es sich um die Planung für einen sechsklassigen Anbau vor der Südwestecke des Sichelgebäudes, durch den man sich Abhilfe allerdings höchstens bis 1972 versprach. Glücklicherweise wurden diese Pläne schon bald fallengelassen, da sie als völlig unzureichend angesehen wurden.

Am 31. März 1964 faßte der Gemeinderat schließlich den Beschluß, ein 25klassiges Gymnasium auf dem Längenfeld zu bauen, aus Zeitgründen auf einen Wettbewerb zu verzichten und das Stuttgarter Architekturbüro Salver, das auch die Längenfeldschule erbaut hatte, mit der Durchführung zu beauftragen.

In den nächsten Monaten wurde das genaue Raumprogramm entworfen. Der Architekt stellte zunächst vier Vorentwürfe, dann einen fünften, aus dem sich in intensiven Beratungen der endgültige Plan entwickelte; im Juli 1965 wurde das Baugesuch eingereicht.

## Dr. Stahlecker als unermüdlicher Antreiber

An dieser Stelle muß eines Mannes gedacht werden, der sich bleibende Verdienste um diesen Neubau erworben hat: Dr. Gerhard Stahlecker, stellvertretender Schulleiter des Gymnasiums und unermüdlicher Gemeinderat. Jahrelang hat er seine ganze Kraft eingesetzt, um zunächst durch seine statistischen Berechnungen der künftigen Schülerzahlen den Entschluß zum Bau herbeizuführen, dann richtig zu planen, und schließlich hat er sich bei der Ausführung um jedes Detail gekümmert, wozu er zahlreiche Besichtigungsreisen auf eigene Kosten unternahm. Es ist eine besondere Tragik, daß Dr. Stahlecker wenige Monate vor der Einweihung, am 6. Mai 1969, ganz unerwartet an den Folgen eines Herzinfarkts verstarb und so die Vollendung „seines“ Lebenswerkes nicht mehr erleben durfte.

Bleibende Verdienste:  
Dr. Gerhard Stahlecker



## Die Rezession fordert Einschränkungen

Noch während der Planungen wurde das Raumprogramm auf 27, dann sogar auf 31 Klassen erweitert; auch ein Sprachlabor wurde noch eingeplant. Besonders schwierig war die Finanzierung; sie erfolgte zu einem guten Teil über Grundstücksverkäufe am Stettberg, auf Schmiden und auf Längenfeld. Aber die Zusage von Staatsbeiträgen ließ auf sich warten ...

Immer wieder tauchten auch Pläne auf, billiger zum Ziel zu kommen; Anbau an die Sichelchule statt Neubau, Fertigbauweise statt konventionellen Bau. „Bauabschnitte“ statt Bauen in *einem Zug*. Aber jedesmal zeigte es sich, daß diese Pläne einer ernsthaften Überprüfung nicht standhielten.

Kompliziert wurde die Sache noch dadurch, daß in der gleichen Zeit auch der Beschluß zum Neubau einer (Grund-)Schule auf Schmiden gefaßt werden mußte. Die Ursachen waren vielfältig: Einerseits verlangte die im Jahr 1961 gegründete Realschule dringend Raum, andererseits mußte das abseits gelegene Wohngebiet Schmiden versorgt werden. Allerdings wurde die Ausführung der Baupläne zurückgestellt und erst wieder aufgenommen nach der Eingemeindung von Ostdorf. Erst im November 1975 fand die Einweihung der Schmidener Schule statt.

Mitten hinein in die Bauplanung für das Gymnasium kam die erste Rezession im Nachkriegsdeutschland. Sie zwang den Staat, die Schulbaurichtlinien neu zu fassen, die Fachräume, die Nebenräume und den Verkehrsraum drastisch zu beschneiden. So mußten die schon fertigen Baupläne nochmals völlig überarbeitet werden: 14,5 Prozent der geplanten Kubatur wurden eingespart.

So ging Monat um Monat ins Land, die Verhältnisse am Gymnasium wurden immer unerträglicher, die Stimmung zwischen Schulleitung und Rathaus wurde immer gereizter ...

## Ende gut, alles gut

Endlich, am 17. Mai 1967, konnte der erste Spatenstich erfolgen – am 21. Juni 1968 wurde das Richtfest gefeiert. Der Innenausbau erfolgte mit großem Nachdruck; pünktlich zum Schuljahresbeginn 1969/70 stand der Neubau zum Bezug bereit. Die Stadtverwaltung unter Bürgermeister Hagenbuch und der Gemeinderat hatten eine große Leistung vollbracht, wofür ihnen der Dank aller sicher war.

Die Einweihung des Gymnasiums am 13. September 1969 war ein Fest für die ganze Stadt. In einem großen Festakt in der Längelfeldturnhalle wurde das fertiggestellte Werk gepriesen. An zwei Tagen strömten viele Besucher durch das neue Haus mit seiner modernen Ausstattung. Eine ganze Festwoche wurde von der Schule gestaltet mit Theateraufführungen, mit einem Konzert und mit einem wissenschaftlichen Vortrag. Außerdem war eine schöne Festschrift erschienen, die auch heute noch lesenswert ist.

Glaubte man, mit diesem Bau den Raumbedarf des Gymnasiums auf lange Jahre gestillt zu haben, so hatte man sich allerdings nachhaltig geirrt. Die Schüler- und Lehrerzahlen stiegen infolge der Bildungswerbung ins Gigantische: Die „1000“ wurde bereits im Schuljahr 1971/72 überschritten. Im Jahr 1981/82 wurde mit 1453 Schülern und über 100 Lehrern der absolute Höhepunkt erreicht!

Es soll hier nicht davon berichtet werden, wie durch Auslagerung von Klassen in die (we-

nige Jahre später errichtete) Realschule, nach Frommern, in die sogenannte Frauenarbeitsschule in der Filserstraße und durch zahlreiche andere Provisorien versucht wurde, die Probleme zu lösen.

Auch im Gymnasium selbst wurden im Jahr 1979 am Verbindungsgang von Bauteil A zu C zwei neue Klassenzimmer geschaffen. Und neben den Umkleieräumen der Turnhalle wurde an der Ostseite der Schule ein neues geräumiges Lehrerzimmer errichtet. Das alte war viel zu klein geworden und dient seither als Erweiterung der Lehrerbibliothek und als Lehrmittraum.

Das vor 25 Jahren eingeweihte Gymnasium mag in seiner äußeren architektonischen Gestaltung als kubischer Bau in Sichtbeton vielleicht nicht mehr allen heutigen ästhetischen Vorstellungen entsprechen. Tatsächlich erwies und erweist er sich als zweckmäßiges, gut ausgestattetes Schulhaus, das auch den heutigen pädagogischen Erfordernissen voll gerecht wird.

## Erinnerungen an die „Orgelhütte“ in Balingen

Der Brand vor 70 Jahren – Von Waldemar Rehfuß/Balingen

Nur wenige Alt-Balinger werden sich noch an die Orgelhütte im Steinenbühl erinnern. Am 4. September 1924 wurde sie ein Raub der Flammen und nicht wieder aufgebaut. Eine wechselvolle Geschichte begleitet dieses Haus über rund 82 Jahre seines Bestehens. Dies ist in und durch die Unterlagen des Balingen Stadtarchivs nachvollziehbar.

Eigentlich waren es vier verschiedene Gewerbe, die in diesem Haus betrieben wurden. Beginnen wir bei der Stunde Null.

In einem Verhandlungsprotokoll vom 14. März 1842 ist folgendes vermerkt: „Christian Gruhler, Maurer und Steinhauer, ist Vorhabens, zur Befriedigung des hiesigen Bedürfnisses an Ziegelwaren eine Ziegelhütte auf hiesiger Markung zu erbauen und die beiden bürgerlichen Collegien haben auf dessen Antrag unterm 13. September 1841 nicht nur ihre Zustimmung hinzugegeben, sondern auch unter Vorbehalt der Oberamtlichen Genehmigung den hierzu erforderlichen Platz im Steinenbühler Teich an der Geislinger Straße angewiesen.“

Anderen Quellen zufolge betrieb Gruhler auch eine Schwarzpulver-Mühle. Dies mag auch ein Grund für die von der Stadt entfernte Lage gewesen sein. Die Herstellung von Ziegelwaren muß nicht den erhofften Erfolg gehabt haben. Der Rohstoff Lehm mußte von Geislingen her beschafft werden. Angeblich wurden für den Wiederaufbau der Burg Hohenzollern u. a. auch Gruhlers Ziegel mitverwendet. Es blieb zuviel auf der Strecke.

Bereits im Jahr 1851 hat das Gebäude vier zu gleichen Teilen berechnete Eigentümer: Jakob Beck; Tobias Baumeister, Sternwirt; Johannes Ehinger, Sekler und Johannes Schlaich, Schreiner. Was dieses Quartett bewegt hat, im selben Jahr das Gebäude wieder zu veräußern, ist nicht bekannt. Jedenfalls hat im Oktober 1851 der Pharmazeut Heinrich Hiller aus Schorndorf das Gebäude nebst Land erworben. Sein Glück in Balingen dauerte bis ins Jahr 1853. Dann wurde er nach den hiesigen Unterlagen vergantet (zwangsversteigert).

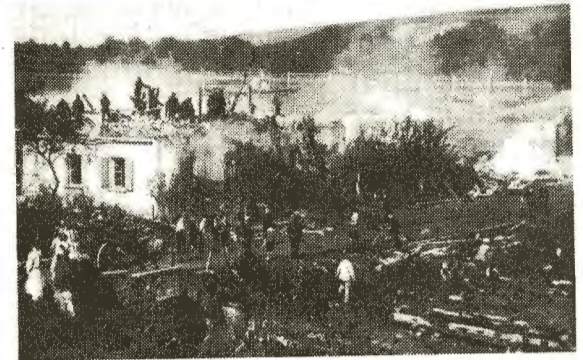
Nun tauchen die vier Vorbesitzer wieder als Eigentümer auf. Ob Rückkaufrecht oder Restschuld entscheidend war, ist nicht nachvollziehbar. Jedenfalls taucht im Jahr 1856 ein neuer Käufer auf und erwirbt das Gebäude. Es ist der Orgelbauer Blasius Braun. Von nun an war die Bezeichnung des Gebäudes mit „Orgelhütte“ begründet. Wohin Braun seine Orgel geliefert hat, wird wohl nicht mehr feststellbar sein. Sicher überliefert ist nur, daß die Orgel der Tieringer Kirche aus seiner Werkstatt stammt.

Möglicherweise fehlten auch ihm die erforderlichen Aufträge. Das „2stockige Anwesen mit Orgelsaal“ wurde nun im Jahr 1873 an Johannes Eppler, Bauer, verkauft. Ab dem Jahr 1911 tritt die Familie Martin Bossert (später bekannt unter dem Übernamen „Orgel-Marte“) als Eigentümer auf. Ihr erhofftes Glück als Hausbesitzer währte nicht allzulange. Am 9. September 1924 wurde das gesamte Anwesen, einschließlich der Nebengebäude, ein Raub der Flammen. Der Chronist gibt dazu folgenden Bericht:

„Zum erstenmal seit langer Zeit ist heute nacht Großfeuer in Balingen ausgebrochen. Vermutlich durch Selbstentzündung ist das außerhalb der Stadt gelegene Anwesen des Martin Bossert total niedergebrannt. Die Bewohner, durch die Erntearbeit der letzten Tage übermüdet, waren in tiefem Schlaf. Nur durch das schrille Geschrei der im Gehöft befindlichen Gänse wurden sie wach. Demnach haben sie ihnen ihr Leben zu verdanken. Notdürftig aus der brennenden Wohnung entkommen, fanden sie vor dem Hause bereits einen Retter vor, der Wagenführer eines Lastautos der Adlerbrauerei, der das Feuer beobachtete und kurz entschlossen sich tatkräftig an der Bergungsarbeit beteiligte.“

Wachtmeister Schneider, welchen ein Dienstgang in die Nähe des Brandplatzes brachte, alarmierte um 11.30 Uhr durch einen Meldeapparat die Feuerwehr. Ein guter Teil des Hausrats und namentlich das ganze Vieh mit Ausnahme eines Kälbchens konnten gerettet werden.

Es war jedoch sofort klar, daß das Anwesen, welches ganz freistehend ziemlich entfernt vom nächsten Hydranten liegt, ein Opfer der Flammen werde, weil nur eine einzige Schlauchleitung zugeführt werden konnte. Um 1.05 Uhr wurde die Autospritze von Ebingen angerufen, die kurz nach 1.30 Uhr in raschestem Tempo durch unsere Stadt zum Brandplatz fuhr. Auch sie konnte trotz aller Tüchtigkeit nichts weiter tun als das Feuer dämpfen, weil der rasch abgedämmte Bach in kaum einer Minute leergespült war. So brannte die nahe gelegene Bretterhütte total zusammen und das Haus bis auf wenig total aus. – Gegen 5 Uhr morgens war das Feuer gebändigt. Doch schlu-



gen aus dem Trümmerhaufen immer von neuem wieder die Flammen, der Autospritze neue Arbeit gebend.“

Zwei Tage später steht in der Zeitung: „In den Trümmerhaufen des großen Anwesens züngeln immer noch die Flammen aus den verkohlten Balken, die mit den teilweise enorm starken Mauerresten und den verglühten Resten landwirtschaftlicher und bautechnischer Maschinen vermengt, der Aufräumarbeit warten.“

Es bleibt zu wünschen und zu hoffen, daß der überaus fleißigen und rührigen Familie Bossert die Mittel, die nach Eintreten der Feuerversicherung zum Wiederaufbau fehlen, von anderer Seite zufließen.“

Vermutlich nach Abwägung aller Vor- und Nachteile wurde der Standort für einen Neubeginn aufgegeben. Das steinerne noch stehengebliebene Erdgeschoß wurde abgerissen und damit endet auch die Geschichte um die einstige „Orgelhütte“. Zwei Jahre nach dieser Brandkatastrophe für die Familie Bossert verstarb Martin Bossert. Ein weiterer Schicksalsschlag für die Familie.

Später wurde der Talbach nach und nach in große Betonröhren geleitet und das Tal mit Müll und Bauschutt aufgefüllt. Auch die steinerne Bogenbrücke über den Talbach ist verschwunden. Nur der Talbach und eine heute noch sichtbare freistehende Pappel lassen den ehemaligen Standort der „Orgelhütte“ ahnen.

Quellen: Archiv der Stadt Balingen  
Balingen Volksfreund 1924

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Wilhelm Foth, Lisztstraße 35  
72336 Balingen

Waldemar Rehfuß, Hirschbergstraße 32  
72336 Balingen

Rudolf Töpfer, Stingstraße 47  
72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.



## Das Caspar-Murschel-Epitaph in der Balingener Stadtkirche

Eine historische Würdigung von Eugen Gröner/Balingen

Am 10. November 1594, also vor 400 Jahren, starb der Balingener Bürgermeister (entspricht etwa dem heutigen Stadtkämmerer) Caspar Murschel. Von ihm wüßten wir heute nichts mehr, wenn nicht im Chor der Stadtkirche ein von der Meisterhand des Balingener Bildhauers Simon Schweitzer geschaffenes Epitaph (Gedächtnismal) hängen würde. Daß dies so ist, ist ein Beweis dafür, daß sich dieser Mann um die Stadt besonders verdient gemacht hat, denn nur Adeligen wurde sonst diese Ehre zuteil.

Das rund 85 cm breite und 2 m hohe Epitaph (der Inschrift nach könnte es sogar ein Grabmal sein) hing ursprünglich an einem Pfeiler des Kirchenschiffes. Im Jahre 1861 wurde die Kirche von Maler Storch neu bemalt. Im Protokoll über diese Bemalung findet sich ein Vermerk „die Bilder von die Pfeiler gemacht und in die Kirchhofkirche gebracht“.

Auf dem Dachboden der Friedhofkirche lag das wertvolle Stück mehr als 50 Jahre, verstaubte und wurde beraubt. Erst 1913/14 erkannte der katholische Pfarrer und Kunsthistoriker Albert Pfeffer seinen Wert und zugleich den Namen des Künstlers. Damals wurde das Epitaph wieder in die Stadtkirche gebracht und bekam einen schönen Platz im südlichen Seitenschiff. Seit 1990 hängt es im Chor der Kirche.

Im „Balingener Volksfreund“ von 1914 über Meister Simon Schweitzer schreibt Albert Pfeffer über das Murschel-Epitaph: „Es ist eine feine, elegante Schnitzarbeit, voll der reichsten Erfindungsgabe, von strenger Architektur, umschlungen von Bandwerk, Früchten

und stilisierten Baumzweigen. In die oberen und unteren Kartuschen sind Schrifttexte angebracht, im Hauptfeld war ein jetzt verlorenes religiöses Bild, darunter die Familie des Murschel, Kinder und Enkelkinder um das Haupt der Familie versammelt...“ Mit berechtigtem Stolz hat der Künstler seinen Namen auf dem Schildchen am unteren Abschluß angebracht, SS, dazwischen das Schnitzmesser und darüber das Jahr der Entstehung, 1595.“

(Fortsetzung auf der nächsten Seite)

## Heimatkunde gibt inneren Halt

Zur 40-Jahr-Feier der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen

In einem Festakt im Sitzungssaal des Landratsamtes in Balingen hat die Heimatkundliche Vereinigung Balingen am 21. Oktober ihr 40jähriges Bestehen gefeiert. Der Vorsitzende der Vereinigung, Prof. Dipl.-Ing. Christoph Roller, stellte in seiner Grußbotschaft fest, Heimatkunde gebe dem eigenen Dasein des Menschen einen inneren Halt. Wörtlich sagte der Redner:

„Zuwachs an Kenntnis ist Zuwachs an Unruhe“, sagte Goethe in Dichtung und Wahrheit. Der Umkehrschluß würde dann lauten: „Man-

gelhaftes Wissen ist ein sanftes Ruhekissen“. Letzteres wäre symptomatisch für eine Stammtisch-Idylle nach dem Motto „Wir kennen unsere Berge von unten, unsere Kirche von außen und unser Wirtshaus von innen“ – Heimatnostalgie.

In diesem Sinne hat die Heimatkundliche Vereinigung stets für Unruhe gesorgt, für Zuwachs an Kenntnis bei den Menschen, über die nach Matthäus 13,9 geschrieben steht „Wer Ohren hat, der höre!“ Und vor 40 Jahren fing es damit an. Heute feiern wir. Erfreulich ist es, eine 40-Jahr-Feier gestalten zu können, selbstverständlich ist es gar nicht.

Einen Rückblick geben zu können auf 40 Jahre Arbeit mit öffentlichen Publikationen in Kunst und Kultur, in Wissenschaft und Gesellschaft ist wert bemerkenswert. Diese Arbeit verdient umso mehr Beachtung, als sie auf freiwilliger Basis erfolgt und von einem breitgefächerten, engagierten Personenkreis getragen wird.

Wie war das vor 40 Jahren bei der Gründung unserer Vereinigung? Es war dies 1954, wenige Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges mit all seinen furchtbaren Ereignissen und seinen schrecklichen Folgen. Heimat wurde zum Problem, ging verloren. Millionen von Menschen waren von stalinistischen Sozialisten ihrer Arbeit und ihres Eigentums beraubt und aus ihrer Heimat vertrieben worden.

Die dabei ihr Leben retten konnten, suchten eine „neue Heimat“, sie suchten Geborgenheit und Arbeit, sie erhofften sich Integration. Mit dem Begriff „Heimat“ mußte man sich befassen, er mußte ganz neu definiert und begriffen werden, sofern man ihn nicht mit dem beginnenden Wirtschaftswachstum, dem Wirtschaftswunder „ad acta“ legte. Heimat – das wurde evident – konnte nicht mehr als über-

(Fortsetzung auf der nächsten Seite)



Der untere Teil des Murschel-Epitaphs in der evangelischen Stadtkirche in Balingen. Oben das Familienbild, unten die Inschrift. Ganz unten das Signum des Bildhauers Simon Schweitzer und die Jahreszahl der Entstehung 1595.

## Das Caspar-Murschel-Epitaph

(Fortsetzung)

Die Kartusche in dem oberen Abschlußstück enthält ein Bibelwort, den Spruch Hiobs aus Hiob 18: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt.“ Die drei Putten, die den oberen Abschluß einst krönten, sind leider nicht mehr vorhanden, vermutlich wurden sie entwendet während der Lagerung auf dem Dachboden der Friedhofkirche, ebenso das einst im Hauptfeld angebrachte Bild (das jetzige Bild, die Darstellung Jesu, wurde 1914 eingesetzt).

Vermutlich wurde es mit Hilfe von Pfarrer Pfeffer im Kunsthandel gekauft. Was mit den einst als Krönung und oberer Abschluß des Kunstwerks stehenden Putten verloren ging, können wir nur ahnen. Dazu vernehmen wir, was Pfarrer Pfeffer über die vier musizierenden Putten des Balinger Kanzeldeckels schreibt: „Sie gehören zum Schönsten, was die Renaissance in Schwaben hervorgebracht hat. In ihrer Natürlichkeit und vollendeten technischen Ausführung stehen sie unter den Arbeiten des Meisters oben.“

In einem schmalen rechteckigen Streifen unter dem Bild ist die Familie des Caspar Murschel dargestellt in der bürgerlichen Tracht des ausgehenden 16. Jahrhunderts. In der Mitte steht, etwas größer als die übrigen, Caspar Murschel, ein würdiger alter Herr mit Vollbart. Vor ihm ist ein Wappen sichtbar, wohl das Wappen der Familie.

Lins von ihm sind die Söhne und männlichen Enkel dargestellt; wer schon vor 1594 gestorben war, hat ein Kreuz in der Hand. Von links nach rechts sind es die Söhne Ehrenfried, Johannes, Israel, Tobias (mit Kreuz) und Caspar, davor die Enkel Israel, Daniel und Jonas, alle mit Kreuz.

Daß Caspar Murschel zweimal verheiratet war, sieht man auf der rechten Seite des Familienbildes. Die beiden Frauen sind etwas größer dargestellt, kleiner die Töchter und noch kleiner die Enkelkinder; es sind so viele, daß sie nicht einzeln aufgezählt werden können. Alles in allem eine stattliche Familie.

Die Nachkommen hatten zahlreiche Kinder, der Sohn Johannes zwölf, der Sohn Israel elf, der Sohn Tobias vier, von denen ein großer Teil schon bald nach der Geburt gestorben ist, wie dies in früheren Zeiten üblich war.

Von einigen Nachkommen kennen wir das Schicksal. Ein Sohn wurde Pfarrer in Haiterbach, zwei Urenkel waren kaiserliche Posthalter in Balingen. Sie mußten also „gut betucht“ gewesen sein. Ein schweres Schicksal war seiner Witwe beschieden. Sie wurde als Hexe verklagt, mehrmals „peinlich befragt“ (gefoltert), es gelang ihr aber, ein Gutachten der juristischen Fakultät in Tübingen zu erlangen und als eine der wenigen Angeklagten freigesprochen zu werden.

Im untersten Teil des Epitaphs ist in einem von reichem Renaissance-Schmuck umrahmten querovalen Feld folgende Inschrift: „Caspar Murschel“ Tüwinger genannt trug hier das burgameisteramt ein lange Zeit in der Stadt Balingen 79 jar erlebt hat und sach auch gut bestellt. Kinder und Kinderkinder sein sehr gesorgt. Starb am 10. November Anno 1594. Ruhet hier von aller Arbeit aus. Ihm geb der Herr sein gnedig Lohn.“

Die Wendung „ruhet hier von aller Arbeit aus“ läßt die Vermutung aufkommen, Murschel sei in der Kirche bestattet worden.

Da Murschel „Tüwinger“ genannt wurde, ist anzunehmen, daß er aus Tübingen stammte. Eine Rückfrage beim Stadtarchiv Tübingen ergab, daß sich mit den heutigen Findemitteln ein Caspar Murschel nicht nachweisen läßt, der Name Murschel (oder Murschal) jedoch öfters in alten Urkunden erscheint, die Familie also sicher in Tübingen ansässig war.

## Heimatkunde gibt inneren Halt

(Fortsetzung)

kommen, als vorgegeben und gesichert verstanden und erlebt werden, sondern Heimat mußte und sollte immer noch in einem dynamischen Prozeß erkannt und geschaffen werden. Ein solcher Prozeß, dieser Zuwachs an Kenntnis über das, was man unter Heimat versteht, setzt voraus, daß die Grundwerte gesichert und den Menschen bewußt gemacht werden. Unser damaliger Landrat, Herr Friedrich Roemer, hat dies, seiner Zeit weit vorausschauend, erkannt.

Landrat Roemer ließ bereits Anfang der 50er Jahre die amtliche Kreisbeschreibung des „Landkreises Balingen“ neu bearbeiten. Bestandsaufnahme nennt man so was. Herr Dr. Wilhelm Foth hat hierüber in den „Heimatkundlichen Blättern“ vom 31. Juli 1994 eindrucksvoll berichtet. Landrat Roemer fand damals für diese Arbeit an der Kreisbeschreibung eine Reihe hochmotivierter Persönlichkeiten nicht nur aus dem Gebiet des Landkreises, sondern darüber hinaus aus dem ganzen Land. Diese Motivation weiter Kreise der Bevölkerung wollte er über die Kreisbeschreibung hinaus erhalten und fördern. So hatte er die Idee, die zusätzlichen und zukünftig anstehenden Forschungsergebnisse über unsere Heimat mit den Publikationen der „Heimatkundlichen Blätter“ als monatliche Beilage zum damaligen „Balinger Volksfreund“, dem heutigen „ZOLLERN-ALB-KURIER“, der breiten Öffentlichkeit des Landkreises bekannt zu machen.

Die Idee wurde in die Tat umgesetzt. Seit Januar 1994 erscheinen jeden Monat die „Heimatkundlichen Blätter“ über 40 Jahre hinweg ohne Unterbrechung. So konnten bis heute annähernd 500 Beilagen an sämtliche Bezieher der Zeitung im ganzen Landkreis publiziert werden (500. Beilage = August 1995). Für diese damals in die Zukunft geplanten wissenschaftlichen Veröffentlichungen mußte 1994 ein Träger geschaffen werden, der für die Organisation und für die Kosten der Publikationen aufkommen sollte. Auch hier ging die Initiative von Landrat Roemer aus. Und so wurde im Juli 1994 die „Heimatkundliche Vereinigung Balingen“ gegründet. 45 Mitglieder wies die Gründungsversammlung auf. Heute haben wir an die 350 aktive Mitglieder.

Die Interessen der Vereinigung sind seit 40 Jahren gleich geblieben, weil sie zeitlos sind und weil das Ziel einem in die Zukunft gerichteten dynamischen Erkenntnisprozeß gleicht, einem Bewußtwerden von dem, was Heimat bedeutet. Nach einem Zitat von Goethe: „Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es um es zu besitzen“, wird auch unsere Heimat nur dann unsere Heimat, wenn wir sie erkennen, ihrer bewußt werden – in Geographie, Gesellschaftsstruktur und Kultur – und sie damit erwerben.

### An alle Autoren!

Die neunteilige Serie „Das Postamt Balingen“ hat es mit sich gebracht, daß von den 12 Ausgaben des Jahrgangs 1994 deren 9 zu großen Teilen von vornherein belegt waren. Daneben haben außerdem termingebundene Beiträge Platz finden müssen. Dies hat inzwischen zu einem erheblichen Rückstau an zwar bei der Redaktion eingegangenen, aber bisher nicht veröffentlichten Beiträgen geführt. Sie alle, das sei betont, kommen aber ab Januar '95 nach und nach an die Reihe. Die Redaktion bittet alle Autorinnen und Autoren um Nachsicht und noch etwas Geduld.

Heute erkennt man: Heimat kann nur dann zur Heimat werden, wenn man sich mit ihr identifiziert und wenn man sie dementsprechend sorgsam pflegt. Dies gilt insbesondere auch für all die Menschen, die, aus welchem Schicksal auch immer, sich neu bei uns einleben wollen, Heimat finden wollen.

Auch dies bringt, sofern man sich nicht davor verschließt, einen Zuwachs an Kenntnis und somit nach dem Zitat von Goethe ein Zuwachs an Unruhe. Denn mit dem Bewußtsein, was Heimat für das menschliche Dasein bedeutet, werden Augen geöffnet und Mitfühlen und Mitdenken angeregt auch für die Ereignisse, die weit außerhalb unseres Wirkens weltweit geschehen. Und weltweit werden Menschen aus ihrer Heimat vertrieben. Grenzen der Heimat und deren Gefährdung werden erkannt und bewußt. Heimatkunde, die Identifikation unseres Daseins, unseres Ichs, mit der Heimat ist somit heute – wie vor 40 Jahren – von höchster Aktualität. Heimatkunde schafft durch eigenes Denken und Tun einen Zuwachs an Kenntnis, einen Zuwachs an Unruhe, aber auch einen Zuwachs an Urteilsfähigkeit. Damit gibt Heimatkunde dem eigenen Dasein einen inneren Halt, einen höheren geistigen Sinn.

In diesem Sinne wurden seit Anbeginn die Jahresprogramme der Vereinigung gestaltet. Ich kann mich auf das Programm dieses Jahres 1994 beschränken.

Ein Dia-Vortrag und eine Dia-Tonbildschau gaben Rückblick auf die Exkursionen 1993 nach Bayrisch-Schwaben und in das Burgenland mit seiner Grenzsituation.

Auf den Spuren Habsburgs, der schwäbischen Grafen, der deutschen und österreichischen Kaiserdynastie ging es ins Elsaß.

Oberbayern, das Salzkammergut und Salzburg wurden erfahren und erwandert.

Eckerwald wurde besichtigt und der Gefangenen gedacht.

Schaffhausen und das heutige Grenzgebiet zur Schweiz wurde erforscht.

Die Werke der Kurfürsten von der Pfalz wurden bewundert „sic transit gloria mundi“.

Dem Schaffen der Benediktiner getreu ihrer Devise „ora et labora“ wurde nachgegangen in Weingarten.

Das Schaffen der Sachsenkaiser vor 1000 Jahren mit den damaligen Reichsmittelpunkten Magdeburg, Halberstadt, Quedlinburg und Merseburg wurde erforscht. Und das neue Schaffen seit der Wende 1989 in diesen Städten wurde bestaunt.

Und ganz nahe, von Margrethausen bis Pfäffingen, ging erstmalig eine heimatkundliche LITERA-TOUR.

Das alles wurde bewirkt nach dem Zitat von Goethe „Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen!“ Und geistiger Besitz zählt mehr als materieller Besitz.

Damit wünsche ich unserer Vereinigung, daß der vor 40 Jahren gelegte Impuls weitergegeben werden möge. Ich freue mich, wenn Erkenntnisse aus wissenschaftlicher Arbeit den Menschen in unserem Landkreis näher gebracht werden in Publikationen, mit Vorträgen, bei unseren Exkursionen. Ich danke allen, die über 40 Jahre hinweg zum guten Gelingen mitgewirkt haben!

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Landenberger und Eckenfelder – ohne Wilhelm Leibl undenkbar

Das Fazit einer Ausstellung, die in Köln stattgefunden hat, zieht Almut Schnerring/Bonn

Am 23. Oktober 1994 jährte sich der Geburtstag des in Köln geborenen Malers Wilhelm Leibl zum 150. Mal. Dieses Datum hat das Wallraf-Richartz-Museum Köln zum Anlaß genommen, in Zusammenarbeit mit den Bayerischen Staatsgemäldesammlungen, München, Werk und Leben dieses bedeutendsten Vertreters der Malerei des deutschen Realismus in einer umfangreichen Retrospektive zu würdigen. In dieser Ausstellung konnte man deutlich sehen, daß Friedrich Eckenfelder und Christian Landenberger in ihrer Portraittkunst viel von Wilhelm Leibl gelernt haben.

„Entschlossen, den ganzen alten Zopf fahren zu lassen“ und mutig genug, sich Neuem zuzuwenden – so urteilte der französische Maler Gustave Courbet in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts über die damalige Münchner Jugend. Mit ihrer realistischen Kunstfassung wurde sie wegweisend für die Moderne.

Der alte Zopf in München war die Schilderung historisch-mythologischer Szenen. In der akademischen Salonmalerei war zum Beispiel eine genaueste Wiedergabe der historischen Kostüme bedeutend. Damit bewegten sich Historienmaler wie Carl Piloty in einer Themenwelt, die sie nicht aus eigener Anschauung kannten. Die Nachahmung alter Stilformen der vergangenen Epochen genoß aber großes Ansehen in der Öffentlichkeit. Und wer etwas auf sich hielt, gab sein Portrait in Auftrag, das zum Zeugnis des eigenen gesellschaftlichen Aufstieges wurde.

Das Neue, von Courbet Anerkannte, zeigte sich in der Darstellung von Figuren und Szenen, mit denen sich Genremaler wie der in Köln geborene Wilhelm Leibl (1844–1900) identifizieren konnten. Laut der öffentlichen Kunstmeinung allerdings waren es kleinbürgerliche Szenen nicht wert, gemalt zu werden. Durch die bildliche Darstellung werde das Gewöhnliche grundlos erhöht.

Leibl war ausdrücklicher Vertreter der neuen Kunstrichtung des Realismus und nahm eine ganz gegensätzliche Position zu den vorherrschenden Kunsttendenzen ein. Aus Gleichgesinnten bildete sich 1871 der Leibl-Kreis.

Der aus heutiger Sicht wichtigste Münchner Maler in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts blieb zwar solange er lebte ein Außenseiter, und er war eigentlich nur in Paris anerkannt. Aber auf die in München lernenden Maler hatte er trotzdem sehr großen Einfluß. Obwohl er nie Schüler hatte, gingen doch viele bewußt oder unbewußt durch die Schule des Realisten.

Zu den unzähligen, die von überall her in die Kunststadt kamen, gehörten auch der Balingener Friedrich Eckenfelder (1861–1938) und Christian Landenberger (1862–1927) aus Ebingen. In München waren sie zeitweise Nachbarn und saßen am selben Stammtisch. Auch sie blieben von der berühmten „Fleckerlmalerei“ Leibls nicht unbeeinflusst.

Leibls Zeit war es, die „Wahrheit“ der Figur, so wie sie ihm erschien, zu erfassen. Ohne künstlich lebendige Mimik oder markante Züge zeigte er mit unkaschiertem Pinselstrich dem Betrachter ein wahres und unmittelbar wirkendes Bild des Menschen, was ihm das Urteil eines Bauern einbrachte: „Es ist, als wenn's lebte.“ Nicht umsonst war für Leibl wohl entscheidend, daß „... (ich) von mir aus gelernt habe, die Natur anschauen und nach dieser Anschauung mit vollem Ernst wiederzugeben strebe“.

Ein von Leibl lange erarbeitetes Bildnis war nie reproduziertes Abbild oder idealisiertes Vorbild. Schließlich wollte er nicht die Eitelkeit des Modells befriedigen. „Ich will nur malen, was wahr ist, und das hält man für häßlich, weil man nicht mehr gewöhnt ist, etwas Wahres zu sehen.“ In bezug auf Äußerliches oder Gesellschaftliches machte er deshalb keine Kompromisse.



Wilhelm Leibl, Mädchen mit weißem Kopftuch, 1875/77, Neue Pinakothek, München



Friedrich Eckenfelder, Bäuerin mit Kopftuch, 1880, Privatbesitz (Foto: Schnerring)

Genaueres Hinsehen und Beobachten haben Landenberger und Eckenfelder von ihm gelernt. Bei Leibls Gestaltungsweise blieben die Konturen aufgelöst, er setzte die Farben locker nebeneinander, malte „Fleckerls“, wodurch die Figur eine atmende Lebendigkeit erhielt.



Christian Landenberger, Kopf einer alten Bäuerin, 1917 (Bleistift), Städtische Galerie Albstadt

Durch genaues Farbsetzen erreichte er eine Präzision bis in die Details und bewahrte gleichzeitig den Mut zum Verzicht. Hohe Sensibilität bewies er gegenüber den Valeurs des Lokaltons, vor allem auch in der Weißmalerei. Mit Licht und Schatten modellierte er die Gesichter; auch Landenberger und Eckenfelder setzten dafür die Farbe Schwarz ein, allerdings nur in München in ihrer „Leibl-Phase“.

Bewundert und oft kopiert wurde Leibls Wiedergabe des Inkarnats, der Hautschattierungen seiner Modelle, die er in so vielfältiger Weise darstellen konnte. In den reich nuancierten Gesichtern entwickeln Helligkeitswerte vor den meist dunklen, homogen dargestellten Hintergründen eine besondere Leuchtkraft. Landenberger fand hier sein Vorbild, als er ein Interesse für die Darstellung von Rückenakten entwickelte. Und nicht zuletzt in den vielen Versionen der „Badenden Knaben“ beschäftigt er sich mit den verschiedenen Farbabstufungen der Hautfarbe im direkten und reflektierten Sonnenlicht.

Ungewöhnlich für einen Portraitisten, für den es viel vorteilhafter wäre, sich mitten in der Gesellschaft, nämlich in der Stadt, aufzuhalten und dort ein Leben wie seine Auftraggeber zu führen, wie es z. B. Lenbach oder Stuck taten, zog sich Leibl 1872 aus Protest gegen den Kunstbetrieb aufs Land zurück. So malte er keine Prominenz, sondern Portraits seiner Malerfreunde, Nachbarn und vor allem der Bauern und Bäuerinnen.

Die Einstufung Leibls als „Bauernmaler“ oder „Maler des arbeitenden Volkes“ ist aber eine Vereinfachung, die nicht berücksichtigt, daß Leibl sich nicht vorrangig für die Landbevölkerung interessierte, sondern daß die Bauern eben zu seiner neuen Umgebung in den oberbayrischen Dörfern gehörten. Als Realist beschäftigte er sich mit der Natur und seiner

Umwelt. Vor allem suchte er mit rein malerischen Mitteln der charakteristischen Erscheinung des Menschen gerecht zu werden – egal ob Bauer oder Bürger. „Meinem Prinzip kommt es nicht auf das ‚Was‘ an, sondern aufs ‚Wie‘, zum Leidwesen der Kritiker. Er beschäftigte sich nicht mit der Landschaft oder dem Stilleben, er war ein Menschenmaler, wo er sich auch aufhielt, und verband die gegenständliche Darstellung mit seinem Interesse für die Verselbständigung der farblichen Bildmittel.

Mit bescheidenen Motiven konzentrierte er sich auf das Modell, mit dem er sich gewissenhaft auseinandersetzte. Entsprechend langsam sind seine Bilder entstanden. Gründliche Durchbildung, Ausdauer und Sorgfalt waren ihm wichtig und definieren seine Arbeitsweise. So konnte er nicht ohne Modell und aus dem Gedächtnis malen. Er war darauf angewiesen, das was er malte, auch in Wirklichkeit vor sich zu sehen. Er malte langsam und vor allem still Sitzende, keine Menschen in Bewegung. Wer für ihn saß, mußte sich deshalb auf viele Termine und sehr langes Stillhalten einstellen.

Allerdings findet sich in Leibls Entscheidung, auf dem Land zu leben, ein Widerspruch zu seinen Forderungen und seiner Betonung auf dem Wie. Schließlich hatte er seinem Ruf

als „echtster Wahrheitssucher“, wie ihn sein Freund Schuch bezeichnete, auch in der Stadt gerecht werden können (s. auch Meier-Graefe, Julius, „Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst“, 4. Aufl. München 1924, Seite 312).

Trotzdem fällt auf, daß er mit seiner Flucht aufs Land in seiner Zeit nicht der einzige war. Eckenfelder und Landenberger haben bei ihm nicht nur viel von der Darstellungsform gelernt, auch in der Themenwahl waren sie ihrem Vorbild ähnlich: Leibl gab seine Wahlheimat München für die oberbayrischen Dörfer auf. Und was für Landenberger das Gutachtal und der Ammersee, das war für Eckenfelder ab 1923 Balingen und Umgebung. Landenberger malte im Gutachtal Bauernmädchen und Bauernstuben, und auch Eckenfelder suchte seine Motive im Landleben. Pflügende Pferde, die Arbeit des Bauern auf dem Feld interessierten ihn mehr als das Leben in der Stadt. Keiner der drei hat sich je für Städtisches interessiert.

Durch die Entwicklung der Industrie in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts hat der Kontakt des Menschen zur Natur abgenommen. Viele fanden Entschädigung im Rückzug auf das Land, und in der Stadt bewahrten sich die Bürger die Vorstellung von der Einheit des Menschen mit der Natur in gemalten Wunschbildern – Bauernleben, die nicht aus der Sicht

des Bauern berichteten, sondern dem Wunsch des Bürgers nach der „Heilen Welt“ entsprachen. In der bürgerlichen Wohnstube waren gute Menschen, schöne Kinder und typische Köpfe gefragt, was Leibls Anspruch nach der Wahrheitsfindung natürlich nicht gerecht werden konnte. Oft beklagte er sich über den „Schwindel in der ganzen heutigen Kunst“.

Das „Zurück-zur-Natur“ der Städter ist aber nicht allein Phänomen des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Heute ist die Ferienwohnung, das Haus in den Bergen oder der Urlaub auf dem Bauernhof beliebt wie nie. Mehr denn je interessieren sich die Städter für Umweltschutz, essen Naturbelassenes, greifen zurück auf die alte Milchglasflasche und meinen so, der Natur mitten in der Konsumwelt einen Schritt näher gekommen zu sein. Und wer heute wirklich wieder auf dem Land wohnt, sucht doch trotzdem eine Verbindungsform, indem er in der Stadt arbeitet oder zumindest ihr kulturelles Angebot nutzt.

**Literatur:** Katalog: „Wilhelm Leibl“, München, 1994.  
Schnerring, Walter: „Friedrich Eckenfelder“, Stuttgart, 1984.  
Höfchen, Heinz, „Christian Landenberger“, Stuttgart, 1986.

## Von Balingen Ärzten, Apothekern und Badstuben

Johannes Luippold (1806 – 1879) – Ein Barbier wird Oberamtswundarzt / Von Dr. Wilhelm Foth

**Auch in früheren Zeiten war die Gesundheitspflege in des Wortes wahrster Bedeutung lebenswichtig, hielt doch der Tod nicht nur in Pestzeiten reiche Ernte, sondern auch andere Seuchen wie Diphtherie und Scharlach suchten das Land heim. Die Säuglings- und Kindersterblichkeit waren sehr hoch, viele Mütter wurden vom Kindbettfieber dahingerafft. Und selbstverständlich gab es Unfälle im Haus, bei der Arbeit mit dem Vieh, auf dem Feld und im Wald.**

schickter Behandlung einer Gebärenden“ bestraft – offensichtlich hatte ihn die Hebamme wegen Komplikationen zur Geburt gerufen, vielleicht war sogar ein Kaiserschnitt nötig gewesen. Man darf annehmen, daß solche Fälle nur die Spitze des Eisberges waren . . .

Krankenhäuser gab es nicht; die Kranken wurden zu Hause gepflegt – dort begegneten sich Geburt und Tod.

Nur die „Sondersiechen“ oder Aussätzigen bzw. Leprakranken hatten ein besonderes Haus weit vor den Toren der Stadt an der Straße nach Engstlatt, seit 1377 bezeugt, mit einer eigenen „Kapelle zu Allerheiligen“, die 1440 erstmalig genannt wird. Seit etwa 1700 gab es keine Leprosen mehr; die Predigt, die der Diakon, der zweite Stadtpfarrer, seit der Reformation dort jährlich zu halten hatte, unterblieb ab 1741 wegen Baufälligkeit des Kirchleins. Glücklicherweise steht dieses „Siechenkirchle“ noch heute und dient, im Inneren renoviert, hin und wieder kulturellen Veranstaltungen.

Gulden und zehn Scheffeln Korn zu belassen, wofür er alle armen Kranken in Stadt und Land unentgeltlich zu behandeln hatte. Wahrscheinlich hatte er als Vorgänger einen Doktor Ruoland, denn eine Frau Anna Ruolandin, „Doktorin zu Balingen“, wird 1621 als Besucherin des Nusplinger Heilbades erwähnt – daß sie nicht selbst Ärztin war, kann als sicher angenommen werden.

Ein Großteil der gesundheitlichen Betreuung lag bei den „Badern“ oder „Barbieren“. Sie führten ursprünglich die Badstuben, von denen es in Balingen zwei gab, die seit 1525 regelmäßig bezeugt sind, die aber wahrscheinlich viel älter sind; die eine von ihnen wurde nach 1688 geschlossen, die andere an die 1724 vor den Toren der Stadt entdeckte Schwefelquelle (beim heutigen Jugendhaus) verlegt.

Diese Badstuben dienten nicht nur der Körperreinigung, sondern waren auch Treffpunkte zur Unterhaltung, oft auch derber Art. Die „Bader“ versorgten nicht nur das Bad und die Badegäste, sondern sie rasierten auch, sie machten Verbände, sie renkten verrenkte Gliedmaßen wieder ein, ja sie nahmen sogar Amputationen vor. Ein vielfaches „Heilmittel“ gegen vielerlei Beschwerden waren Aderlässe. Diese Bader, die eine richtige Lehrzeit zu absolvieren hatten, nannten sich bald „Arzt“ oder „Wundarzt“, bald „Chirurg“ oder „Operateur“. Die Behandlung innerer Krankheiten war ihnen zwar verboten, doch Verstöße gegen dieses Verbot gab es viele.

Der erste in einer Kaufurkunde genannte Arzt ist Klaus Butz (1480), einer seiner Nachfolger Hans Butz (1570). Die Familie Butz betrieb die untere Badstube. Die Steuerakten von 1715 nennen neun Barbieri in Balingen, doch ist kaum anzunehmen, daß sie alle ärztlich tätig waren.

Daß die Sitten dieser Zeit rauh waren, wird mehrfach überliefert. So wurde 1699 den Badern verboten, das Blut von Aderlässen einfach in den Stadtbach zu schütten, und im Jahr 1715 wurde der offensichtlich schon recht alte „Operateur“ Straßer „wegen grober und unge-

### Die erste Apotheke

Der Stadtphysikus führte auch die Oberaufsicht über die Apotheken. Der erste Balingen Apotheker wird, ohne Namen, in einer Steuerliste von 1525 genannt. Im Jahr 1604 erhielt der aus der Gegend von Bamberg zugewanderte Johann Hartmann das zur Apothekengründung notwendige Privileg von Herzog Friedrich. Hartmann lebte in dauerndem Konflikt mit dem Stadtphysikus. Die damaligen Apotheken verkauften in erster Linie pflanzliche Heilmittel oder aus pflanzlichen oder mineralischen Rohstoffen gefertigte Pillen und Pülverchen.

Im 30jährigen Krieg verwarhloste die Balingen Apotheke; der schon erwähnte Jeremias Stern, der Stadtphysikus, brachte sie wieder in Ordnung. Im Jahr 1672 brannte die Apotheke mit der ganzen Stadt ab; da sie in weitem Umkreis die einzige war (die nächsten befanden sich erst in Rottweil und Tübingen), wurde sie eilends wieder von der Hofapotheke in Stuttgart mit Medikamenten versorgt. Das in der Balingen Apotheke investierte Kapital wurde 1732 auf 1500 Gulden geschätzt.

(Fortsetzung in der nächsten Ausgabe)

### Die ersten Ärzte

Ärzte wurden an den Universitäten, z. B. in Tübingen, ausgebildet, doch reichte ihre Zahl bei weitem nicht zur Betreuung der Bevölkerung, vor allem nicht auf dem Land. In der Stadt, vor allem in der Amtsstadt Balingen, sah es freilich besser aus. Hier saß der „Physikus ordinarius“, der für das gesamte Gesundheitswesen in der Stadt und im Amt verantwortlich war. Der erste sicher bekannte Inhaber dieses Amtes war Stadtphysikus Petrus von Molsdorf, gen. Weller, der 1605 in Tübingen zum Doktor der Medizin promoviert worden war. Noch 1605 begründete er seinen Hausstand in Balingen, verzog aber bereits 1610 nach Eßlingen, da die „Bestallung“ (Bezahlung) in Balingen zu schlecht war und da er außerdem beim Stadtbrand von 1607 (bei ihm waren 106 Häuser und 50 Scheunen vernichtet worden) einen hohen Schaden erlitten hatte.

Später folgte Stadtphysikus Jeremias Stern, der kurz nach Ende des 30jährigen Krieges, 1652, erstmalig genannt wird. Da bat er nämlich, ihn bei dem von den Ober- und Unterbeamten verordneten „Salario“ (Gehalt) von 30

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Wilhelm Foth, Lisztstraße 35  
72336 Balingen

Anton Georg Grözinger, Schillerstraße 17  
72355 Schömberg

Rudolf Töpfer, Stingstraße 47  
72336 Balingen



# Heimatkundliche Blätter



# Balingen

Jahrgang 41

30. November 1994

Nr. 11

## (III) Das Postamt Balingen während der Besatzungszeit bis zum Entstehen der Bundesrepublik Deutschland (1945–1950)

2. Folge (8. Folge insgesamt) Von Rudolf Töpfer

Am 1. Juli 1945 durften in unserer Gegend die intakten Fernsprechwahlämter Balingen, Rosenfeld und Tailfingen wieder in Betrieb gehen. Es konnten jedoch nur diejenigen Teilnehmer telefonieren, deren Anschlüsse nicht gesperrt waren, denn auch da hatte die französische Militärregierung „den Daumen drauf“. Auf alle Fälle sprechen durften die französischen Platzkommandanten, die örtlichen Bürgermeister, Krankenhäuser, Versorgungsbetriebe und andere Behörden.

Bei Kriegsende waren nämlich alle noch vorhandenen Fernsprechvermittlungsstellen und technischen Einrichtungen sogleich durch die Militärregierung beschlagnahmt und besetzt worden. Die Wiederinbetriebnahme blieb der Militärregierung vorbehalten.

Die Wiederaufnahme des Postanweisungs- und Paketverkehrs erfolgte in der französischen Zone erst im November 1945. Diese Termine trafen offenbar nicht auf alle Zonen zu, denn in Stuttgart benannte die amerikanische Militärregierung den 20. August 1945 als den Tag, an dem der Postverkehr in beschränktem Umfang wieder aufgenommen werden dürfte. Für die Allgemeinheit bezog sich das auf Postkarten. Nur zivile Verwaltungsdienststellen durften Post in verschlossenen Umschlägen aufgeben. Im übrigen waren alle Mitteilungen der Zensur der Militärregierung unterworfen. Es ging also streng zu und nur langsam wieder los mit dem Postverkehr. Die Post wäre damals ohnehin wegen des kriegsbedingt verlorenen Fuhrparks und der ebenfalls total ausgefallenen Eisenbahn nicht in der Lage gewesen, friedensmäßige Mengen an Postsendungen zu befördern und zuzustellen.

Eine Besonderheit ist, daß die französische Militärregierung ausgangs September 1945 den bayerischen Landkreis Lindau mit der Stadt Lindau im Bodensee ihrer Besatzungszone zufügen konnte. Am 1. April 1946 hat der Alliierte Kontrollrat schließlich Briefe und Postkarten im Verkehr mit dem Ausland unter einschränkenden Bedingungen zugelassen.

**In der französischen Besatzungszone Württembergs hat es zunächst eine Dienstbriefbeförderung durch Stafetten bzw. durch Kurierdienste auf Landkreisebene gegeben, auch im Kreis Balingen.**

Aus Postakten geht hervor, daß es bereits im Juli 1945 einen Übersichtsplan zur Dienstbriefbeförderung durch Stafetten in der französischen Zone von Württemberg gegeben hat. Danach erhielt das Postamt Balingen die Dienstpost über die Reichsbahnstrecke Stuttgart – Tübingen – Dusslingen – Hechingen – Balingen, von dort Weiterleitung über Schömberg – Rottweil – Spaichingen nach Tuttingen. Den Abschnitt Hechingen – Balingen besorgten zwei Kurier per Fahrrad, da die Eisenbahnstrecke noch nicht in Betrieb war. Sie tauschten die Post in Bisingen aus. Auch zwischen Tübingen und Hechingen erfolgte in Mössingen ein Wechsel der Boten.

Eine andere Besonderheit wäre noch zu er-

wähnen: Es gab auch Kurierdienste auf Landkreisebene, die den Bürgermeistern im Kreis Anweisungen der örtlichen Militärregierungen überbrachten. Diesen Kurierdienst haben im Sommer 1945 die einzelnen Postämter übernommen. Dabei behielt sich die örtliche Militärregierung die Zensur der Sendungen vor. Diese Zensur konnte gegebenenfalls zweimal erfolgen: beim örtlichen französischen Platzkommandanten und bei der Kreismilitärregierung.

Am 28. Juni 1945 berichtete der Amtsvorsteher des Postamts Balingen in dieser Sache an den Kommandanten Wegmann, Chef der Militärregierung des Kreises Balingen, daß für die begrenzten Postverbindungen im Kreis Kraftfahrzeuge nicht zur Verfügung stünden und man fußgehende oder radfahrende Boten einsetzen müsse. Die Briefgebühren würden in bar vereinnahmt, weshalb diese Sendungen an den Postschaltern aufzugeben wären. Der Verkehr könne am 2. Juli 1945 beginnen usw.

Der Grundgedanke war, den illegalen Briefverkehr zu unterbinden und der Militärregierung die Zensur der Nachrichten zu ermöglichen. Der Nebengedanke lief daraus hinaus, durch die Kuriertätigkeit wieder einen Teil des Postpersonals in Arbeit zu bringen. Nebenbei bemerkt haben die örtlichen Platzkommandanten hier auf den geprüften Sendungen keine Zensurvermerke angebracht und auch keine Verschlusszettel oder -streifen aufgeklebt. Die Balingen Postboten Hans Dürr und Josef Dettling haben im November 1945 solche Botengänge zu Fuß bzw. mit dem Fahrrad über die Lochensteige ausgeführt und konnten sich noch erinnern, daß „an bestimmten Austauschstellen für die Postler stets eine warme Suppe bereitgestanden hätte.“

Der Landkreis Balingen war in 19 Botenbezirke eingeteilt, die werktätlich begangen wurden. Die Postboten oder Botenkuriere hatten Dauerausweise. Sie mußten am linken Arm eine weiße Armbinde mit der Bezeichnung P.T.T. und dem Dienstsiegel ihres Postamts tragen.

Das alles war eine Vorabregelung, um die Behörden, wichtige Geschäfte usw. in die Lage zu versetzen, untereinander zu korrespondieren, d. h., die Dinge wieder in Gang zu bringen, bevor der private Briefverkehr innerhalb Deutschlands ab 1. November 1945 zugelassen wurde. Im übrigen hatten die Postämter Balingen und Ebingen wöchentliche Tätigkeitsberichte über alles mögliche zu erstatten, so z. B.

wieviel Stunden Französisch-Unterricht dem Personal erteilt worden seien und anderes mehr. – Belegt ist, daß hier ab 1. November 1945 folgende Bahnposten verkehrten:

Zug 4180 Villingen – Balingen – Sigmaringen, Zug 4181 Sigmaringen – Balingen – Villingen.

Somit konnten in diesen Zügen wieder Postsendungen befördert werden. Im übrigen war für den Streckenteil Balingen – Sigmaringen das Postamt Balingen zuständig.

Die regelmäßige Postzensur durch französische Zensurstellen (eine hatte ihren Sitz in Tübingen) ist ausgangs 1947 aufgegeben worden. Danach fanden nur noch die stichprobenweise Kontrollen statt auf der Grundlage des am 21. September 1949 in Kraft getretenen hobenen Besatzungsstatus.

### Einrichtung einer Oberpostdirektion in Tübingen

Um vom autoritären Führungsstil wegzukommen, mußte bei den Postämtern zunächst ein vorläufig örtlicher Betriebsausschuß benannt werden (Verfügung vom 19. Juli 1945). Später wurden dann in den Betrieben Betriebsräte gebildet (Alliiertes Kontrollrat Nr. 22 vom April 1946). Heute werden bei der Post Personalräte gewählt. Am 12. November 1948 ist im Oberpostdirektionsbezirk Tübingen auch ein sogenannter Amtsvorsteher-Ausschuß gewählt worden, dem der Balingen Postamtmann Wilhelm Jetter angehörte.

Die Oberpostdirektion Freiburg ist ab 17. Juli 1945 für Südbaden und die Oberpostdirektion Tübingen ab 1. November 1945 für den Regierungsbezirk Südwürttemberg-Hohenzollern und den Kreis Lindau eingerichtet worden. Dies geschah Zug um Zug, da es sowohl an geeignetem Personal als auch an Büroräumen und Mobiliar fehlte. Doch die französische Militärregierung wollte eben auch in ihrer Zone zwei Oberpostdirektionen haben. Sie hatte ihren Sitz in Baden-Baden. Dort befand sich auch die Direktion des P.T.T. (Post-Telegraph-Telefon), deren Sektion P.T.T. in Tübingen Dienstsitz bezog.

Nach einer Statistik sind im Jahre 1947 beim Postamt Balingen

aus USA	18 171
aus der Schweiz	1 458
aus anderen Ländern	449
insgesamt mithin	20 078

Liebesgabenpakete eingegangen. Dabei hat sich die Hilfsaktion „Care“ besonders hervorgetan. Zwischen 1946 und 1960 haben deutsche Empfänger rund 9,5 Millionen der begehrten Care-Pakete mit amerikanischen und kanadischen Lebensmitteln, Kleidungsstücken, Medikamenten und Werkzeugen im Wert von rund 86 Millionen Dollar erhalten. 200 000

Pakete wurden während der Berlin-Blockade in die geteilte Stadt geflogen. „Care“ ist 1946 gegründet worden. Es bedeutet „Cooperative for American Remittances to Europa“, das heißt Paketaktion gegen die Not in Europa.

Gleich nach dem Einmarsch 1945 hatten die Franzosen Robert Wahl zum Bürgermeister von Balingen ernannt. – Bereits am 5. November 1945 ist in der Balingen Sichelschule der Schulunterricht wieder aufgenommen worden. – In diesem Zusammenhang sollte erwähnt werden, daß sich Ende 1947 Bürgermeister Fuchs sehr positiv über die segensreiche Einrichtung der Kinderspeisung in Balingen und Heselwangen äußerte. In Balingen hätten 349 und in Heselwangen 34 Kinder daran teilgenommen. Auch sämtliche Kriegsgefangenen, mit Ausnahme derjenigen in russischer Gefangenschaft, hätten von der Heimatstadt mit einem Weihnachtspaket bedacht werden können. 260 Gefallene und 98 Vermißte hatte Balingen an Weihnachten 1947 zu beklagen.

Am 1. 8. 1946 wurde angeordnet, daß die Briefkasten künftig postgelb zu streichen sind und ihre Aufschrift „Deutsche Post“ zu lauten habe statt bisher „Reichspost“. Die Postämter sollten Malermeister suchen, die diese gelbe Farbe stellen könnten, da eine zentrale Beschaffung nicht möglich sei. Außerdem wurde die Zahl der Briefkastenarten aus Gründen der Sparsamkeit von 9 auf 5 reduziert. – An den Postdienstmützen mußten die Schwarz-Weiß-Rot gefärbten Kokarden abgenommen werden.

Trotz aller Bemühungen war die Post in der Bzone noch weit von ihrem Vorkriegsstand entfernt, da

- gleichzeitig eine politische Säuberung durchzuführen war,
- einschneidende Zensurmaßnahmen hemmten,
- Schwierigkeiten bei der Beschaffung von Roh-, Bau- und Hilfsstoffen (z. B. Kfz-Reifen) auftraten sowie auch bei erheblichen Zerstörungen an Gebäuden und Einrichtungen,
- außerordentlich unzulängliche Arbeitsbedingungen herrschten,
- dringend benötigte Postfachkräfte sich noch in Kriegsgefangenschaft befanden, usw.

Es fehlte einfach an allem. Trotzdem aber gelang es, den Betrieb etappenweise wieder in Gang zu bringen. General Lucius D. Clay sagte Ende 1947: „... die deutsche Postverwaltung sei die am besten funktionierende deutsche Behörde.“

Rückblickend sei nochmals festgestellt, daß am 1. Januar 1909 im Deutschen Reich 13 Postscheckämter eröffnet worden sind, so auch das „Königlich Württembergische Postscheckamt Stuttgart“. Einem alten Verzeichnis konnte entnommen werden, daß es dort damals drei Kontoinhaber aus Balingen gegeben hat: das Kgl. Kameralamt, die Gewerbebank Balingen eGmbH und den Versicherungsagenten Karl Wartz. Am gleichen Tage ging auch das Postscheckamt Karlsruhe (Baden) in Betrieb.

Die Dienstgebäude des Postscheckamts Stuttgart sind in den Jahren 1943 und 1944 durch Flieger-Nachtangriffe weitgehend zerstört bzw. beschädigt worden, weshalb einige Dienststellen nach anderen Orten ausgelagert werden mußten. Nach dem Einmarsch der französischen Truppen am 24. April 1945 und ohnehin nach dem Gesetz Nr. 76 der Militärregierung mußte auch der Dienst im Postscheckamt Stuttgart zunächst völlig eingestellt werden.

Als die Dinge wieder in Gang kamen, verlangte die französische Besatzungsmacht in ihrer Zone zwei Postscheckämter. Man hörte damals auch einen der Gründe, nämlich daß die dort gebuchten Gelder im Lande bleiben sollten. So kam es am 1. August 1946 zur Einrichtung des Postscheckamts Freiburg (Breisgau). Am 1. August 1947 wurde dann das Postscheckamt Reutlingen in Betrieb genommen.



Auf dem Foto ist das Balinger Internierungslager der französischen Besatzungsmacht zu sehen, das von 1945 bis 1948 bestanden hat und sich auf dem Rogg'schen Gelände zwischen der Verlängerung der Behrstraße und Reicherts Sägewerk befand (Pressebild aus dem „Schwarzwälder Boten“ vom 1. 2. 1969). An seine Stelle kam dann das „Grenzauffanglager Balingen“.

Beides war ziemlich schwierig, da es an wirklich allem fehlte. Wenig später brachte die Währungsreform vom 20. Juni 1948 viele zusätzliche Arbeiten, weil jedes einzelne Konto von RM auf DM umgestellt werden mußte und erst danach Buchungen vorgenommen werden durften. Beide Postscheckämter bestanden nur wenige Jahre. Nachdem am 1. April 1950 die „Deutsche Bundespost“ gebildet worden war, wurden sie aufgelöst, und zwar das in Freiburg (Breisgau) 1952 und das in Reutlingen Ende September 1950. In der Nähe der Postscheckämter Karlsruhe bzw. Stuttgart gelegen, konnten sie gut wieder wegrationalisiert werden. Die Reutlinger Postkunden kamen zum Postscheckamt Stuttgart.

Die französische Besatzungsmacht hatte damals aber auch zwei Postscheckämter gefordert. So wurden 1947 das Postscheckamt Freiburg (Breisgau) und das Postscheckamt Reutlingen neu eingerichtet. Wegen zu geringem Verkehrsumfang ist das Freiburger Amt bereits 1950 und das Reutlinger Amt ebenfalls 1950 wieder aufgelöst worden. Auch hinsichtlich des Postsparbuchwesens waren im

Zusammenhang mit der Währungsreform vom 20. Juni 1948 in großem Umfang Umstellungsarbeiten zu leisten.

Die Postsparer mußten erfaßt werden. Das war eine nicht einfache Aufgabe, wenn man bedenkt, daß das Postsparbuch bei den Flüchtlingen und Heimatvertriebenen oft das einzig gerettete Hab und Gut war, weswegen gerade der Postsparbücherdienst gleich lebhaft in Anspruch genommen worden ist. Dabei trat ein übergroßes Mißverhältnis zwischen Ein- und Auszahlungen auf (etwa 1:11). Daher geriet die Post in Auszahlungsschwierigkeiten, weshalb für Abhebungen ein Höchstbetrag festgesetzt werden mußte. Oft waren auch Postsparbücher umzutauschen oder neu auszustellen. Aus Gründen der Dienstvereinfachung und um Doppelnummern auszuräumen sowie das Nebeneinander der Postsparbuchfarben zu beenden, denn es gab ja mehrere Postsparbüchertypen, wurden ab Ausgangs 1950 nur noch blaue Einheits-Postsparbücher ausgegeben.

In der französischen Besatzungszone hat es in den Jahren 1945–1949 insgesamt 14 Internierungslager der Besatzungsmacht gegeben, eines davon in Balingen. In einer Verfügung der Oberpostdirektion Tübingen vom 28. 10. 1947 hieß es unter anderem: „Für die von den Insassen der Lager abgehende Post besteht Gebührensfreiheit. Die Sendungen müssen jedoch mit dem Lagerstempel versehen sein und den Vermerk ‚Gebührenfrei‘ tragen.“ Danach ist anzunehmen, daß diese Sendungen bis Oktober 1947 gebührenpflichtig gewesen sind. Wenn der absendende Lagerinsasse keine Briefmarken hatte, mußte Nachgebühr angesetzt werden. Sendungen an Lagerinsassen waren grundsätzlich gebührenpflichtig.

#### Das „Balinger Internierungslager“ und die Versorgung seiner Insassen mit Post

Das Balinger Internierungslager hat von 1945 bis 1948 bestanden. Zuverlässig fest steht, daß es im Lager eine Poststelle II (Stadt) gegeben hat und zwar vermutlich ab Ende 1947, weil die Genehmigungsverfügung der Oberpostdirektion Tübingen vom 10. November 1947 datiert, bis zur Auflösung des Lagers Ende 1948.

## Mehr als Landschaft und Geschichte

### Meditation über den Begriff „Heimat“

Als am 21. Oktober dieses Jahres die Heimatkundliche Vereinigung Balingen in einem Festakt im Sitzungssaal des Landratsamtes in Balingen ihres 40jährigen Bestehens gedachte, war auch Robert Kohler mit einem Festbeitrag beteiligt. Hier seine Meditation über den Begriff „Heimat“:

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freunde von der Heimatkundlichen Vereinigung!

Lassen Sie uns anlässlich der heutigen Jubiläumsfeier unserer Gemeinschaft einige Minuten innehalten und über die Begriffe Heimatkunde und Heimat nachdenken.

Die Heimatkunde, die Kunde von der Heimat, die das Hauptaufgabenfeld unserer Vereinigung ist und den Inhalt unserer Heimatkundlichen Blätter bestimmt, ist außerordentlich vielgestaltig: der Biologe erforscht und beschreibt unsere heimatliche Natur, der Geograph Berge, Gewässer, Verkehrswege und andere Eigenheiten unserer Landschaft, der Geologe die erdgeschichtlichen Formationen, den Historiker beschäftigt die Vergangenheit, den Volkskundler Lebensweise, Gebräuche, Trachten u. ä., der Sprachwissenschaftler studiert unsere Mundarten usw. usw.

In der Heimatkunde richten alle diese Wissenschaften ihr Augenmerk wie durch ein Brennglas auf die Heimat, um uns diese näherzubringen, damit wir sie je besser kennen lernen und uns ihr enger verbunden fühlen. Was aber ist Heimat? – Der Begriff wurde im Laufe der Zeiten sehr unterschiedlich gewertet. Es ist nicht allzulange her, da war vielen das Wort suspekt. Die einen verbanden den Begriff mit Spießbürgertum und Engstirnigkeit und sahen

in den Heimatkundlern Zeitgenossen, deren Blick nicht über den örtlichen Kirchturm hinausreicht; anderen wiederum war das Wort Heimat politisch belastet, reaktionär, nationalistisch und daher – und wegen des teilweisen Mißbrauchs im Dritten Reich – möglichst zu vermeiden.

Dies mutet insofern sonderbar an, als in der gleichen Zeit durch den Zuzug Tausender Deutscher aus dem Osten und Südosten die Wörter „heimatlos“ und „Heimatvertriebene“ Eingang in unsere Alltagssprache fanden und die Probleme heimatvertriebener Menschen vielfach die damaligen politischen und wirtschaftlichen Entscheidungen bestimmten. Wir kommen also nicht daran vorbei, den Begriff „Heimat“ eingehender zu hinterfragen. Vielleicht ist es gut, wenn dies jemand tut, der seine Heimat verloren hatte.

Sicher gehört zur Heimat all das, was ich als Gegenstand der Heimatkunde schon aufgezählt habe: unsere Berge und Täler, die Bäche, die Wälder, die ganze Natur, die uns umgibt und uns von Kindheit an vertraut ist; auch unsere Städte und Dörfer, die Kirchen und Schlösser, in deren Schatten wir aufgewachsen sind, gehören dazu – und selbstverständlich – das Elternhaus, die Schule, die vertrauten Gassen und Wege. Aber dies ist nicht alles, beinahe alles dies fände ich heute noch in meiner alten

Heimat, und so bekannt es mir auch erschiene so wäre es mir doch nicht mehr Heimat, sondern Fremde.

Zu all dem nämlich, was uns heimatlich umgibt, gehört unabdingbar als wichtigstes dazu der Mensch: Eltern, Großeltern, Verwandte, die Nachbarn und Freunde, die Schulkameraden, die Arbeitskollegen, all die Menschen, in deren Mitte wir eingebettet sind, wo wir „dazu gehören“, mit denen zusammen wir wie Bäume im Wald – eben in der Heimat – wurzeln.

Menschen ihrer Heimat berauben heißt, sie entwurzeln; sie von ihrer angestammten Scholle vertreiben, ist nach Albert Schweitzer die offenkundigste Verletzung der Menschenrechte. Solchen Entwurzelten, Heimatlosen wieder Heimat zu geben, gehört daher zu den Größten menschlichen Tuns.

Wir Deutsche mußten durch Politik und Krieg tiefes Leid erfahren und auch Schuld auf uns nehmen. Lassen Sie mich heute einmal – anders als vielfach üblich – diese Deutschen loben. Meiner Ansicht nach gehört es zu den

größten Leistungen unseres Volkes in seiner Geschichte, daß es trotz der Not und der furchtbaren Zerstörungen des Krieges gelungen ist, über zehn Millionen Heimatvertriebenen eine neue Heimat zu geben, sie aufzunehmen und anzunehmen und sie einzugliedern: das hieß nicht nur, sie in Arbeit und Brot zu bringen und ihnen ein Dach über dem Kopf zu beschaffen, sondern sie auch als Mitbürger, Nachbarn, Freunde zu akzeptieren, so daß man heute die zweite Generation dieser Vertriebenen nicht mehr als solche erkennen kann. Dazu haben neben dem Staat, den Kirchen, den Kommunen und vielen einzelnen besonders Gemeinschaften wie unsere Heimatkundliche Vereinigung, wie Gesang-, Musik-, Sport- und Wandervereine beigetragen.

Es sind jetzt fast auf den Tag genau fünfzig Jahre, daß ich mit Frau und Kind und Handgepäck meine alte Heimat ohne ein Ziel vor Augen verlassen mußte. Ich weiß noch, wie mir damals die Strophe eines Gedichtes von Friedrich Nietzsche unablässig durch den Sinn geisterte. Lassen Sie mich diese Zeilen zitieren:

„Die Krähen schreien  
und ziehen schwirren Flugs zur Stadt;  
bald wird es schnein.  
Weh dem, der keine Heimat hat.“

Das Schicksal meinte es dann gut mit uns, mit mir wie mit den Millionen meiner damaligen Leidensgefährten: wir fanden eine neue Heimat. Lassen Sie mich heute und hier dafür danken, danken auch im Namen der Tausenden, die hier wieder Wurzeln schlagen durften. Lassen Sie mich in dieser Stunde aber auch daran erinnern, daß die Vertreibung von Menschen bis heute nicht aufgehört hat, daß Tausende, ja Millionen in allen Teilen der Welt heimatlos sind und heimatlos gemacht werden, so auch fast täglich in meiner alten Heimat, im ehemaligen Jugoslawien.

Wir, die wir – Gott sei es gedankt – in Frieden in unserer Heimat leben dürfen, wollen nicht wegschauen, nicht unsere Augen verschließen vor dieser Not in der Welt, sondern sie uns täglich bewußt machen und helfen, wann und wie und wo wir dies können.

## Von Balingen Ärzten, Apothekern und Badstuben

Johannes Luippold (1806 – 1879) – Ein Barbier wird Oberamtswundarzt/Von Dr. Wilhelm Foth – 2. Folge



Apotheke. Aus Hieronymus Brunschwig, „Das Buch der wahren Kunst zu distillieren“, Straßburg 1512. Vgl. Text, S. 409.

### Johannes Luippold (1806 – 1879)

Im 19. Jahrhundert vollzog sich im Gesundheitswesen in Württemberg ein starker Wandel, d. h. die handwerkliche Ausbildung der meisten Ärzte wurde durch die wissenschaftliche Ausbildung auf den Universitäten ersetzt.

Das läßt sich in Balingen sehr genau zeigen am Leben des Johannes Luippold und an dessen Aufstieg vom Lehrling der Barbierskunst zum „praktischen Arzt“ mit der Ermächtigung, auch die Innere Medizin auszuüben, bzw. zum Oberamtswundarzt in Balingen mit der Aufsicht über das Gesundheitswesen im ganzen Amt; abgesehen von der Stadt Ebingen.

Johannes Luippold, 1806 als Sohn des Philipp Luippold, eines Schuhmachers, in Balingen geboren, besuchte in Balingen die Schule, wohl die Lateinschule, worüber allerdings keine genauen Nachrichten vorliegen. Im Jahr 1820, also im Alter von 14 Jahren, begann er seine dreijährige Lehre bei Wilhelm Märklin, „Chirurgus daselbst“. Dabei zeigte er „lobenswerte Beweise von Fleiß, Treue und Sittsamkeit“, wie es in einem Schreiben des Oberamts-

arztes Dr. Bronner vom 26. 12. 1823 heißt. Wie Handwerksgelegen begab sich Luippold (er war inzwischen 17 Jahre alt geworden) nach der Lehrzeit auf Wanderschaft, und zwar in die Schweiz, wo er zuerst in St. Gallen arbeitete und dann am „medizinisch-chirurgischen Cantonal-Institut“ in Zürich immatrikuliert war, wo er „Collegien“ in Anatomie, Physiologie, allgemeiner Pathologie und Therapie, Arzneimittellehre, Chirurgie, Geburtshilfe und gerichtlicher Medizin besuchte, wie ihm im Schlußzeugnis „unter Anwünschung des göttlichen Segens zu seinen ferneren Studien und Verrichtungen amtlich bezeugt“ wurde (März 1830).

Inzwischen war in Württemberg eine Verordnung in Kraft getreten, die die Wundärzte in drei Abteilungen einteilte, wobei zur ersten Klasse die akademisch ausgebildeten zählten, also die, die ein volles Universitätsstudium absolviert hatten. Den Ärzten der 2. und 3. Abteilung wurde gestattet, durch Zusatzstudien und -prüfungen sich um die Aufnahme in die erste Klasse zu bemühen.

### Luippold bezieht die Tübinger Universität

So war Luippold, ein offensichtlich sehr strebsamer junger Mann, 1831/32 drei Semester lang an der Landesuniversität Tübingen als „Hospitierender inscribiert“, wo er sich anschließend (September 1832) einem Examen unterzog, das ihn zur Ausübung der „Wundarzneikunst nach den Befugnissen der I. Abteilung“ ermächtigte, jedoch mit der Weisung, bis zu „erlangter weiterer Erfahrung sich namentlich der innerlichen Behandlung bedeutender chirurgischer Fälle nicht ohne den Beistand eines Arztes oder befähigten Wundarztes zu unterziehen“. Am folgenden Tag bestand Luippold auch das Examen in Geburtshilfe (als „Hebarzt“ wie man damals sagte).

Johannes Luippold leistete nun vor dem Oberamt den vorgeschriebenen Eid, in dem es u. a. heißt: „... daß ich diesem Beruf treu, fleißig und unverdrossen nachkomme, ... in schweren und gefährlichen Fällen einen praktischen Arzt ... beiziehe, keinem meine Hilfe eigenmächtig versage, den Armen ohne alle Belohnung mit Rat und Tat an die Hand gehe, ... keinen anderen Wundarzt verdränge, dem mir vorgesetzten Oberamtsarzt mich gehorsam erzeige.“

Aber Luippold, der am 9. Juli 1833 in Rosenfeld heiratete, war mit seiner beruflichen Posi-

tion noch nicht zufrieden; er wollte noch die Staatsprüfung für die Innere Medizin machen, also den Aufstieg zum „praktischen Arzt“.

Doch wie konnte man das damals erreichen bei einer Vorbildung, wie sie Luippold hatte? Im Wintersemester 1835/36 hörte er zunächst in Tübingen bei Prof. Sigwart Logik und bei Prof. Haug Universalgeschichte, zwei anspruchsvolle Vorlesungen, die wohl in erster Linie der lückenhaften Allgemeinbildung aufhelfen sollten, auch hier schloß sich eine Prüfung an.

Damit hatte Luippold (er war inzwischen immerhin 30 Jahre alt geworden) das Recht erworben, sich für zwei Semester als Kandidat der Medizin immatrikulieren zu lassen (die Tübinger Universität hatte damals übrigens in allen Fakultäten zusammen 624 Studenten!). Am 28. 6. 1837 bestand er vor der Prüfungskommission der Medizinischen Fakultät die sogenannte Erste Medizinische Dienstprüfung, wozu auch eine umfangreiche schriftliche Arbeit einzureichen war. Bei dieser Prüfung fand auch das „colloquium pro gradu doctoris medicinae“ (Kolloquium zur Erlangung des medizinischen Doktorgrades) statt – auf seinem Diplom steht „post satis comprobata eruditio nem medicam“ (nach als genügend anerkannter medizinischer Ausbildung).

Johannes Luippold durfte also von nun an den Dokortitel führen, für den einstigen Schuhmacherssohn eine außergewöhnliche Ehre.

Um in den Staatsdienst eintreten zu können, was damals nur wenigen vergönnt war, war noch eine weitere Prüfung, vergleichbar der heutigen 2. Dienstprüfung, notwendig. Die Bewerbung um die Zulassung war an den König selbst zu richten, wobei der Bewerber vor allem die Versicherung abgeben mußte, „in keiner gesetzwidrigen geheimen Verbindung zu stehen“, eine Versicherung, die sich vor allem auf die durch die Karlsbader Beschlüsse verbotenen Studentenverbindungen bezog.

In der Urkunde, die nach dieser Prüfung ausgestellt wurde, heißt es, daß ihm „die Erlaubnis nicht nur zur Ausübung der inneren Heilkunde, sondern auch zur künftigen Bewerbung um ein öffentliches ärztliches Amt“ erteilt wird. Johannes Luippold hatte damit im Alter von 31 Jahren seine volle medizinische Ausbildung abgeschlossen, gleichsam auf dem zweiten Bildungsweg, wie wir heute sagen würden.

### Oberamtswundarzt in Balingen

Von 1838 bis 1848 praktizierte Luippold in Dornhan, ohne daß wir über seine dortige Tätigkeit näher Bescheid wüßten. Am 21. Juli 1848 stellte er sich in Balingen in der Amtsversammlung zur Wahl als Oberamtswundarzt. Obwohl es drei Bewerber gab, erfolgte die Wahl Luippolds einstimmig, „besonders in Rücksicht auf seine langjährige Praxis und auf das Vertrauen, das er sich bereits unter den Bezirksangehörigen erworben hat“, wie es im Sitzungsprotokoll heißt. Er sollte eine Besoldung von 50 Gulden dafür erhalten, daß er „die Landjäger (Polizisten) und arme Verhaftete ohne weitere Belohnung zu behandeln habe“. Außerdem sollte er Gebühren erhalten für die Behandlung zahlungsfähiger Gefangener, für „Legalinspektionen“ (etwa bei Körperverletzung) und „Legalobduktionen“ (etwa bei Mord und Selbstmord). Für die notwendigen Instrumente und Apparate hatte der Arzt auf seine Kosten zu sorgen. Auch wenn sich diese dienstlichen Tätigkeiten auf das ganze Oberamt Balingen erstreckten, so blieb doch genügend Zeit für eine umfangreiche Privatpraxis.

Das Gehalt des Oberamtswundarztes Luippold wurde mehrfach erhöht, z. B. 1867, 1870 und 1879, wenige Monate vor seinem Tod, und belief sich schließlich auf 400 Mark. Dabei war seit 1867 festgelegt, was mit dieser Besoldung abgegolten war. Luippold war „verpflichtet zu unentgeltlichen Behandlungen Armer in solchen Wund- und Hebeärztlichen Fällen, wo die Kosten von einer öffentlichen Kasse hätten

getragen werden müssen, ausgenommen eigentliche Operationen, für welche die Anrechnung der Hälfte der betreffenden Taxe gestattet ist und mit Ausnahme der Verrichtungen außerhalb des Wohnortes, für welche der Ersatz der Reisekosten in bestimmten Sätzen zugelassen wurde“, wie es in den entsprechenden Protokollen heißt.

Johannes Luippold übte seine Tätigkeit bis zu seinem Tode aus, der ihn am 14. Oktober 1879 im Alter von 73 Jahren erteilte – einen „Ruhestand“ im heutigen Sinne gab es noch nicht.

Johannes Luippold, ein außerordentlich strebsamer Mann, der sich offensichtlich großer Beliebtheit erfreute, zeigt in seinem Lebenslauf nicht nur seinen persönlichen Aufstieg vom „Handwerker“ zum Vollakademiker, sondern dokumentiert damit zugleich den Aufstieg eines ganzen Berufsstandes:

### Quellen und Literatur

1. Kreisarchiv Balingen, Amtsversammlungsprotokolle 1842–1879
2. Evangelisches Kirchenregisteramt Balingen: Familienbuch
3. Der Landkreis Balingen. Amtliche Kreisbeschreibung Balingen, Bd. II, Ortsbeschreibung Balingen (verfaßt von Wilhelm Foth), Balingen 1961 (dort auch weitere Literaturangaben)
4. Martin Goes, Johannes Luippold – ein Beitrag zur Geschichte des württembergischen Wundarztes in „Arzteblatt Baden-Württemberg“ 5/77, S. 428 ff.
5. Reinhold Rau, Der erste Apotheker und der erste Stadtarzt in Balingen, Heimatkundliche Blätter 1962, S. 403.
6. Walter Stettner, Von Ärzten und Apothekern, Kranken und Krankenhäuser im alten Ebingen, Heimatkundliche Blätter 1981, S. 321 ff. und 388 ff.



## Stein-Epitaph des edlen Fräuleins

In der Balinger Friedhofkirche/Von Eugen Gröner

Nicht nur die Stadtkirche, sondern auch die Friedhofkirche in Balingen birgt mehrere Werke des Balinger Bildhauers Simon Schweitzer, darunter das Stein-Epitaph des edlen Jungfräuleins Maria Magdalena von Tierberg. An der Südwand der Kirche ist dieses schöne Werk aufgehängt.

Wir müssen uns zunächst fragen, wie dieses

Epitaph in eine Balinger Kirche kommt. Von den Tierberg gab es zwei Linien, die Altentierberg, die ihren Sitz auf dem Tierberg bei Lautlingen hatte, und die Wildentierberg, deren Burg auf dem „Kugelberge“, Gem. Margrethausen stand. Beide Linien waren vermutlich katholisch – wieso also das Epitaph in einer evangelischen Kirche?

Das Kunstwerk ist dreiteilig angelegt. Das hochrechteckige Mittelfeld zeigt den Gekreuzigten in der für Simon Schweitzer charakteristischen Art (Kopf nach rechts, Beine nach links), davor ein kniendes Kind in der Tracht der damaligen Zeit, mit Halskrause, langem

Haar, Blumenkranz mit Kreuz. Am Fuße des Kreuzes liegt ein Totenschädel mit Gebeinen. An den Ecken des fein gerahmten Feldes ist die Ahnenprobe in Form von vier adeligen Wappen angebracht, links oben eine Hirschkuh auf Dreieberg (Tierberg), rechts oben zwei Karpfen, links unten Strauch mit Blumen und Wurzeln (Ifflinger) und rechts unten drei Schlüssel (Speth).

Im oberen Teil ist Gottvater mit der Weltkugel dargestellt im hochovalen Rollwerkrahmen, darunter schwebt in Wolken die Taube des Heiligen Geistes. Das Ganze gibt zusammen mit dem Gekreuzigten den sogenannten „Gnadenstuhl“. Ein querovaler Rollwerkrahmen mit Blättern und Früchten, an der Seite zwei Löwenköpfe und unten ein Engelskopf ist der äußere Rahmen für die Inschrift: „Anno Domini 1597 Den 22. Augusti Starb das Edell junckfrewlin Maria Magdalin von Thierberg von der wildenthierberg Ihrs altters 24 Wochen dem gott gnedig.“ Eugen Gröner

Epitaph verkehrt:

### Tücke des Objekts

Zumindest der Bildtext verriet klipp und klar, daß das Foto vom Caspar-Mürschel-Epitaph in der jüngsten Ausgabe im Druck verkehrt herum wiedergegeben war. Da außerdem das Autorenverzeichnis das falsche war, wurde der Redakteur der „Heimatkundlichen Blätter“ an den Tübinger Professor Theodor Vischer (1807–89) und dessen geflügeltes Wort von der „Tücke des Objekts“ erinnert. Hochgebildet und wortmächtig war dieser schwäbische Ästhetiker und Literat, aber im Leben hat er die Erfahrung gemacht, daß alle Klugheit nichts nützt gegen die „Tücke des Objekts“ – jenen Teufel, der in den kleinsten Dingen steckt und der sich immer dann bemerkbar macht, wenn man es am wenigsten erwartet. (Diese kleine Dosis Heimatkunde heute extra als Versuch der Redaktion zu einer Wiedergutmachung).

### 1954–1993 auf einen Blick

Als Morgengabe zur Feier des 40jährigen Bestehens der Heimatkundlichen Vereinigung von den Archivaren Dr. Peter Thaddäus Lang (Albstadt), Dr. Hans Schimpf-Reinhardt (Balingen) und Dr. Andreas Zekorn (Landkreis) dargebracht, liegt nun ein Register für die Heimatkundlichen Blätter Balingen für die Jahre 1954–1993 vor. Es ist vierteilig, nämlich gegliedert in ein Autorenregister, Ortsregister, Personenregister und Sachregister. Interessenten können es im Landratsamt Zollernalbkreis in Balingen bei Archivar Dr. Zekorn einsehen und dort auch gegen Gebühr beziehen. Mit diesem Werk ist ein rascher Überblick über die mehr als 1900 großformatigen Seiten mit mehr als 100 Themen geboten.

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Dr. Wilhelm Foth, Lisztstraße 35  
72336 Balingen

Eugen Gröner, Hofmannstraße 6  
72336 Balingen

Rudolf Töpfer, Stingstraße 47  
72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

# Heimatkundliche Blätter



# Balingen

Jahrgang 41

31. Dezember 1994

Nr. 12

## Burkhard III. von Hohenberg und seine bewegte Zeit

Von A. G. Grözinger/Schömberg – Fortsetzung aus Nr. 5/94 = 3. Folge (Schluß)

Im Jahre 1245 soll sich Gertrude von Hohenberg mit Rudolf von Habsburg verheiratet haben. Die Hochzeit fand angeblich in der Grafschaft Hohenberg auf der Rotenburg statt. Als Jahr der Verheiratung werden auch die Jahre 1241 bis 1255 genannt.

Jedenfalls ist sicher, daß Gertrude am 8. 3. 1254 verheiratet war, als sie in Wettingen versuchte, ihren Mann mit einem seiner Gegner zu versöhnen. Auch ihr Geburtsjahr scheint unbekannt zu sein. Herm nennt das Jahr 1225.

Ein Zeitbericht aus dem Familienleben Rudolfs mit Gertrude gibt uns einen Hinweis darauf, daß Kinder schon sehr früh verheiratet wurden. Häufig erfolgten Eheabsprachen im frühen Kindesalter. Damit war nicht selten auch die Übergabe des Mädchens in die Familie des künftigen Gatten verbunden. Die Eheschließung erfolgte in der Regel im Mündigkeitsalter, das bei dem Mann 14 Jahre, bei der Frau zwölf Jahre betrug.

Inwieweit dies auch auf Familien der Untertanen zutraf, ist uns nicht überliefert. Die Geschichtsschreibung ist insgesamt unecht und unrealistisch, da nur das Leben der Aristokratie überliefert ist.

Als die Tochter Rudolf von Habsburg, Guote, mit König Wenzel von Böhmen verheiratet wurde, war Guote noch ein Kind und ihr Gatte noch ein Knabe; sie erzählt ihm von ihren Puppen und er von seinen Falken, aber trotzdem werden sie des Nachts zusammengelegt.

Der Stammsitz Rudolfs, die Habsburg, liegt in der nördlichen Schweiz, im Aartale unweit von Schinznach. Aus der Ehe Rudolfs mit Gertrude sollen 13 Kinder hervorgegangen sein, wovon vier in der Kindheit starben.

Im Alter von zehn Jahren, wahrscheinlich im Hochzeitsjahr seiner Schwester Gertrude, wurde Albrecht II. nach Wien an den Hof Herzog Friedrichs gebracht. Als Edelknabe trat er in den Dienst der Herzogin. Dort wurde er zu einem edlen Jüngling und Ritter herangebildet. So wurde er auch von fahrenden Sängern in Gesang und Saitenspiel unterrichtet. Als Herzog Friedrich am 15. 6. 1246 im Kampf in Ungarn fiel, kehrte Albrecht in seine Heimat zurück.

Gertrudes Gemahl, Rudolf von Habsburg, wurde von Kaiser Friedrich II. am 1. 5. 1218 auf Schloß Limburg im badischen Breisgau aus der Taufe gehoben. Er war der Sohn des Grafen Albrecht IV. von Habsburg und einer Adligen namens Helwig von Kyburg.

Durch seine Treue zu den Staufern wurde er in späteren Jahren zweimal vom Papst gebannt. Das erste Mal im Jahre 1249 durch Papst Innozenz IV. Rudolf lag bekanntlich in Dauerfehde mit dem Bischof von Basel. Sein zweiter Bannstrahl traf ihn, als er im Jahre 1253 ein Kloster der Reuerinnen bei Nacht überfiel und niederbrannte.

Es wird heute nur sehr schwer nachvollziehbar sein, welche Bedeutung im 13. Jahrhundert ein Bannstrahl wirklich besaß. Es wurden bekanntlich nicht nur Menschen mit dem Bannstrahl belegt. Zwischen den Jahren 1121 und 1602 wurden nachweislich elf große kirchliche Prozesse gegen Insekten geführt.



Der erste Prozeß dieser Art ist urkundlich im Jahre 1320 belegt, geführt von einem geistlichen Gericht in Avignon. Zwei Erzpriester zitierten alle unmündigen Maikäfer im Namen des geistlichen Gerichts vor den Bischof und drohten ihnen im Falle des Nichterscheinens mit dem Kirchenbann.

Im Jahre 1250, als Burkhard III. in eine zweite Ehe mit Clementina von Kyburg einging, zählte der päpstliche Agent Albert von Beham die Grafen von Zollern und Hohenberg zu den mächtigsten Geschlechtern Schwabens. Sie könnten, so zeichnete er auf, mit ihren Burgen und Festen sogar dem Reich Widerstand leisten, wenn sie wollten.

Der Besitz der Hohenberger war zu dieser Zeit nicht unbedeutend. Die Städte Rottenburg, Haigerloch, Nagold, Wildberg, Altensteig, Horb, Ebingen, Schömberg, Triberg, Spaichingen und Friedingen lagen innerhalb der Grafschaft.

Wie und womit Politik gemacht wurde, bringt ein historischer Bericht aus dieser Zeit deutlich zum Ausdruck. Der nachfolgende Bericht, der über den Untergang der Staufer vieles aussagt, hat auch das Haus Habsburg und Hohenberg sicher nicht unberührt gelassen.

Die Kurie vermittelte den Württembergern bedeutende Rechte aus dem Besitz ihrer Erzfeinde, den Staufern im Jahre 1251. Die Kurie erklärte zu aller Kenntnis: „Die Nachkommenschaft des im Jahre 1250 verstorbenen Friedrich II. (Staufer 1209–1250), welcher sich zeitweise als Kaiser gebärdet habe, sei nicht nur der Nachfolge in der ererbten Treulosigkeit verdächtig, sondern würde zweifellos auch Ahnen und Urahn in der althergebrachten wütenden Tyrannei nacheifern; daher werde der päpstliche Stuhl niemals, nachdem ihn dieses Geschlecht von Vipern in seinen Anhängern so lange schrecklich verfolgt habe, zugeben oder als Gnade gewähren, daß einer dieses Geschlechts zu der Ehrenstellung eines römischen Königs oder Kaisers oder des Herzogs-

tums Schwaben wieder aufsteige; solcher Ehre beraubt zu sein, haben die noch lebenden Glieder dieses Geschlechtes wie durch die Schuld des Vaters, so auch durch eine eigene verdient.“

Die bedeutende Masse des Königsgutes, das die Staufer besaßen, war von den Päpsten, die das eigentlich gar nichts anging, der Habgier der Fürsten preisgegeben. Gesichert durch päpstliche Autorität, raffte jeder so viel er konnte. Das meiste jedoch, nämlich Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain, die windische Mark und das Egerland nahm Ottokar von Böhmen. Bayern nahm die Oberpfalz, der Bischof von Worms Burg und Stadt Wimpfen, der Bischof von Basel Rheinfelden und Breisach, der Graf von Jülich Düren, der Graf von Nassau Wiesbaden, andere anderes.

### Weltliche und geistliche Fürsten

Um 1250 gab es weltliche und geistliche Fürsten. Zu den weltlichen gehörten etwa 20 Herzöge und Grafen. Zu den geistlichen Fürsten etwa 50 Erzbischöfe und Äbte.

Am 14. 7. 1253 stirbt Graf Burkhard III. von Hohenberg eines jähen Todes. Bei einem Ritt von Wildberg nach Rottenburg wird er bei Deckenpfronn von einem Blitz tödlich getroffen. – Im Kloster Kirchberg fand die Beisetzung statt.

Seine Söhne Albrecht II., Burkhard IV. und Ulrich waren nicht mächtig, diese imposante Landmasse zusammenzuhalten. Der Besitz wurde aufgeteilt. Verhängnisvoll wirkte sich aus, daß die Hofhaltung Unsummen verschlang.

Die Spaltung der Grafschaft in Ober- und Niederhohenberg stiftete vielfach Verwirrung, denn es stand nie eindeutig fest, was zum einen oder dem anderen gehörte. Horb, Oberndorf und Wehrstein wurden gewöhnlich zu Niederhohenberg, Schömberg, Werenwag und Kaltenberg zu Oberhohenberg gehörig bezeichnet.

Auch die den Hohenbergern zugeschriebene Frömmigkeit – noch Burkhard III. trug den Titel „von Gottes Gnaden Graf von Hohenberg“ – beschleunigte den Zerfall. Klöster und Spitäler wurden reichlich beschenkt. Das Karmeliterkloster in Rottenburg ist von den Hohenbergern ebenso begabt worden, wie das Kloster Reuthin bei Wildberg, das Kloster Rohrhalden bei Kiebingen, die Klöster Kirchberg, Zwiefalten und Heiligkreuztal, Kniebis und Stein am Rhein, Rottenburg und Haigerloch. Sicher auch das Kloster St. Märgen.

In der Chronik der Grafen von Zimmern ist folgender Bericht über die Hohenberger nachzulesen: „... und hat sie verderbt die großen Stiftungen und Gottesgaben, die sie unaufhörlich getan an die Gestifte, Klöster, Spittel, Bronnen und in anderen Wegen.“ In das Jahr 1255 dürfte wohl die Gründung der Stadt Schömberg durch die Grafen von Zollern fallen. In diesem Jahre verließ Graf Friedrich von Zollern seinem Freund Konrad von Tierberg damals die Balinger Kirche. Diese Verfügung

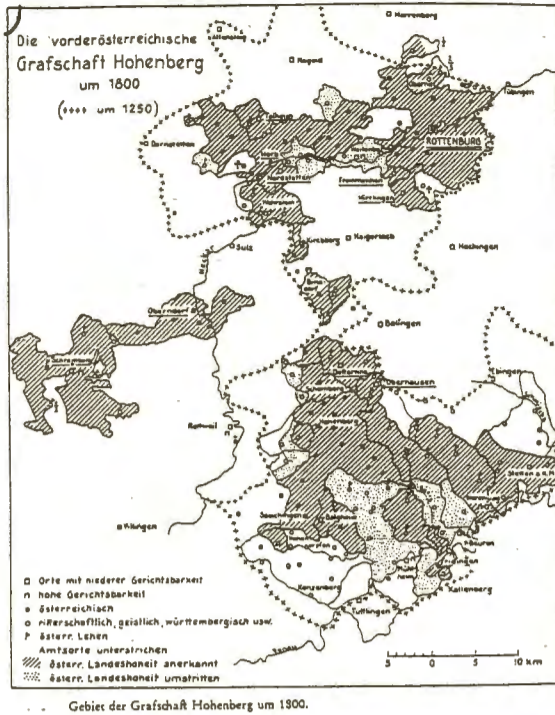
nahm er in „campo apud Shonberc“ (im Felde bei Schömberg) vor. Unter „campus“ könnte ein abgestecktes Feld gemeint sein, auf dem die Stadt erbaut wurde. Innerhalb dieses Areals lag sicher ein Adelsitz an der Stelle, an der heute die Stadtpfarrkirche steht. Ein romantisches Turmfundament ist im Urbrouillon an dieser Stelle ausgewiesen.

Die „Pfarrkirche“ stand in früherer Zeit im Kirchhofgelände (heute Friedhof genannt). Der Baustil muß romanisch gewesen sein. Diese Kirche war aus rohen, behauenen Steinen errichtet und mit einem hölzernen Turm geschmückt. In diesem Kirchhofgelände wurden noch bis 1809 die Toten von Ratshausen und Weilen u. d. R. bestattet.

Die Pfarrkirche, die vor der Stadtmauer lag, diente ursprünglich den Gläubigen aus Holzheim (Holzach), Altheim und evtl. auch den Christen aus Northeim. Auch für die Einwohner der Stadt Schömberg war die Friedhofkirche das Gotteshaus. Innerhalb der Stadtmauer stand bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts höchstens eine Kapelle.

Die früheste, nicht nachweisbare Kirche in unserer Markung stand in der Killwiese (Kirchwiese) – sicher in reiner Holzbauweise. Die gotische Kirche, die sehr wahrscheinlich im 15. Jahrhundert innerhalb der Stadtmauern errichtet wurde, fiel 1838 leider dem Abbruch zum Opfer. Auf einem Fundamentstein war die Jahreszahl 1441 abzulesen. Noch vorhandene Schlußsteine weisen in die späte Hochgotik oder in die Spätgotik. Glücklicherweise weist ein Schlußstein das Baumeisterzeichen aus.

Besonders eigenartig nahm sich sicher der dem gotischen Bau angegliederte romanische Turm aus, der die Glocken trug. Noch heute sind romanische Turmfundamentreste unter der westlichen Sakristei im Kellerraum sicht-



bar. Fundamenteile dieses Bergfrieds oder Wohnturmes, die außerhalb der Kirche lagen, sind leider in neuerer Zeit zerstört worden (19).

Der ursprüngliche Herrnsitz muß in ein klösterliches Anwesen übergegangen sein, genauso wie wir die Entwicklung vom Kloster Kirchberg her kennen. Im Volksmund wurde überliefert, daß an der Stelle, an der „später“ das Zainersche Haus stand, vordem ein Frauenkloster existiert hätte. In einer Urkunde, die in Überlingen liegen soll, hätten Mönche im Jahre 1200 aufgezeichnet, daß ihnen die frommen Frauen, wenn sie nach Schömberg kamen, ein

gutes Mus gekocht hätten. Entspricht es der Tatsache, daß diese Urkunde existiert, wäre sicher, daß der Name Schömberg schon vor der Stadtgründung existent war. Es wäre damit auch ein weiterer Beweis für einen frühen Adelsitz erbracht.

Die gotische Kirche wurde noch im 19. Jahrhundert im Volksmund, trotzdem diese „Unserer lieben Frau“ geweiht war, Klosterkirche genannt.

#### Quellennachweis 2. Teil

- Kirchenfürsten. Prof. Horst Hermann, Rasch & Röhrig, Verlag, Hamburg -1992-  
 Das Elend des Christentums. Joachim Kahl, Rohwolt-Verlag, Reinbeck -1993-  
 Geschichte der Deutschen. Wolfgang Menzel, Cotta'sche Buchh., Stuttgart -1834-  
 Die Inquisition und ihre Ketzler. Bernd Rill, Idea-Verlag, Puchheim -1982-  
 Sterben und Tod im Mittelalter. Norbert Ohler, Artemis-Verlag, Puchheim -1982-  
 Carmina Burana. Deutscher Taschenbuch-Verlag, München -1979-  
 Mohammed der Spediteur. Peter Goebel, Deutscher Verkehrsverlag, Hamburg -1976-  
 Germania sacra, Neue Folge 30. Bistum Konstanz. Das Zisterzienserkloster Wald. De Gruyter -1992-  
 Herscherinnen und Nonnen. Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin -1990-  
 Der Sülchgau. Reihe 21/22, Band 1977/78. Das Schwesternbuch von Kloster Kirchberg (1237-1305)  
 Die Grafschaft Hohenberg und ihr Übergang an Württemberg. Eugen Stemmler, Geiger-Verlag, Horb -1985-  
 Lebensformen im Mittelalter. Arno Borst, Propylaen-Verlag -1987-  
 Der Aufstieg der Habsburger. Gerh. Herm, Econ-Verlag, Düsseldorf -1991-  
 Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger, Band I. Alwin Schulz, Phaidon-Verlag, Kettwig -1991-  
 Rottweiler Heimatblätter. Nr. 14 vom 14. 8. 1925  
 Schönes und Interessantes aus der Insektenwelt. Broschüre - Vorarlberger Naturschau -1993-  
 Heimatbuch Wehingen -1993-  
 Römisches Reich - Deutscher Nation. Ricarda Huch, Bürgergilde Gutenberg, Ffm. -1955-  
 Heimatkundliche Blätter, Balingen. Nr. 7 vom 31. 7. 1973  
 Chronik der Grafen von Zimmern. Dr. Paul Herrmann, F. W. Hendel-Verlag, Meersburg -1932-  
 Kloster Kirchberg und seine Geschichte. Hiller Druck, Stuttgart -1991-  
 Die Burg im Wandel der Weltgeschichte. Prof. Dr. Carl Schuchhardt, Aula-Verlag, Wiesbaden -1991-

## (III) Das Postamt Balingen während der Besatzungszeit bis zum Entstehen der Bundesrepublik Deutschland (1945-1950)

### 3. Folge (9. Folge insgesamt und Schluß) / von Rudolf Töpfer

Am 20. Juni 1948 fand in den drei Westzonen eine Währungsreform statt. Damals hat jeder West-Bewohner 40 DM in bar bekommen und 2 Monate später nochmals 20 DM im Tausch gegen 60 Reichsmark. Firmen erhielten einen Geschäftsbetrag von 60 DM pro Arbeitnehmer. Länder und Gemeinden bekamen eine finanzielle Erstaussstattung für einen Monat. Dadurch flossen 1,9 Milliarden DM in die Portemonnaies und Kassen. Das neue Geld war in den USA gedruckt worden.

Bei Ausgabe des Kopfgeldes mußte auf einem Formular das übrige Altgeld und Sparguthaben angemeldet werden. Die Sparer wurden enteignet, ihre Guthaben auf 6,5 Prozent reduziert. Löhne und Gehälter, Renten und Mieten mußten fortan im Verhältnis 1:1 gezahlt werden. Vom Zahltag an herrschte im Westen Aufbruchstimmung. Über Nacht füllten sich die Regale. Dadurch floß der freigewordene Kaufkraftstrom nicht ins Leere. Die Währungsreform wurde zum Motor des Wirtschaftswunders. Die alte Reichsmark hatte abgewirtschaftet. Der Aufschwung der drei Westzonen begann. Alle brauchten Geld, um irgendetwas zu kaufen – also arbeiteten alle. Der Aufschwung wurde erarbeitet.

Auch im Osten Deutschlands hat es 1948 eine Währungsreform gegeben durch Ausgabe der „Deutsche Mark der Deutschen Notenbank“. Um möglichst zu verhindern, daß die alte Reichsmark in die Sowjetzone sickert und dort die Inflation anheizt, machten die Russen die Interzonenlinie noch dichter. Damit war eine wirtschaftliche Trennungswand zwischen

den Westzonen und der Sowjetzone aufgerichtet.

Dadurch ist natürlich auch der Wert der Postwertzeichen beeinflusst worden. So wurden in der hier interessierenden französischen Zone der Umtausch der alten RM-Marken zu einem Zehntel ihres Nennwertes gestattet, und zwar nur an zwei Tagen (21. und 22. Juni 1948) bei den Postämtern der französischen Besatzungszone. – Die Postverwaltungen der Bi-Zone, Westberlins und der sowjetischen Militärverwaltung erließen eigene Bestimmungen. Allgemein herrschte ziemliches Durcheinander. Daher hat es zahlreiche „irreguläre Frankaturen“ gegeben. Im übrigen sind die DM-Dauererien aller Länder der französischen Zone mit Ablauf des 31. Dezember 1949 ungültig geworden.

#### Blockade der Berliner Westsektoren durch die Sowjets vom 24. 6. 1948 bis 12. 5. 1949.

Die Tatsache, daß die sowjetische Militärverwaltung in der Nacht zum 24. Juni 1948 den gesamten Passagier- und Güterverkehr zwischen Berlin und Helmstedt wegen angeblicher „technischer Störungen“ in beiden Richtungen eingestellt und gleichzeitig die Versorgung der Berliner Westsektoren mit Lebensmitteln, Frischmilch, Elektrizität und Braunkohle gesperrt hatte, führte letzten Endes zur „Operation Luftbrücke“. Die Versorgungsflüge begannen unverzüglich. Die Blockade der Berliner Westsektoren endete am 12. Mai 1949. In fast 200 000 Flügen waren von den „Rosinenbomben“ 1,44 Millionen Tonnen Fracht ein-

geflogen worden. Der Kalte Krieg war voll ausgebrochen. In Berlin erinnert heute noch ein Luftbrückendenkmal an diese große Leistung.

#### Wie es am 1. April 1950 zur Bildung der „Deutschen Bundespost“ (DBP) kam

Am 8. Mai 1949 verabschiedete der Parlamentarische Rat das Bonner Grundgesetz als Provisorium. Am 12. Mai 1949 wurde es von den Westalliierten genehmigt und am 23. Mai 1949 von Dr. Adenauer verkündet, der Präsident des Parlamentarischen Rates war. Nach Unterzeichnung trat das Grundgesetz an diesem Tage in Kraft. Bonn war vorläufige Bundeshauptstadt. In Artikel 73 GG heißt es unter anderem: „Der Bund hat die ausschließliche Gesetzgebung über das Post- und Fernmeldewesen“, und in Artikel 87 GG steht: „In bundeseigener Verwaltung mit eigenem Verwaltungsunterbau werden geführt ... die Bundespost.“

Artikel 130 GG bestimmt: „... die Betriebsvereinigung der südwestdeutschen Eisenbahnen und der Verwaltungsrat für das Post- und Fernmeldewesen für das französische Besatzungsgebiet unterstehen der Bundesregierung. Oberster Disziplinarvorgesetzter dieser Einrichtungen ist der zuständige Bundesminister.“

Am 14. August 1949 wählten die westdeutschen Bürger den ersten Deutschen Bundestag, der am 7. September 1949 eröffnet wurde. Die Bundesversammlung hat am 12. September 1949 Professor Theodor Heuss zum Bundespräsidenten und der Bundestag am 15. Sep-



Ludwig Erhard  
Motor des deutschen  
Wirtschaftswunders  
und der Sozialen  
Marktwirtschaft.



Am 12. Mai 1959 er-  
schienene Sonder-  
marke (also zehn Jah-  
re nach Beendigung  
der Berliner Blokade).

tember 1949 Dr. Konrad Adenauer zum Bun-  
deskanzler gewählt. Am 21. September 1949 ist  
dann die Bundesregierung gebildet worden mit  
Hans Schubert als Bundesminister für das  
Post- und Fernmeldewesen.

Am 7. Oktober 1949 wurde die Deutsche De-  
mokratische Republik (DDR) proklamiert.  
Seitdem gab es zwei deutsche Staaten.

Die Militärgouverneure und Oberbefehlshab-  
er der drei Westzonen haben am 12. Mai 1949  
das „Besatzungsstatut“ bekanntgegeben, das  
dann am 2. September 1949 in Kraft getreten  
ist. Danach wollten die Hohen Kommissare  
nicht mehr regieren, sondern nur noch helfend  
beraten. Sie hatten aber auch auf bestimmten,  
im „Besatzungsstatut“ fest umrissenen Gebie-  
ten das Recht, selbst unmittelbare Maßnah-  
men zu ergreifen oder Anweisungen zu erteilen.  
Damit wurde die Regierung Deutschlands in die  
Hände deutscher Vertreter gelegt, die ihrer-  
seits gegenüber den deutschen Wählern ver-  
antwortlich waren.

Nach Inkrafttreten des Grundgesetzes am  
23. Mai 1949 ist am 1. April 1950 eine neue  
Bundesverwaltung unter der Bezeichnung  
„Deutsche Bundespost“ (DBP) gebildet wor-  
den (Amtsblatt-Verfügung Nr. 212/1950). Das  
Bundespostministerium übersiedelte im No-  
vember 1954 von Frankfurt am Main nach  
Bonn.

Nach Bildung der Bundesrepublik Deutsch-  
land im Jahre 1949 erhielten die Dienststempel  
und Dienstsiegel erneut ein anderes Aussehen:  
sie zeigen nun den Bundesadler.

Die Post der DDR behielt die Bezeichnung  
„Deutsche Post“ (DP) bei. – Die Gültigkeit der  
einzelnen Westzonen-Wertzeichen endete am  
31. März 1950, soweit sie nicht schon vorher  
erloschen war.

Damit war am 1. April 1950 im Buche der  
deutschen Postgeschichte ein neues Blatt auf-  
geschlagen worden.

In der Zeit vom 30. November 1918 (Thron-  
verzicht König Wilhelm II.) bis 1. April 1950  
(Bildung der Deutschen Bundespost als neue  
Bundesverwaltung)

... standen dem Postamt Balingen vor:

Leonhard Günthner	Oberpostmeister	1907–1924
Fritz Hosch	Oberpostmeister	1924–1933
Wilhelm Jetter	Postamtmann	1933–1950

... waren Stadtschultheißen bzw. Bürgermei-  
ster von Balingen (die Stadtschultheißen sind  
1928 in Bürgermeister umbenannt worden):

Friedrich Hofmann		1906–1919
Hermann Rommel		1919–1936
Kurt Friedrichs		1937–1945
Robert Wahl		1945–1946
Walter Fuchs		1946–1948
Gottlob Maurer		1948–1954

... haben dem Oberamt bzw. Landkreis Balin-  
gen als Oberamtmann bzw. Landrat vorge-  
standen:

Eugen Fender	Oberamtmann	1913–1918
Gustav Himmel	Oberamtsverweser	1918–1919
Julius Lemppenau	Oberamtmann	1919–1926
Heinrich Kretschmer	Oberamtsverweser	1926

Dr. Walter Stahlecker	Oberamtmann	1926–1928
Ernst Kauffmann	Oberamtsverweser	1928
Max Knöpfle	Oberamtsverweser	1928–1929
Robert Barth	Landrat	1929–1931
Dr. Eduard Roller	Landrat	1931–1933
Dr. Karl Haegle	Oberamtsverweser	1933–1934
Karl Sinn	Landrat	1934–1939
Dr. Theodor Zeller	Landrat	1939–1945

Robert Wahl	Landrat	1945–1948
Friedrich Roemer	Landrat	1948–1967

**Quellen:**

1. „Archiv für deutsche Postgeschichte“, Heft 1/1990 und Heft 1/1993 betreffend „Die Post in der Weimarer Republik und das Reichspostfinanzgesetz“.
2. Rundschreiben Nr. 101 der „Arge Württemberg im Bund deutscher Philatelisten“ betreffend den Verkehrsflughafen Böblingen.
3. Rundbriefe Nr. 33/1986 und Nr. 37/1988 der „Arbeitsgemeinschaft Deutsche Barfrankaturen ab 1945“ betreffend Interniertenpost.
4. „Stauffenberg, Symbol der deutschen Einheit“ von Wolfgang Venohr, Buch mit 430 Seiten, erschienen 1986 bei Ullstein.
5. „Philatelie und Postgeschichte“, Nummern 117–121.
6. Hefte „Postgeschichtliche Blätter“, Karlsruhe;
7. „Postgeschichtliche Blätter aus Württemberg“, Stuttgart/Tübingen;
8. „Südwestdeutsche postgeschichtliche Blätter“, Freiburg.
9. „Staatsvertrag zwischen dem Deutschen Reiche und dem Freien Volksstaat Württemberg betr. Übergang der Post- und Telegraphenverwaltung Württembergs an das Reich“ vom 29./31. März 1920 sowie Schlußprotokoll dazu (Beilage zum Amtsblatt der Württ. Verkehrsanstalten Nr. 68 von 1920).
10. Altakten verschiedener Postämter.
11. Briefmarken-Kataloge.
12. „Heimatkundliche Blätter, Balingen“.
13. Presseveröffentlichungen.
14. Fachliteratur.
15. Auskünfte von Sammlern und anderen Personen.
16. Zahlreiche weitere Quellenangaben siehe Text und Bildunterschriften.

## Auf den Spuren Simon Schweitzers

Mit Taufpaten von Rang / von Eugen Gröner, Balingen

Von dem Balingener Bildhauer Simon Schweitzer, dessen Name von dem bekannten Kunsthistoriker Pfarrer Pfeffer, Lautlingen, im Jahre 1914 entdeckt wurde, war bisher nur bekannt, daß ihm 1601 bis 1613 sechs Kinder geboren wurden, daß er 1608 als Bildhauer erwähnt wurde und daß er 1607 unter den Brandgeschädigten des großen Stadtbrandes erwähnt wird.

Das Taufbuch der evangelischen Kirchengemeinde Balingen gibt Auskunft über die Namen der Kinder und, was besonders interessant ist, über die Taufpaten.

Zunächst über die Schreibweise des Namens: Im Taufbuch wird er teilweise mit „tz“, teilweise mit „z“ geschrieben. Die damaligen

Pfarrer nahmen es meist mit der Orthographie nicht so genau, und so ist die verschiedene Schreibweise verständlich. Da bereits die Simon-Schweitzer-Straße mit „tz“ geschrieben wurde, soll es dabei sein Bewenden haben.

Nun zu den Kindern: Im Balingener Taufbuch sind folgende Kinder aufgeführt:

**Schweitzer Simon uxor Agatha**

1. Salome	11. 4. 1601
2. Michael	15. 8. 1603
3. Agathe	18. 12. 1605
4. Jeremias	15. 9. 1608
5. Adam	24. 2. 1610
6. Jeremias	5. 10. 1613

Taufpaten: Christoph Mayer, Untervogt, Abraham Hartmann, Bürgermeister, Michael Krompwein, Stadtschreiber, Katharina, Schüßlers Hausfrau

Christoph Mayer, Untervogt, Michael Krompwein, Stadtschreiber, Abraham Hartmann, Bürgermeister, Katharina M. Thomas Schüßlers, Pfarrer und Spezials Hausfrau

dto.

hier ist Schweitzer als Bildhauer bezeichnet.

Taufpaten:  
Friedrich von Tegernau, Praefecti superior  
Christoph Mayer, alt Untervogt  
Michael Krompwein, Amtsschreiber  
Abraham Hartmann, Bürgermeister  
Catharina, M. Thomas Schüßlers Pfarrers ux.

alt Abraham Hartmann  
Hans Staffler  
Caspar Hartmann  
Barbara, M. Marcus Märklin Specialis uxor

Michael Krompwein der Alte  
Melchior Trescher  
Caspar Hartmann  
Barbara, Hern Specialis M. Märklins uxor

Für jedes Kind hatte Schweitzer also Tauf-  
paten ausgesucht, die Rang und Namen hatten  
und auch finanziell nicht schlecht gestellt wa-  
ren. Jedesmal war der Untervogt dabei, der  
höchste Beamte der Stadt. Auch Michael  
Krompwein, der 42 Jahre lang Stadt- und  
Amtsschreiber war, gehörte zu den höchsten  
Beamten der Stadt und des Amtes. Die beiden  
Frauen Katharina Schüßler und Barbara  
Märklin waren Dekansfrauen, Thomas

Schüßler war Dekan von 1586 bis 1608, Marcus  
Märklin von 1608 bis 1617. Die Hartmann  
waren Bürgermeister (entspricht etwa dem  
heutigen Stadtkämmerer).

Dabei muß berücksichtigt werden, daß die  
Beamten damals ein viel höheres Ansehen ge-  
nossen als heute. In der Kirche gab es eine  
besondere Herrenempore mit eigenem Ein-  
gang, auf der nur die Herren Beamten Platz  
nehmen durften.

Daß bei dem 1608 geborenen Sohn Jeremias sogar Friedrich von Tegernau, Braefecti superior (Obervogt), als Pate erscheint, ist wohl darauf zurückzuführen, daß Schweitzer für die 1605 verstorbene Gattin des Obervogts das herrliche Stein-Epitaph in der Stadtkirche geschaffen hatte.

Der beim letzten Kind als Pate aufgeführte Melchior Trescher ist der Rottweiler Maler, der 1613 auf Befehl des Herzogs Johann Friedrich die Stadtkirche ausmalte. Von dieser Ausmalung ist nur eine runde Wappentafel übriggeblieben, die einst als Entlüftungsdeckel in die Holzdecke eingelassen war (s. Bild). Sie befindet sich heute als Leihgabe im Heimatmuseum in der Zehntscheuer.



Wappenscheibe  
von der Ausmalung  
der Kirche 1613



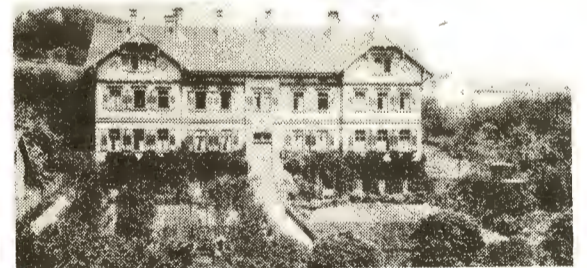
WINTERLICHES MESSTETTEN: aufgenommen im Februar des Jahres 1929.

Foto: Kreisarchiv

## Heimatkundliche Blätter

### Inhaltsverzeichnis 1994

Seite		Seite		Seite		
	Der Weißstorch – erneut „Vogel des Jahres“	913	Burkhard III. von Hohenberg und seine bewegte Zeit (A. G. Grözinger) – 2. Folge	929	Erinnerungen an die „Orgelhütte in Balingen“ (Waldemar Rehfuß)	948
	Prinz Carneval in Ebingen (Ingrid Helber)	914	Aus der Schule geplaudert (Rudolf Lindner)	931	Das Caspar-Murschel-Epitaph in der Balingener Stadtkirche (Eugen Gröner)	949
	Erinnerung an „Mamesius“ (Waldemar Rehfuß)	916	Buchbesprechung: Zollernalbprofile	932	Heimatkunde gibt inneren Halt (Vortrag Prof. Roller)	949
	Das Postamt Balingen auf seinem Weg in schweren Zeiten: Von der Königlich Württ. Staatspost über die Deutsche Reichspost zur Deutschen Bundespost (Rudolf Töpfer)	917	Das Postamt Balingen im „Dritten Reich“ bis zum Zusammenbruch (1933–1945) – 4. Folge insgesamt	933	Landenberger und Eckenfelder – ohne Wilhelm Leibl undenkbar (Almut Schnerring)	951
	Das Postamt Balingen in den Jahren der Weimarer Republik (1918–1932) – 1. Folge	917	Schwerste Zeiten für eine tapfere Frau (Dr. Peter Thaddäus Lang)	934	Von Balingener Ärzten, Apothekern und Badstuben (Dr. Wilhelm Foth)	952
	Abstammung der Hohenberger (A. G. Grözinger)	918	40 Jahre Heimatkundliche Vereinigung Balingen – 40 Jahre Heimatkundliche Blätter Balingen (Dr. Wilhelm Foth)	937	Das Postamt Balingen während der Besatzungszeit ... 2. Teil/8. Folge insgesamt	953
	Das Postamt Balingen in den Jahren der Weimarer Republik – 2. Folge	921	Heimatsforscher Oberlehrer Heinrich Breeg zum Gedenken (Jürgen Scheff)	938	Mehr als Landschaft und Geschichte (Meditation Robert Kohler)	954
	Rosenfelder Müller überfallen (Rudolf Lindner)	923	Das Postamt Balingen im „Dritten Reich“ – 2. Teil/5. Folge insgesamt	939	Von Balingener Ärzten, Apothekern und Badstuben (Dr. Wilhelm Foth) – 2. Teil	955
	Wie schützten sich die Heselwanger gegen den „roten Hahn“? (Dr. Wilhelm Foth)	924	Das Postamt Balingen im „Dritten Reich“ – 3. Teil/6. Folge insgesamt	941	Stein-Epitaph des edlen Fräuleins (Eugen Gröner)	965
	Das Postamt Balingen in den Jahren der Weimarer Republik – 3. Folge	924	Schädeloperation vor 200 Jahren (Alfred Munz)	943	Burkhard III. von Hohenberg und seine bewegte Zeit (A. G. Grözinger) – 2. Folge	967
	Nostalgia: Italienische Arbeitnehmer in Tailfingen (Dr. Peter Thaddäus Lang)	925	Die Feldgrille (Klaus Gollmer)	944	Das Postamt Balingen während der Besatzungszeit bis zum Entstehen der Bundesrepublik Deutschland (1945–1950) – 7. Folge insgesamt	968
	Zum Gedenken an Dr. Walter Stettner (Alfred Munz)	929	Das Postamt Balingen während der Besatzungszeit bis zum Entstehen der Bundesrepublik Deutschland (1945–1950) – 7. Folge insgesamt	945	Seit 25 Jahren: Balingener Gymnasium auf dem Längenfeld (Dr. Wilhelm Foth)	969
				947	Auf den Spuren Simon Schweitzers (Eugen Gröner)	969



ALT-EBINGEN: das „Spital“ in einer Aufnahme vom August 1911.

Foto: Stadtarchiv Albstadt

### Die Verfasser der Beiträge in dieser Ausgabe:

Anton Georg Grözinger, Schillerstr. 17, 72355 Schömberg

Eugen Gröner, Hofmannstr. 6, 72336 Balingen

Rudolf Töpfer, Stingstr. 47, 72336 Balingen

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, 72336 Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Geschäftsführung: Ruth Hübner, Im Kirschenwinkel 2, 72359 Dotternhausen, Telefon (0 74 27) 13 74.

Redaktion: Christoph F. Riedl, 72336 Balingen, Gerh.-Hauptmann-Ring 14, Telefon 78 16.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

## BILDER AUS ALTER ZEIT

ALT-BALINGEN: ein Bild aus dem Jahr 1907 – Partie an der Eyach; hinten links die katholische Kirche.  
Foto: Stadtarchiv Balingen